



Nachrichten
von
der Gesellschaft der Wissenschaften
zu
Göttingen

Geschäftliche Mitteilungen
aus dem Berichtsjahr
1928/29

INHALT

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1929

Bericht des abtretenden Vorsitzenden Sekretärs über das Geschäftsjahr 1928/29.

Außer den beiden öffentlichen Sitzungen fanden im abgelaufenen ·chäftsjahr 15 ordentliche Sitzungen, 7 Sitzungen der Geschäfts- amission und 2 Sitzungen der Septuaginta-Kommission statt. Über ie wissenschaftlichen Vorlagen im Einzelnen geben die nachstehend ogedruckten Sitzungsprotokolle kurze Rechenschaft.

Von Veröffentlichungen erschienen als „Nachrichten" in r Philologisch-Historischen Klasse 3 Hefte, in der Mathematisch-Physikalischen Klasse 2 Hefte; zum erstenmal, wie seit langem die „gelehrten Anzeigen", und aus praktischen Gründen, mit dem lenderjahr abschließend. Als „Abhandlungen" wurden in ren Neuer Folge herausgebracht seitens der *Philologisch-Historischen Klasse* Bd. XXII, 1; XXIII, 1; XXIV, 1:

Paul Kehr: Papsturkunden in Spanien (Vorarbeiten zur Hispania Pontificia). Bd. II. Navarra und Aragon. 1. Archivberichte. 2. Urkunden und Regesten. Herausgegeben unter Mitwirkung von P. Rassow, J. Rius und P. Galindo.

Johannes von Walter: Die Depeschen des Venezianischen Gesandten Nicolo Tiepolo über die Religionsfrage auf dem Augsburger Reichstage 1530.

Hans Plischke: Kukailimoku, ein Kriegsgott von Hawaii. (Arbeiten aus der Ethnographischen Sammlung der Universität Göttingen. Heft 1.) Mit 7 Tafeln.

Dieses letztgenannte Heft bildet den Anfang einer Serie von Arbeiten, welche in 12 Teilen einen eignen Band der „Abhandlungen" der Philologisch-Historischen Klasse füllen und die wertvollsten Stücke der berühmten Blumenbachschen Sammlung monographisch behandeln sollen. Die Beigabe zahlreicher Tafeln und Textillustrationen wird durch einen dankenswerten Zuschuß seitens der Notgemeinschaft ermöglicht.

Seitens der *Mathematisch-Physikalischen Klasse* erschien im Druck N. F. Bd. XIII, 2, 3 und 4:

Albert Peter: Wasserpflanzen und Sumpfgewächse in Deutsch-Ostafrika. Mit 19 z. T. bunten Tafeln.

Roland Brinkmann: Statistisch-biostratigraphische Untersuchungen an mitteljurassischen Ammoniten über Artbegriff und Stammesentwicklung. Mit 5 Tafeln, vielen Textabbildungen und Tabellen.

Roland Brinkmann: Monographie der Gattung Kosmoceras. Mit 1 Tafel und zahlreichen Tabellen.

Die „Göttinger gelehrten Anzeigen" sind unter der bewährten Leitung von Herrn Dr. Joachim in 12 Heften wieder etwas erweitert (fast 40 Bogen) erschienen: 190. Jahrgang (1928).

Außerdem gelang es zwei für die Geschichte unserer Akademie in ihren beiden Klassen bisher fehlende und als Nachschlagewerke wertvolle Zusammenstellungen herauszubringen, verfaßt von Bibliotheksrat Dr. Max Arnim, jetzt in Berlin:

1. Mitglieder-Verzeichnis der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen von 1751—1927. Die Namen und Lebensdaten sämtlicher Gelehrten, welche unserer Sozietät seit ihrer Gründung angehört haben, sind hier alphabetisch, nach Ländern und Wissensgebieten übersichtlich geordnet.
2. Autoren-Verzeichnis zu den Veröffentlichungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1751—1927. Wieder alphabetisch, nach Autorennamen gereiht, sind hier, mit Ausnahme der Rezensionen in den „Gelehrten Anzeigen", sämtliche in den Druckschriften der Gesellschaft seit ihrer Gründung erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten in ihren Titeln übersichtlich aufgeführt.

Beide Veröffentlichungen wurden als Gratisgabe an sämtliche Mitglieder aller Kategorien unsrer Gesellschaft versandt, unsren Jubilaren sowie dem Herrn Universitätskurator Geh. Reg.-Rat Dr. Th. Valentiner als Ehrengabe in künstlerischem Einband überreicht. Sie sind im übrigen broschiert bei der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin im Kommissionsverlag zum Preise von 10, bezw. 15 Mk. zu beziehen.

Als weitere Ergänzung dieser beiden Übersichten soll, ebenfalls von Dr. M. Arnim vorbereitet, auch noch ein „Schlagwortregister" folgen und damit die noch klaffende Lücke

in den Orientierungsmitteln über unsere Göttinger Sozietät völlig geschlossen werden.

Der Tauschverkehr der Druckschriften hat wiederum Fortschritte gemacht; in 27 Fällen konnte er ganz neu angeknüpft werden. Die Nachfrage nach unsren Publikationen ist reger denn je.

Für wissenschaftliche Unternehmungen wurden, in ziemlich gleicher Höhe wie im Vorjahre, im Ganzen 18550 Mk. bewilligt, nämlich

in der *Philologisch-Historischen Klasse:*

Herrn Alfred Rahlfs zur Fortführung des Septuaginta-Unternehmens	6000 Mk.
Herrn Albert Brackmann-Berlin zur Fortführung der „Germania Pontificia"	3000 „
Herrn Emil Sieg für Arbeiten an tocharischen Texten in London	500 „
Herrn Alfons Hilka für Beendigung seiner Arbeiten über die altfranzösischen Graldichtungen	300 „
Herrn Karl Brandi für Arbeiten im Wiener Staatsarchiv über Karl V.	500 „
Herrn Otto Neugebauer zu Vorarbeiten der Herausgabe des mathematischen Papyrus Golenischeff in Petersburg	750 „
Herrn Friedrich Andreas für Untersuchungen über die mandäischen Turfanfragmente	600 „
Herrn Hermann Thiersch zur Fortführung ikonographischer Studien über J. J. Winckelmann	200 „
Dem Kartell der deutschen Akademien zur Fortführung des Biographischen Jahrbuchs	1000 „
Demselben für Herausgabe der Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz	500 „

In der *Mathematisch-Physikalischen Klasse* wurden bewilligt:

Herrn Alfred Kühn für weitere Forschungen über Vererbungsversuche an Vögeln	1200 „
Herrn James Franck für Arbeiten über Zusammenhänge zwischen Spektroskopie und chemischer Bindung	4000 „

Die Berichte über die laufenden größeren wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Gesellschaft werden im Einzelnen im Druck erscheinen; hervorzuheben ist Folgendes:

Zu dem unter seiner Leitung mit vielen Mitarbeitern jetzt gleichzeitig in Deutschland, Italien, Spanien, Frankreich und England glücklich und mächtig voranschreitenden Werk der Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden bemerkt der Herausgeber, Herr P. Kehr, abschließend (vgl. unten S. 34) in seinem letzten Berichte: „Es ist uns besonders erfreulich festzustellen, daß wir überall mit der gleichen Freundlichkeit aufgenommen worden und nirgends auf eine Schwierigkeit bei der Benutzung der Archive gestoßen sind. Die einzige Schwierigkeit, die wir zu bewältigen haben, sind die ungeheuren Stoffmassen in den zahlreichen Archiven, die wir noch besuchen müssen. Aber wir sehen doch endlich ein Ende".

Ein ganz neues Unternehmen, ebenfalls auf spanischem Boden, hat unsere Gesellschaft eröffnet, einer Anregung Herrn Stille's folgend, auf dem Gebiete der Geologie.

In das Geschäftsjahr 1928/29 hinein erstrecken sich die im Januar 1928 begonnenen Untersuchungen der Herren Dr. Schriel-Berlin und Dr. Lotze-Göttingen in Nordspanien. Beide Herren kehrten Ende Mai 1928 zurück.

Seit Anfang Februar 1929 sind in den Keltiberischen Ketten Spaniens die Geologen Dr. Schröder-Berlin, Privatdozent Dr. Brinkmann-Göttingen und Dr. Hahne-Aachen tätig.

Von den aus diesen Untersuchungen sich ergebenden „Beiträgen zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete" erschien soeben:

Heft 2 (Abh. Math.-Phys. Kl. XIV, 1) W. Schriel: „Der geologische Bau des katalonischen Küstengebirges zwischen Ebromündung und Ampurdan".

Im Druck steht Heft 3 (Abh. Math.-Phys. Kl. XIV, 2) Fr. Lotze: „Stratigraphie und Tektonik des Keltiberischen Grundgebirges".

Von Heft 4 (Abh. Math.-Phys. Kl. XVI, 2) in dem Dr. Schriel die geologischen Verhältnisse der Sierra Demanda und Sierra Miranda (Nordspanien) behandelt, liegen bereits die buntfarbigen Kartenbeilagen gedruckt vor.

Personell sind folgende Veränderungen anzuführen.

Es wurden gewählt in der *Philologisch-Historischen Klasse:*

zu ordentlichen Mitgliedern am 22. März 1929 die Herren:

Julius Binder,
Rudolf Unger,
Georg Wobbermin,

zu korrespondierenden Mitgliedern am 20. Juli 1928:
Otto Behaghel in Gießen,
Hugo Rabe in Hannover,
Adolf Schulten in Erlangen,
Wilhelm Voege in Ballenstedt a. H.,
Oskar Waldhauer in Petersburg
und am 22. März:
Paul Koschacker in Leipzig;
zu auswärtigen Mitgliedern am gleichen Tage:
Ernst Fabricius in Freiburg i. Br.,
Otto Lenel ebendaselbst.

In der *Mathematisch-Physikalischen Klasse* am 20. Juli 1928:
zu korrespondierenden Mitgliedern:
George Barger in Edinburgh,
Wilhelm Bornhardt in Clausthal,
Oskar Perron in München;
zum auswärtigen Mitglied:
Richard von Wettstein in Wien.

Infolge von Wegberufung nach Berlin, bezw. München und Düsseldorf sind unsere ordentlichen Mitglieder Alfred Bertholet, Arnold Oskar Meyer und Wolfgang Heubner aus der Reihe der ordentlichen in die unsrer auswärtigen Mitglieder übergegangen. An Stelle Herrn Bertholet's wurde zum Vorsitzenden der Septuaginta-Kommission Herr Walter Bauer, zum Vorsitzenden der Religionsgeschichtlichen Kommission Herr Emil Sieg bestimmt. An die Stelle von Herrn Edward Schröder als Mitglied in der interkartellierten Kommission zur Herausgabe der mittelalterlichen Bibliothekskataloge trat Herr Karl Brandi.

Unser auswärtiges Mitglied Johannes Hartmann in La Plata hatten wir die Freude als Gast vorübergehend wieder in unserer Mitte zu sehen.

Durch den Tod verloren wir unser ordentliches Mitglied Mark Lidzbarski, dessen wissenschaftliche Bedeutung für unsren Kreis und weiterhinaus sogleich besonders gewürdigt werden wird. Ferner die auswärtigen Mitglieder Panagiotis Kabbadias in Athen (VII. 28), Johannes von Kries in Freiburg i. Br. (30. XII. 28), Dietrich Schäfer in Berlin (12. I. 29) und Karl Julius Beloch in Rom (7. II. 29). Dazu die Korrespondenten: Friedrich von Bezold in Bonn (29. IV. 28), Luigi Bianchi in Pisa (6. VI. 28), Willy Wien in München (30. VIII. 28), William Hillebrandt in Washington (29. IX. 28), Karl Geldner in Marburg (5. II. 29).

Es starb, wie eben erwähnt, unser auswärtiges Mitglied, der emer. ordentliche Professor der Physiologie an der Universität Freiburg i. Br. Geh. Hofrat Johannes von Kries, der, mit einer hochgeschätzten Schrift über Wahrscheinlichkeitsrechnung seine wissenschaftliche Laufbahn beginnend, die Physiologie durch grundlegende theoretische und experimentelle Arbeiten besonders über physiologische Optik förderte, um endlich mit einem gedankenreichen und umfassenden Buche über Logik und Wissenschaftslehre, in dem er die allgemeinsten Ergebnisse seines wissenschaftlichen Forschens darbot, sein Lebenswerk zu krönen.

Am 31. August vorigen Jahres ist das korrespondierende Mitglied unserer Gesellschaft, Wilhelm Wien, der Fachvertreter der Experimentalphysik an der Universität München völlig unerwartet von einer heimtückischen Krankheit dahingerafft worden. Der scheinbar kerngesunde, frische und elastische Mann hat nur ein Alter von 65 Jahren erreicht.

Wien, der u. a. in Göttingen studiert und in Berlin zu den Schülern und Mitarbeitern von Helmholtz gezählt hat, gehörte anerkanntermaßen zu den führenden Männern seines Faches. Bekannt gemacht haben ihn seine Beiträge zur Strahlungstheorie. Der „Wien'sche Verschiebungssatz“ gehört zum klassischen Bestande dieses für die heutige Quantenphysik grundlegenden Gebietes. Seine Experimentaluntersuchungen über das Wesen der Kanalstrahlen haben ihm die hohe Anerkennung des Nobelpreises gebracht.

Unter seinen organisatorischen Leistungen ist an erster Stelle seine Schöpfung der Helmholtz-Gesellschaft zu nennen, die mit erheblichen Mitteln physikalische und physikalisch-technische Arbeiten fördert.

Wien war eine Arbeitskraft ersten Ranges. Er wußte trotz seiner großen Belastung durch Unterricht und Verwaltung nicht nur ständig einen großen Kreis von wissenschaftlichen Mitarbeitern an sich zu fesseln, sondern er fand auch die Zeit, stets selbst experimentierend und beobachtend an seinem Lebenswerk weiterzuarbeiten.

Seit 1900 ist Wien, ein geborener Ostpreuße, trotz Berufungen nach Leipzig und Berlin den bayerischen Universitäten treu geblieben: erst in Würzburg dann in München, beidemale als Nachfolger Röntgens.

Am Leben unserer Gesellschaft hat Wien durch gelegentliche Beiträge zu den Nachrichten teilgenommen. Unter diesen Beiträgen findet sich eine kurze, nur etwa eine Seite umfassende Notiz, die sehr bekannt geworden ist, weil sie die erste Anwendung der Quantentheorie auf die Röntgenstrahlen enthält.

Am 5. Februar 1929 verschied in Marburg nach eben vollendetem 76. Lebensjahr der emeritierte Professor des Sanskrit, Geheimer Regierungsrat Dr. Karl Friedrich Geldner, seit 1919 korrespondierendes Mitglied unserer Gesellschaft.

Der am 17. Dezember 1852 in Saalfeld Geborene bezog 1871 zunächst die Universität Leipzig, wo er bei Brockhaus und Windisch Vorlesungen über Sanskrit und Zend(-Avesta) hörte. Nach einem Jahre siedelte er nach Tübingen über, und hier wirkte sein Lehrer Rudolf Roth so entscheidend auf ihn ein, daß er in Tübingen blieb, dort seine Studien beendete, promovierte (1875) und schließlich sich auch habilitierte (1878). — Geldner's erste wissenschaftliche Tat war die Lösung einer Tübinger Preisschrift für das Jahr 1874, die in erweiterter Form unter dem Titel „Über die Metrik des jüngeren Avesta“ 1877 veröffentlicht ist. Auch auf dem Gebiete der Vedaphilologie verdiente er sich schon frühzeitig die ersten Sporen mit den „Siebenzig Liedern des Rigveda“, die er 1875 zusammen mit Adolf Kaegi erscheinen ließ.

Auf Roth's Drängen übernahm Geldner eine kritische Herausgabe des Avesta, eine entsagungsvolle Arbeit, die ihm über 15 Jahre seines Lebens gekostet hat, und die erst 1895 mit dem 3. Folioband zum Abschluß gekommen ist. Inzwischen war Geldner, der sich 1887 nach Halle umhabilitiert hatte, zunächst Extraordinarius in Halle und einige Monate später (1889) Extraordinarius in Berlin geworden. Mit Pischel, dem Hallenser Ordinarius, hat ihn bald gemeinsame Arbeit zu enger Freundschaft verbunden. Sommer 1888 erschien das erste Heft der „Vedischen Studien“ von Pischel und Geldner mit einer von beiden Verfassern gemeinsam unterzeichneten programmatisch gehaltenen Einleitung, die für die Vedaforschung von einschneidender Bedeutung geworden ist. Dem ersten Hefte sind bis 1901 noch 4 weitere (im ganzen 3 Bände) gefolgt. Geldner hat fast 17 Jahre als Extraordinarius in Berlin gewirkt, einen 1902 erfolgten Ruf nach Halle in Pischel's Ordinariat hat er abgelehnt und erst 1907 einen erneuten Ruf auf Justi's Lehrstuhl in Marburg angenommen. Geldner, dem ausgezeichneten Lehrer, dessen Interpretations-Kollegien zu hören geradezu ein Genuß war, hat es auch in Marburg nicht an Schülern gefehlt, die aus allen Weltgegenden zu ihm kamen. Auch nach seiner Emeritierung hat er noch bis zu seinem Tode eifrig Vorlesungen gehalten. Darüber vergaß er aber keineswegs seine wissenschaftlichen Publikationen; er ist vielmehr in den 21 Jahren, die ihm in Marburg noch beschieden waren, erstaunlich produktiv gewesen. Von dem zweibändigen Werk „Der Rigveda in Auswahl“ gehört allerdings der erste Band von 1907 noch in die Berliner Zeit, während der zweite erst 1909 erschienen ist. In diese Periode fallen auch seine wundervollen Beiträge zu Berthelot's Religionsgeschichtlichem Lesebuch: „Zoroasters Religion“ 1908 und „Vedismus und Brahmanismus“ 1911, ausgezeichnet ausgewählte Anthologien aus Avesta und Veda in musterhafter Übersetzung, die zu dem Besten gehören, was Geldner geschaffen hat und die beide 1926, bezw. 1928 in zweiter Auflage erschienen sind. Für 1915 ist noch die Neubearbeitung von Stenzler-Pischel's „Elementarbuch der Sanskritsprache“ zu verzeichnen; auch sie ist längst vergriffen und mußte durch anastatischen Neudruck ersetzt werden, da Geldner's ganze freie Zeit seit Beginn des Weltkrieges der

Gesamtübersetzung des Rigveda gewidmet war; ein gigantisches Unternehmen, das von dem Lebensmut und Kraftvertrauen des Übersechzigjährigen zeugt. Aber das Glück ist ihm hold geblieben, denn er hat diese Übersetzung noch wirklich zu Ende führen können. Der erste Band ist 1923 in unseren „Quellen der Religionsgeschichte" erschienen. Auch den Druck von Band 2 und 3 und Band 1 in zweiter Auflage mit ausführlicherem Kommentar für die „Harvard Oriental Series" hat Geldner noch überwachen können. Über den letzten Korrekturen und der Herstellung des Index, der mit einem ausführlichen Epilog den 4. Band der Übersetzung bilden sollte, hat den rastlos Arbeitenden der Tod ereilt.

Da die Bände von Harvard bisher nicht ausgegeben sind, ist ein abschließendes Urteil über die Rigveda-Übersetzung noch nicht möglich, aber sie bildet recht eigentlich den Ertrag von Geldner's Lebensarbeit, und in ihr wird mit der „kritischen Avesta-Ausgabe", mit „Zoroasters Religion" und mit „Vedismus und Brahmanismus" der Name des besten Schülers von Rudolf Roth fortleben.

In Panagiotis Kabbadias, unserem auswärtigen Mitglied seit 1924, hat die Archäologie des modernen Griechenland ihren größten Organisator und tatkräftigen Generalephoros der Altertümer verloren, der stets mit Stolz sich zu seiner deutschen Schulung bekannt hat. Auf Kephallenia als Sohn eines kleinen Beamten geboren, brachte er seine Studienjahre z. T. in Deutschland zu, wo Heinreich v. Brunn in München sein entscheidendster, auch ihm unvergeßlicher Lehrer wurde. Die erste große Ausgrabung des Deutschen Reiches in Olympia lehrte Kabbadias an Wilhelm Dörpfelds Seite die schwierige und verantwortungsvolle Kunst des Spatens kennen in ihrer ganzen mannigfachen Verzweigung. Was er sich dort zu eigen gemacht, bewies er seiner hellenischen Heimat durch die seit 1881 von ihm geleitete und bis an sein Lebensende immer weiter entwickelte und vervollständigte Wiederaufdeckung und wissenschaftliche Verarbeitung des wichtigsten Kurorts des altgriechischen Mutterlandes, des Heiligtums des Asklepios in Epidauros, mit all seinen Bauten, Skulpturen und Inschriften. Noch wichtiger für die gesamte Kulturwelt war die von ihm in Fluß gebrachte und restlos durchgeführte systematische Ausgrabung der athenischen Akropolis hinunter bis auf den gewachsenen Fels. Nicht nur für die klassische Zeit, für Propyläen, Erechtheion und Parthenon ist unsre Erkenntnis dadurch gewaltig erweitert und vertieft worden, die Früchte dieser umfassenden Ausgrabungsleistung werden erst in Zukunft ganz eingebracht werden können. Kabbadias ist endlich der Schöpfer der großen Museen und der geniale Reformator des ganzen Ausgrabungswesens wie der staatlichen Denkmalspflege in Griechenland. Neben dem Nationalmuseum und dem Akropolismuseum in Athen selbst wuchsen unter seiner Leitung in allen Provinzen wichtige Lokalmuseen heran und überall bewährte Pfleger der antiken Schätze. Mit weitem, klugem Sinne hat er in liberalster Weise allen Nationen der alten und neuen Welt das Ausgraben auf griechischem Boden nach Möglich-

keit erleichtert, wohl wissend, welche Gewinne direkter und indirekter, materieller und geistiger Art dieser internationale Forschungs-Wetteifer seiner Heimat bringen mußte. Wir Deutsche haben in Kabbadias einen unsrer treuesten Berater und Helfer unter der nicht geringen Zahl unsrer treuen Freunde in Griechenland verloren.

In ihren auswärtigen Mitgliedern Friedrich v. Bezold und Dietrich Schäfer hat die Gesellschaft der Wissenschaften zwei Historiker verloren, die in der merkwürdigsten Weise gegeneinander kontrastierten. Der Münchener Beamtensohn aus alter Familie, zeitlebens den eigentlich geistigen Bewegungen zugewandt, aufgeschlossen für religiöse, gelehrte, literarische Probleme, liebte es ihre Erscheinungen mit zartester Einfühlung künstlerisch nachzugestalten. Dahingegen der Arbeitersohn aus der Verladezunft von Bremen, nicht minder zarten Gemütes und doch stets von den realen Mächten der Wirtschaft und des Staates angezogen, immer leidenschaftlicher ihnen ergeben, konnte schließlich in seinen Lebenserinnerungen das ganz eindeutige Bekenntnis ablegen: „Die Ausgestaltung eines starken nationalen deutschen Staates ist stets das Ziel meiner politischen und wissenschaftlichen Bestrebungen gewesen".

Dietrich Schäfer (geb. 16. Mai 1845, gest. 12. Januar 1929) hat nach der Rückkehr aus dem deutsch-französischen Kriege am 9. Dezember 1871 in Göttingen bei Georg Waitz promoviert; Friedrich v. Bezold (geb. 26. Dezember 1848, gest. am 29. April 1928) hat vorübergehend in Göttingen studiert. Sonst verbanden weder den einen noch den anderen nähere Beziehungen mit Göttingen und mit unserer Gesellschaft. So gedenken wir ihrer wegen ihrer führenden Stellung in der deutschen Geschichtswissenschaft dankbar der Ehre, die sie auch unserer Gesellschaft als ihre Mitglieder zugewandt haben.

Friedrich v. Bezold ist wie seine Altersgenossen v. Druffel, Ritter, Stieve und Lossen durch die Arbeiten der Münchner Historischen Kommission hindurchgegangen, für die er die Briefe des Pfalzgrafen Johann Casimir herausgab. Die derbe Persönlichkeit des kurfürstlichen Statthalters war nicht eigentlich ein Held für ihn; eher fesselte ihn schon die mißhandelte Gemahlin, Elisabeth von Sachsen, wie er auch der berühmtesten Fürstin der italienischen Renaissance eine Charakteristik widmete. Humanistenbriefe und Humanistenleben beschäftigten ihn oft, und eine ganze Sammlung sollte aus diesen Beschäftigungen entstehen. Die Darstellung der „Anfänge der Selbstbiographie" bleibt eine seiner originellsten Arbeiten, und sein letztes großes Werk, die Geschichte der Universität Bonn, zeigt noch einmal seine Vorliebe für geistesgeschichtliche Zusammenhänge an einem Thema höchsten Stils. Seine besondere Meisterschaft aber entfaltete er doch in der Analyse geistiger Volksbewegungen; die „armen Leute", das Hussitentum und nach der staatlichen Seite die Idee der Volkssouveränität waren seine Lieblingsstoffe, und in derselben Richtung liegen auch Sonder-

art und Verdienst seiner berühmten „Einleitung zur Geschichte der deutschen Reformation".

Wie völlig anders das Lebenswerk Dietrich Schäfers! Auch er nahm seinen Ausgang von einer großen Editionsarbeit im Dienste des Hansischen Geschichtsvereins. Die 9 starken Quartbände stellen schon äußerlich eine gewaltige Leistung dar. Aber trotz gelegentlicher späterer Rückkehr zu kritisch philologischer Arbeit, blieb sein Augenmerk durchaus gerichtet auf die Darstellung der eigentlich staatlichen Verhältnisse. Schon seine preisgekrönte Erstlingsschrift führte mitten in den politischen Kampf der Hansestädte. Seine deutsche Geschichte und die Weltgeschichte der Neuzeit hielten dieselbe Richtung, die schließlich zu dem ergreifenden Alterswerk „Staat und Welt" führte. Er liebte es, sich auch programmatisch in diesem Sinne zu äußern und die politische Geschichte als Geschichte schlechthin anzusprechen. Die eigentliche Kraft und Wirkung erhielten seine Vorträge und Bücher aber durch die Beziehung auf das eigene Volk. Seine Jenenser Antrittsvorlesung handelte vom deutschen Nationalbewußtsein; sein Buch vom Staat war eine letzte Predigt an seine lieben Deutschen. Wie er 1870/71 als Kriegsfreiwilliger mit der Waffe kämpfte, so wurde er im Weltkriege noch einmal zum unermüdlichen Vorkämpfer an der inneren Front.

Persönlich durch ihren Vorsitzenden Sekretär konnte die Gesellschaft ihrem früherem langjährigen Sekretär, Herrn Edward Schröder, zu seinem 70. Geburtstag, unserem von Göttingen scheidenden ordentlichen Mitglied, Herrn Alfred Bertholet, zum 60. Geburtstag und dem Vorsitzenden des Universitätsbundes Göttingen, unserem ordentlichen Mitglied, Herrn Karl Brandi, gleichfalls zum 60. Geburtstag ihre Glückwünsche aussprechen. Dem Präsidenten der Wiener Akademie, Herrn Oswald v. Redlich, wurde zu seinem 70. Geburtstag durch unser korrespondierendes Mitglied Ritter v. Srbik in Wien eine Glückwunschadresse, unserem Ehrenmitglied Exzellenz Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff zu seinem 80. Geburtstag eine solche durch Herrn M. Pohlenz überreicht. Unser auswärtiges Mitglied, Herrn Theodor v. Zahn in Erlangen, begrüßten wir zu seinem 90. Geburtstag durch ein Glückwunschtelegramm.

Zur 150-Jahrfeier der Tierarznei-Hochschule in Hannover am 13.—15. Juni brachte der Vorsitzende Sekretär die Glückwünsche der Gesellschaft in einer persönlichen Ansprache dar. An der Jahresversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft am 1. und 2. Dezember 1928 in Dresden nahm außer unserem Vertrauensmann, Herrn Edward Schröder, auch der Vorsitzende Sekretär teil. Die Sekretäre beider Klassen an der vom Landwirtschaftlichen Institut unserer

Universität veranstalteten Albrecht Thaer-Feier am 10. November 1928.

Für das Jahr 1928 war Göttingen Vorort des Kartells der deutschen Akademien, doch ist es während des ganzen Geschäftsjahres zu einer Kartelltagung in Göttingen nicht gekommen. Hingegen war unsere Gesellschaft auf dem internationalen Mathematikerkongreß in Bologna vertreten durch die Herren David Hilbert, Edmund Landau und Richard Courant. An dem XVII. Internationalen Orientalistenkongreß in Oxford nahm sie durch Herrn Emil Sieg teil. An dem VI. Internationalen Historikerkongreß in Oslo war unsere Gesellschaft beteiligt in den Herren Karl Brandi und A. O. Meyer. Zu der vom „American Council of learned societies" veranstalteten Feier anläßlich des beginnenden Erscheinens des Dictionary of American Biography, das auch so manche großen deutschen Namen mit umfassen wird, wurde im Namen des Kartells der deutschen Akademien ein freudig und dankbar aufgenommenes Glückwunschtelegramm abgesandt. Bei dem zu Pfingsten vorigen Jahres hier in Göttingen tagenden Bibliothekarstag sprach der damalige Rektor, unser ordentliches Mitglied, Herr Wolfgang Heubner, zugleich mit den guten Wünschen der Georgia-Augusta auch diejenigen unserer Sozietät für das Gelingen der Zusammenkunft und ihrer Bestrebungen aus.

Für diejenigen Disziplinen unserer beiden Klassen, welche für ihre Darlegungen einer gewissen Anschaulichkeit und illustrativen Materials nicht entraten können, wurde durch Aufstellung eines modernen Projektionsapparates in unserem Sitzungszimmer ein erfreulicher Fortschritt erzielt.

Das bisher im Aulagebäude der Universität gelegene Packzimmer unserer Gesellschaft konnte samt Archiv und Lagerbeständen in die Universitätsbibliothek überführt werden, wo sie nun dank einem besonderen Entgegenkommen von Herrn Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Fick ein geräumigeres und einheitlicheres Unterkommen gefunden haben.

Verzeichnis der im Jahre 1928/29 abgehaltenen ordentlichen und öffentlichen Sitzungen und der darin gemachten wissenschaftlichen Mitteilungen.

Öffentliche Sitzung am 5. Mai 1928.

Gedächtnisreden:
von G. Angenheister auf Emil Wiechert,
von G. Tammann auf Svante Arrhenius,
von M. Born auf H. A. Lorentz,
von R. Courant auf G. Mittag-Leffler.

Ordentliche Sitzung am 18. Mai 1928.

A. Rahlfs legt vor:
Mitteilungen des Septuaginta-Unternehmens. IV, Heft 1: Paul de Lagarde's wissenschaftliches Lebenswerk.

A. Windaus legt vor:
Windaus und Butenandt, Über das Rotenon, den Giftstoff von Derris elliptica. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)

C. Mirbt legt vor:
Johannes v. Walter-Rostock, Die Depeschen des Venezianer Gesandten Nicolò Tiepolo über die Regilionsfrage auf dem Augsburger Reichstag 1530. (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. N. F. XXIII, 1.)

A. O. Meyer, Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in Schleswig-Holstein. Kiel 1928.

G. Misch, Egil Skallagrimsson. Die Selbstdarstellung des Skalden. (Deutsche Vierteljahrsschrift. Bd. VI.)

Ordentliche Sitzung am 8. Juni 1928.

W. Bauer legt vor „Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur". Gießen 1928.

H. Wagner legt vor:
Lieferung 4 der topographischen Landesaufnahme des Churfürstentums Hannover 1764/86, enthaltend das Herzogtum Bremen und das Fürstentum Verden.

D. Hilbert legt vor:
D. Hilbert und W. Ackermann, Theoretische Logik. Berlin 1928.

R. Pohl legt vor: die italienische Ausgabe seiner Einführung in die Elektrizitätslehre. Mailand 1928.

K. Brandi berichtet über seine im Frühjahr zu Wien gemachten Archivstudien zur Biographie und politischen Korrespondenz Karl's V. sowie über die in Verbindung mit der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft in Berlin und der Oesterreichisch-Historischen Kommission der Wiener Akademie geplanten Publikation.

G. Misch legt vor: die von ihm besorgte 2. Auflage von Hermann Lotze's Logik. Leipzig 1928.

Ordentliche Sitzung am 22. Juni 1928.

O. Mügge, Über die Entstehung stengliger und faseriger Minerale und ihre Aggregationsformen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)

E. Schröder legt vor:
Beiträge zur Göttinger Bibliotheks- und Gelehrtengeschichte, herausgegeben von der Göttinger Universitätsbibliothek. Göttingen 1928.

K. Brandi legt vor:
1. Bulletin of the International Committée of Historical Sciences. Vol. I part 4. March 1928.
2. A. Brennecke, Vor- und nachreformatorische Klosterherrschaft und Geschichte der Kirchenreformation im Fürstentum Calenberg-Göttingen. Bd. I, 1: Die Geschichte des Hannoverschen Klosterfonds. 1928.

Ordentliche Sitzung am 6. Juli 1928.

P. Alexandroff-Moskau, Zum allgemeinen Dimensionsproblem. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)

H. Thiersch, Aeginetische Studien. II.: Zur Geschichte des Aphaia-Tempels und seiner Skulpturen. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1928 Heft 2.)

Ed. Landau:
1. Über das Vorzeichen der Gauß'schen Summe. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)
2. Über eine trigonometrische Summe. (Ebenso.)

E. Schröder legt vor:
v. Bahrfeldt, Niedersächsisches Münzarchiv, Bd. I u. II, herausgegeben von der Histor. Kommission für Niedersachsen. 1927 u. 1928.

H. Stille legt vor:

Geologischer Bau der katalanischen Küstenkordillere zwischen Ebromündung und Ampurdan. (Für die Abhandl., als Heft 2 der Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete.)

R. Courant legt vor:

1. B. van der Waerden-Groningen (Holland), Die Alternative bei nichtlinearen Gleichungen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)
2. K. Reidemeister-Königsberg, Fundamentalbegriffe und Überlagerungsräume. (Ebenso.)

Ordentliche Sitzung am 20. Juli 1928.

W. Meinardus legt vor:

Allgemeine Länderkunde der Erdteile. Teil IV: Fr. Machatschek, Nordamerika. Hannover 1928.

W. Fuchs, Zonosternum und Costosternum. (Erscheint im Morphologischen Jahrbuch.)

A. Kühn legt vor:

R. Brinkmann-Göttingen, Statistisch-biostratigraphische Untersuchungen an mitteljurassischen Ammoniten über Artbegriff und Stammesentwicklung. (Abhandl. Math.-Phys. Kl. N. F. XIII, 3.)

H. Stille legt vor:

R. Brinkmann-Göttingen, Monographie der Gattung Kosmoceras. (Ebenso XIII, 4.)

L. Morsbach, Shakespeare's Prologe, Epiloge und Chorusreden. Eine kritische Untersuchung. (Nachr. Phil.-Hist.Kl. 1928 Heft 3.)

R. Pohl: A. Smakula-Göttingen, Zur Kenntnis des Absorptionsspektrums von Ergosterin im bestrahlten und unbestrahlten Zustande. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 1.)

R. Courant legt vor:

O. Neugebauer-Göttingen, Zur Geschichte des Pythagoräischen Lehrsatzes. (Ebenso.)

A. Windaus, Über die Formeln der Digitalisglykoside. III.: Über Gitalin und einige andere Digitalisstoffe. (Ebenso.)

Ordentliche Sitzung am 26. Oktober 1928.

Ed. Schröder: Die deutschen Alexanderdichtungen des 12. Jahrhunderts. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1928 Heft 1.)

E. Sieg legt vor:

1. Sonnenrennen im Rigveda. (Nachr. Phil.-Hist.Kl. 1928 Heft 2.)
2. Joh. Nobel-Marburg: Kumāralāta und sein Werk. (Heft 3.)

H. Thiersch legt vor:

Fr. Röder-Göttingen: Die hannoversch-englischen Henkelgußurnen der Völkerwanderungszeit. (Aus der Kossinna-Festschrift, Leipzig 1928.)

E. Landau legt vor:

L. Fejér-Budapest: Über eine Aufgabe der Harnack'schen Potentialtheorie. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 2.)

M. Born legt vor:

H. Kienle-Göttingen: Über die Beobachtung der Sonne und ihrer Umgebung außerhalb von Finsternissen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 2.)

W. Meinardus: Die Luftdruckverhältnisse südlich vom 30. Grad. (Aus dem deutschen Südpolarwerk.)

Öffentliche Sitzung am 9. November 1928.

M. Born: Über den Sinn der physikalischen Theorien.

Ordentliche Sitzung am 23. November 1928.

Ed. Schröder legt vor den 2. Band der im Auftrag des Kartells durch die Bayer. Akademie herausgegebenen Mittelalterlichen Bibliothekskataloge Deutschlands und der Schweiz.

Herb. Meyer berichtet über die Arbeit an Rechtsbücherausgaben.

H. Stille berichtet über europäisch-zentralasiatische Gebirgszusammenhänge.

H. Kees legt vor das von ihm herausgegebene Heft 10 der 2. Aufl. des Religionsgeschichtlichen Lesebuchs: Ägypten. (Tübingen 1928.)

R. Courant legt vor:

H. Lewy-Göttingen: Über die Verallgemeinerung einer Riemann'schen Methode. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 2.)

H. Wagner legt vor:

H. Plischke-Göttingen: Arbeiten aus der ethnographischen Sammlung der Universität Göttingen. Heft 1: Kukailimoku, ein Federgott auf Hawai. (Abhandl. Phil.-Hist. Kl. N. F. XXIV.)

Ordentliche Sitzung am 7. Dezember 1928.

R. Courant läßt vorlegen:

1. K. Friedrichs-Aachen: Ein Prinzip der Variationsrechnung. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

2. H. Hopf-Berlin: Eine Verallgemeinerung der Euler-Poincaré'schen Formel. (Ebenso 1928 Heft 2.)

R. Pohl: Über den Durchgang von Kathodenstrahlen durch elektrische Gitterfelder. (Ebenso.)

Ed. Schröder: Die „Cautio criminalis" des Friedr. von Spee. (Aus dem Literaturwissensch. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1928.)

A. Kühn: A. Kühn und K. Henke: Genetische und entwicklungsphysiologische Untersuchungen an der Mehlmotte Ephestia Kuehniella Zeller I. (Abhandl. Math.-Phys. Kl. N. F. XV, 1.)

Ordentliche Sitzung am 21. Dezember 1928.

J. Franck: Zur Struktur der Bandenspektren. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1928 Heft 2.)

H. Stille legt vor:

R. Brinkmann-Göttingen: Gipfelflur und Lagerstättenstockwerke in den Alpen. (Ebenso.)

v. Wettstein legt vor:

O. Kuhn-Göttingen: Zur Entwicklungsphysiologie der Feder. (Ebenso.)

A. Windaus legt vor:

A. Windaus und O. Rygh-Göttingen: Über einige Ester des Ergosterins und ihr Verhalten bei der Ultraviolettbestrahlung. (Ebenso.)

J. Hartmann legt vor:

1. Der Gregorianische Kalender und die Bestrebungen zu seiner Verbesserung. (Aus den Memorie della Pontificia Accademia della Scienze Nuovi Lincei, Vol. XI. Roma 1928.)
2. O. Heckmann-Göttingen: Photographische Vermessung der Sterngruppe „Coma Berenices". (Abhandl. Math.-Phys. Kl. N. F. XVI, 1.)

H. Thiersch: Zur Ikonographie Leonhard und Joh. Albrecht Euler's. (Für die Nachr. der Phil.-Hist. Kl.)

Ordentliche Sitzung am 11. Januar 1929.

W. Heubner: Über allobiotische Wirkungen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

M. Pohlenz legt vor:

1. Plutarch's Moralia. Bd. 3.
2. Philipps Schreiben an Athen. (Aus dem U. v. Wilamowitz-Moellendorff gewidmeten Festheft des „Hermes".)
3. F. Jacoby-Kiel: Thukydides und die Vorgeschichte des peloponnesischen Krieges. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 2.)

Ed. Schröder: Ortsnamenstudien. (Verschiedentlich anderweitig erschienen).

Ordentliche Sitzung am 25. Januar 1929.

Ed. Schröder legt vor: W. Krause-Göttingen: Runica. II. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 1.)

U. Kahrstedt: Demosthenes und die θεωρικά. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

Ordentliche Sitzung am 8. Februar 1925.

J. Franck: Über die Ruben'sche ultrarote Strahlung der Quecksilberlampe (nach Versuchen von W. Gröbel).

R. Pohl: Bemerkung über die Optik der Spinnenaugen.

H. Thiersch: Äginetische Studien. III. Zur Deutung der Schildkrötenmünzen der Insel. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

Ordentliche Sitzung am 22. Februar 1929.

A. Peter legt vor: Flora von Deutsch-Ostafrika. Lieferung 1. (Erschienen in Fedder's Repertorium speciarum novarum regni vegetabilis. Beihefte. Bd. XL,1. Berlin 1929.)

Ed. Hermann: Die litauische Gemeinsprache als Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 1.)

H. Stille legt vor: Beiträge zur Geologie der westlichen Mediterrangebiete. Heft 3: F. Lotze: Das Palaeozoikum der keltiberischen Ketten (Abhandl. Math.-Phys. Kl. N. F. XIV, 2).

H. Kees: Zu den neuen Zoser-Reliefs aus Sakkara. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 1.)

Ordentliche Sitzung am 8. März 1929.

A. O. Meyer: England und das britische Imperium. (Erscheint in Bd. III des Werkes „Volk und Reich der Deutschen", Vorträge der Deutschen Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung. Berlin 1929.)

M. Born legt vor: R. Ladenburg-Berlin: Über die Dispersion des Quecksilberdampfes im Ultraviolett und über einen quantitativen Zusammenhang zwischen Dispersion und Absorption. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

M. Pohlenz legt vor:

1. R. Philippson-Magdeburg: Neues über Epikur und seine Schule. (Nachr. Phil.-Hist. Kl. 1929 Heft 2.)
2. F. Jacoby-Kiel: Die Fragmente der griechischen Historiker. II. Bd., 3. Lieferung: Historiker des Hellenismus und der Kaiserzeit. Berlin 1929.

R. Pohl und W. Koch-Göttingen: Zur Kenntnis der Absorptionsbanden in Alkalihalogenidphosphoren. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

Ordentliche Sitzung am 22. März 1929.

Ed. Schröder läßt vorlegen: Der erste deutsche Übersetzer des Don Quixote. (Für die Nachr. Phil.-Hist. Kl.)

R. Reitzenstein legt vor: Die Vorgeschichte der christlichen Taufe. Leipzig-Berlin 1929.

O. Mügge: Über die Bedeutung der Gleitungen der Kristalle für gewisse Zustandsänderungen. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

L. Prandtl legt vor: W. Tollmien-Göttingen: Über die Entstehung der Turbulenz. (Nachr. Math.-Phys. Kl. 1929 Heft 1.)

Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen Ende März 1929.

Sekretäre.

Philologisch-Historische Klasse: Hermann Thiersch, seit 1924 (z. Z. Vorsitzender Sekretär).

Mathematisch-Physikalische Klasse: Hans Stille, seit 1925.

Ehren-Mitglieder.

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Exzellenz, in Berlin-Westend, seit 1918. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1892, auswärtiges Mitglied seit 1897.)

Theodor Nöldeke in Karlsruhe i. B., seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1864, auswärtiges Mitglied seit 1883.)

Sven von Hedin in Stockholm, seit 1918.

Friedrich Schmidt-Ott, Exzellenz, in Berlin, seit 1919.

Georg Dehio in Tübingen, seit 1926.

Ordentliche Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Gottfried Berthold, seit 1887.
Albert Peter, seit 1889.
Otto Wallach, seit 1890.
David Hilbert, seit 1895.
Otto Mügge, seit 1909.
Gustav Tammann, seit 1910.
Georg Elias Müller, seit 1911.
Paul Jensen, seit 1914.
Richard Zsigmondy, seit 1914.
Ludwig Prandtl, seit 1914.
Edmund Landau, seit 1914.

Hans Stille, seit 1916, z. Zt. Sekretär.
Adolf Windaus, seit 1918.
Robert Pohl, seit 1921.
Wilhelm Meinardus, seit 1921.
Hugo Fuchs, seit 1921.
Max Born, seit 1921.
James Franck, seit 1921.
Alfred Kühn, seit 1921.
Wolfgang Heubner, seit 1921.
Richard Courant, seit 1925.
Gustav Herglotz, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1925.)
Fritz von Wettstein, seit 1928.

Philologisch-Historische Klasse.

Hermann Wagner, seit 1880.
Ferdinand Frensdorff, seit 1881.
Lorenz Morsbach, seit 1902.
Edward Schröder, seit 1903. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894, Sekretär von 1917 bis 1924.)
Friedrich Andreas, seit 1904.
Karl Brandi, seit 1909.
Max Lehmann, seit 1914.
Richard Reitzenstein, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)
Max Pohlenz, seit 1916.
Alfred Rahlfs, seit 1918.
Eduard Hermann, seit 1918.
Hermann Thiersch, seit 1919, z. Zt. Sekretär.
Emil Sieg, seit 1921.
Georg Graf Vitzthum, seit 1921.
Karl Mirbt, seit 1921.
Herbert Meyer, seit 1921.
Georg Misch, seit 1923.
Arnold Oskar Meyer, seit 1923.
Ulrich Kahrstedt, seit 1923.
Alfons Hilka, seit 1925.
Walter Bauer, seit 1925.
Hermann Kees, seit 1927.

Auswärtige Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Friedrich Becke in Wien, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1904.)

Niels Bohr in Kopenhagen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Woldemar Brögger in Oslo, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Karl Correns in Berlin-Dahlem, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1923.)

Peter Debye in Zürich, seit 1920. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1916.)

Erich von Drygalski in München, seit 1927.

Walter von Dyck in München, seit 1914.

Albert Einstein in Berlin, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1915.)

Karl von Goebel in München, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)

Fritz Haber in Berlin, seit 1927. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Arthur Hantzsch in Leipzig, seit 1926.

Johannes Hartmann in La Plata, seit 1926. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)

Godfrey Harold Hardy in Oxford, seit 1928. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Frederick Gowland Hopkins in Cambridge, seit 1928.

Alexander v. Karpinski in Leningrad, seit 1926. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1892.)

Karl von Linde in München, seit 1918.

Ernst Lindelöff in Helsingfors, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1921.)

Robert Millikan in Pasadena (Californien), seit 1926.

Thomas H. Morgan, New York, in Pasadena, seit 1928.

Walter Nernst in Berlin, seit 1905. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)

Friedrich Paschen in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1918.)

Max Planck in Berlin, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)

Josef Pompeckj in Berlin, seit 1913. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1911.)

Johannes Reinke in Preetz i. Holst., seit 1885. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1882.)
Fritz Rinne in Leipzig, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)
Ernst Rutherford in Cambridge, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)
Adolf Schmidt in Gotha, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)
Charles Scott Sherrington in Oxford, seit 1906.
Arnold Sommerfeld in München, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1917.)
Josef John Thomson in Cambridge, seit 1911.
Emil Warburg in Berlin, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1887.)
Richard v. Wettstein in Wien, seit 1928.
Richard Willstätter in München, seit 1920. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1910.)

Philologisch-Historische Klasse.

Karl von Amira in München, seit 1922.
Alfred Bertholet in Berlin, seit 1928. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1919.)
Petrus Johannes Blok in Leiden, seit 1925. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1906.)
Franz Ehrle in Rom, seit 1901.
Adolf Erman in Berlin-Dahlem, seit 1919. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1888.)
Karl Florenz in Hamburg, seit 1925.
Ernst Heymann in Berlin, seit 1925.
Hermann Jacobi in Bonn, seit 1918. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)
Adolf Jülicher in Marburg, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1894.)
Paul Kehr in Berlin-Dahlem, seit 1916. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1895.)
Axel Kock in Lund, seit 1924. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1902.)
Bruno Krusch in Hannover, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1911.)
Enno Littmann in Tübingen seit 1917. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1913, ordentl. Mitglied seit 1914, Sekretär 1915—1917.)
Heinrich Maier in Berlin-Wilmersdorf, seit 1918. (Zuvor ordentliches Mitglied seit 1918.)

Giovanni Mercati in Rom, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901.)
Eduard Meyer in Berlin-Lichterfelde, seit 1921. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1895.)
Gerold Meyer von Knonau in Zürich, seit 1914.
Karl Müller in Tübingen, seit 1923. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1899.)
Oswald Redlich in Wien, seit 1920.
August Schmarsow in Leipzig, seit 1923.
Wilhelm Schulze in Berlin, seit 1902. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1898.)
Eduard Schwartz in München, seit 1909. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1902.)
Kurt Sethe in Berlin, seit 1924. (Zuvor ordentl. Mitglied seit 1914.)
Eduard Sievers in Leipzig, seit 1920.
Ulrich Stutz in Berlin, seit 1925.
Jacob Wackernagel in Basel, seit 1914. (Zuvor korresp. Mitglied seit 1901, ordentl. Mitglied seit 1902, Sekretär 1913—1915.)
Ulrich Wilcken in Berlin-Westend, seit 1921.
Theodor von Zahn in Erlangen, seit 1913.

Korrespondierende Mitglieder.

Mathematisch-Physikalische Klasse.

Paul Alexandroff in Moskau, seit 1928.
Gustav Angenheister in Potsdam, seit 1926.
Karl von Auwers in Marburg, seit 1920.
George Barger in Edinburgh, seit 1928.
Charles Barrois in Lille, seit 1901.
Louis Agricola Bauer in Washington, seit 1906.
Wilhelm Biltz in Hannover, seit 1924.
George D. Birckhoff in Cambridge Mass., seit 1922.
Max Bodenstein in Berlin, seit 1924.
Harald Bohr in Kopenhagen, seit 1925.
Wilhelm Bornhardt in Clausthal, seit 1928.
Josef Boussinesq in Paris, seit 1886.
Alexander von Brill in Tübingen, seit 1888.
Egbertus Brouwer in Amsterdam, seit 1918.
Constantin Carathéodory in München, seit 1919.
Guido Castelnuovo in Rom, seit 1923.
Ernst Cohen in Utrecht, seit 1925.

Otto Diels in Kiel, seit 1928.
Paul Ehrenfest in Leiden, seit 1927.
Otto H. Erdmannsdörffer in Heidelberg, seit 1925.
Hans v. Euler-Chelpin in Stockholm, seit 1925.
Leopold Fejér in Budapest, seit 1917.
Hans Fischer in München, seit 1926.
Fritz Foerster in Dresden, seit 1921.
Robert Fricke in Bad Harzburg, seit 1904.
Viktor Moritz Goldschmidt in Oslo, seit 1928.
Antonio de Gregorio-Rocasolano in Zaragoza, seit 1924.
Otto Hahn in Berlin-Dahlem, seit 1924.
Erich Hecke in Hamburg, seit 1918.
Oskar Hecker in Jena, seit 1919.
Karl Heider in Berlin, seit 1922.
Richard von Hertwig in München, seit 1910.
Friedrich Heussler in Dillenberg-Isabellenhütte, seit 1926.
Wladimir Nicolajewitsch Ipatjew in Leningrad, seit 1923.
Alexander Joffé in Leningrad, seit 1924.
Arrien Johnsen in Berlin, seit 1924.
Erich Kallius in Heidelberg, seit 1919.
Theodor von Kármán in Aachen, seit 1925.
Ludwig Kiepert in Hannover, seit 1882.
Martin Knudsen in Kopenhagen, seit 1919.
Paul Koebe in Leipzig, seit 1915.
Wladimir Koeppen in Graz, seit 1925.
Dmitrij Petrowitsch Konowalow in Leningrad, seit 1923.
Eugen Korschelt in Marburg, seit 1918.
Walter Kossel in Kiel, seit 1924.
Franz Kossmat in Leipzig, seit 1925.
Friedrich Küstner in Mehlem, seit 1917.
Nikolai Semenowitsch Kurnakow in Leningrad, seit 1923.
Rudolf Ladenburg in Berlin, seit 1928.
Paul Langevin in Paris, seit 1911.
E. Ray Lankester in London, seit 1901.
Max von Laue in Berlin, seit 1921.
Tullio Levi-Civita in Rom, seit 1921.
Ferdinand Lindemann in München, seit 1882.
John Littlewood in Cambridge, seit 1925.
Richard Lorenz in Frankfurt, seit 1921.
Erwin Madelung in Frankfurt a. M., seit 1923.
Rudolf Magnus in Utrecht, seit 1922.
Johannes Meisenheimer in Leipzig, seit 1921.

Lisa Meitner in Berlin-Dahlem, seit 1926.
Hans Horst Meyer in Wien, seit 1922.
Gustav Mie in Freiburg i. Br., seit 1921.
Carl Neuberg in Berlin-Dahlem, seit 1921.
Paul Niggli in Zürich, seit 1924.
Carl Wilhelm Oseen in Upsala, sei 1923.
William F. Osgood in Cambridge Mass., seit 1922.
Wilhelm Ostwald in Großbothen bei Leipzig, seit 1901.
William Henry Perkin (jun.) in Oxford, seit 1906.
Edmond Perrier in Paris, seit 1901.
Oskar Perron in München, seit 1928.
Alfred Pringsheim in München, seit 1904.
Santiago Ramon y Cajal in Madrid, seit 1906.
Ludwig Rhumbler in Hann.-Münden, seit 1927.
Gerhard Schott in Hamburg, seit 1925.
Friedrich Schottky in Berlin-Steglitz, seit 1911.
Hubertus Schreinemakers in Leiden, seit 1913.
Issai Schur in Berlin, seit 1919.
Jakob Johannes Sederholm in Helsingfors, seit 1922.
Manne Siegbahn in Upsala, seit 1922.
Hans Spemann in Freiburg i. Br., seit 1923.
Johannes Stark in Ullersricht b. Weiden, seit 1913.
Alfred Stock in Karlsruhe, seit 1925.
Eduard Study in Bonn, seit 1911.
Theodor Svedberg in Upsala, seit 1925.
Geofrey Ingram Taylor in Cambridge, seit 1925.
Emil Tietze in Wien, seit 1911.
Wilhelm Trendelenburg in Berlin, seit 1928.
Vito Volterra in Rom, seit 1906.
Aurelius Voß in München, seit 1901.
Paul Walden in Rostock, seit 1913.
Rudolf Wegscheider in Wien, seit 1917.
Hermann Weyl in Zürich, seit 1920.
Heinrich Wieland in München, seit 1921.
Wilhelm Wirtinger in Wien, seit 1906.
Robert Williams Wood in Baltimore, seit 1911.
Hendrik Zwaardemaker in Utrecht, seit 1923.

Philologisch-Historische Klasse.

Karl Appel in Breslau, seit 1926.
Antonio Ballesteros y Beretta in Madrid, seit 1926.
Otto Behaghel in Gießen, seit 1928.
Erich Berneker in München, seit 1919.
Christian Blinkenberg in Kopenhagen, seit 1923.
Johannes Boehlau in Kassel, seit 1912.
Johannes Bolte in Berlin, seit 1914.
Conrad Borchling in Hamburg, seit 1925.
Albert Brackmann in Berlin, seit 1925.
Carlo Conti-Rossini in Rom, seit 1908.
Franz Cumont in Rom, seit 1910.
Olof August Danielsson in Upsala, seit 1914.
Georg Dittmann in München, seit 1923.
Alfons Dopsch in Wien, seit 1920.
Gustav Ehrismann in Heidelberg, seit 1924.
Janis Endselins in Riga, seit 1926.
Sir Arthur J. Evans in Oxford, seit 1991.
Bernhard Fehr in Zürich, seit 1927.
Georg Friederici in Ahrensberg, Holst., seit 1927.
Percy Gardner in Oxford, seit 1886.
Sir George A. Grierson in Rathfarnham, seit 1906.
Georg Gronau in San Domenico di Fiesole bei Florenz, seit 1924.
Albert Grünwedel in Lenggries bei Bad Tölz, seit 1905.
Ignazio Guidi in Rom, seit 1887.
Joseph Hansen in Köln, seit 1921.
Georgios N. Hatzidakis in Athen, seit 1901.
Richard Heinze in Leipzig, seit 1917.
Wilhelm Heräus in Offenbach a. M., seit 1919.
Friedrich Freiherr Hiller von Gärtringen in Berlin, seit 1920.
Georg Hoffmann in Kiel, seit 1881.
Felix Jacoby in Kiel, seit 1923.
Julius Jolly in Würzburg, seit 1904.
Finnur Jónsson in Kopenhagen, seit 1901.
Julius Kaerst in Würzburg, seit 1927.
Friedrich Keutgen in Hamburg, seit 1924.
Friedrich Koepp in Frankfurt, jetzt Göttingen, seit 1922.
Paul Koschaker in Leipzig, seit 1929.
Carl von Kraus in München, seit 1901.
Paul Kretschmer in Wien, seit 1920.

Friedrich Küch in Marburg, seit 1921.
Charles Rockwell Lanman in Cambridge (Mass.), seit 1905.
Albert von Le Coq in Berlin, seit 1910.
Hans Lietzmann in Berlin-Wilmersdorf, seit 1914.
Einar Löfstedt in Lund, seit 1920.
Heinrich Lüders in Berlin, seit 1907.
John Matthäus Manly in Chicago, seit 1924.
Ernst Mayer in Würzburg, seit 1926.
Paul Jonas Meier in Braunschweig, seit 1904.
Antoine Meillet in Paris, seit 1908.
Rudolf Meissner in Bonn, seit 1921.
Friedrich W. K. Müller in Berlin, seit 1905.
Jacob Wijbrand Muller in Leiden, seit 1918.
Eduard Norden in Berlin, seit 1910.
Sergej Fedorovič v. Oldenburg in Leningrad, seit 1926.
Magnus Olsen in Oslo, seit 1920.
Henri Omont in Paris, seit 1906.
Hermann Oncken in München, seit 1919.
Paolo Orsi in Syracus, seit 1904.
Giorgio Pasquali in Florenz, seit 1924.
Hugo Rabe in Hannover, seit 1928.
Holger Pedersen in Kopenhagen, seit 1908.
Pio Rajna in Florenz, seit 1910.
Wilhelm Reinecke in Lüneburg, seit 1927.
Gerhart Rodenwaldt in Berlin, seit 1925.
Otto Rubensohn in Berlin-Lankwitz, seit 1912.
Antonio Rubió y Lluch in Barcelona, seit 1926.
Heinrich Schäfer in Berlin, seit 1921.
Luigi Schiaparelli in Florenz, seit 1907.
Heinrich Alfred Schmid in Basel, seit 1919.
Carl Schuchhardt in Berlin-Lichterfelde, seit 1904.
Adolf Schulten in Erlangen, seit 1928.
Reinhold Seeberg in Berlin, seit 1917.
Emil Setälä in Helsingfors, seit 1921.
Nathan Söderblom in Upsala, seit 1921.
Ferdinand Sommer in München, seit 1925.
Heinrich von Srbik in Wien, seit 1926.
Julius Stenzel in Kiel, seit 1925.
Friedrich Techen in Wismar, seit 1919.
Rudolf Thurneysen in Bonn, seit 1904.
Girolamo Vitelli in Florenz, seit 1904.
Wilhelm Vöge in Ballenstädt am Harz, seit 1928.

Oskar Waldhauer in Leningrad, seit 1928.
Aby Warburg in Hamburg, seit 1926.
Adolf Wilhelm in Wien, seit 1920.
Georg Wissowa in Halle a. S., seit 1907.
Robert Zahn in Berlin, seit 1924.
Thaddaeus Zielinski in Warschau, seit 1910.
Paul Zimmermann in Wolfenbüttel, seit 1914.
Heinrich Zimmern in Leipzig, seit 1918.

Preisaufgabe.

Für das Jahr 1931 wird die Aufgabe gestellt:

„*Beruht die gleichartige physiologische Wirkung der stickstoff-freien Giftstoffe der Papilionaceae und Umbelliferae auf Ähnlichkeit des Baues der wirksamen Bestandteile?*"

Die zur Bewerbung um den angesetzten Preis bestimmten Arbeiten müssen vor dem 1. Februar 1931 an die Gesellschaft der Wissenschaften eingeliefert werden, mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, welcher außen den Spruch trägt, der die Arbeit kennzeichnet, und innen den Namen und die Wohnung des Verfassers angibt.

Der Preis beträgt 1000 Mark.

Wedekindsche Preisstiftung für Deutsche Geschichte.

Nachdem die von der Staatskasse verwalteten und von uns schon als verloren betrachteten Stiftungsgelder eine, allerdings sehr bescheidene, Aufwertung erfahren haben, ist auch die Wedekindsche Preisstiftung rechnungsmäßig mit 1715 Mk. wieder in die Erscheinung getreten. Glücklicherweise ist es vor Jahren gelungen, aus Anlaß einer Hochschulwoche des Universitätsbundes die Lüneburger Industrie zu einer hochherzigen Stiftung von 2600 Mk. zu gewinnen, die nunmehr mit Zins und Zinseszinsen schon auf 3549 Mk. aufgelaufen sind und in Erinnerung an den Lüneburger Klosteramtmann Wedekind seiner Stiftung zufließen sollen. Somit beträgt das Kapital zur Zeit wenigstens 5264 Mk. Der Verwaltungsausschuß hält es für nötig, weitere Zinse und Zuwendungen abzuwarten, bevor die einst mit 8000 Talern Gold begründete Stiftung wieder in die frühere Tätigkeit treten kann.

K. Brandi.

Einundzwanzigster Bericht über das Septuaginta-Unternehmen.

(Berichtsjahr 1928.)

Herr Prof. Alfred Bertholet, der seit 1915 den Vorsitz in der Septuaginta-Kommission geführt hatte, schied infolge seiner Berufung nach Berlin mit dem Sommersemester 1928 aus, und Herr Prof. Walter Bauer übernahm an seiner Stelle den Vorsitz. Sonst sind in der Septuaginta-Kommission und der Arbeitsleitung keine Änderungen eingetreten.

Zu den bisherigen Mitarbeitern Möhle, Kappler, Polotsky, Raude kamen stud. theol. Joachim Kermann und Dr. Paul Rabbow. Auch halfen die Gymnasiasten Paul und Georg Rahlfs beim Revidieren der Kollationen, indem sie den die Handschriften nachlesenden älteren Mitarbeitern die eingetragenen Kollationen vorlasen.

Die Vorarbeiten, besonders die Kollation und Revision der Handschriften, sind sehr gefördert. Bei mehreren Büchern sind sie ganz oder fast ganz vollendet; bei anderen ist noch mehr zu kollationieren; bei den poetischen Büchern des A. T. sind soeben erst die Kollations-Exemplare hergestellt, in welche die Kollationen eingetragen werden sollen. Wenn die Arbeiten ebenso weitergehen, ist zu hoffen, daß in einigen Jahren alle Kollationen für die poetischen, prophetischen und apokryphen Bücher des A. T. vollendet sein werden.

Die im letzten Bericht ausgesprochene Hoffnung, daß die Ausgabe des Psalters noch im Laufe des Jahres erscheinen werde, ist nicht in Erfüllung gegangen, und obwohl das Manuskript nahezu fertig ist, wird noch geraume Zeit vergehen, bis es erscheinen kann. Dies hat seinen Hauptgrund in den Schwierigkeiten, welche die Verlegerfrage seit längerer Zeit bereitet. Der anfänglich gute Absatz der Genesis ist nämlich mit der Zeit so minimal geworden, daß die Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, welche den Verlag des ganzen Werkes übernommen hatte, schon bei der Genesis mit einem Verlust von etwa 6000 RM. rechnen muß und sich außerstande sieht, die Ausgabe in derselben Weise fortzuführen. Sie will sich daher auf eine kleine Handausgabe in der Art von Nestle's Neuem Testament beschränken, und es muß für die große Ausgabe erst ein anderer Verleger ge-

sucht werden. Auch ist der Plan der großen Ausgabe jetzt gegenüber der Genesis erheblich erweitert, sodaß sie nunmehr den ursprünglichen Plänen des Septuaginta-Unternehmens annähernd entspricht. Das hat naturgemäß auch die Anlage der Psalter-Ausgabe beeinflußt; besonders sind die Übersetzungen jetzt in viel weiterem Umfange herangezogen als in der Genesis, und es ist zu der kleineren Zahl von Textzeugen, auf die man sich anfangs beschränkt hatte, nachträglich eine große Zahl anderer hinzuverglichen.

Die Septuaginta-Kommission:

W. Bauer. R. Reitzenstein. M. Pohlenz.
A. Rahlfs.

Bericht der Kommission zur Sammlung und Herausgabe der älteren Papsturkunden.

Die Arbeiten sind im letzten Jahre ebenso erfolgreich wie in den vorhergegangenen gefördert worden.

I. *Germania Pontificia.* Die von Professor Brackmann geleiteten Arbeiten dieser Abteilung galten in erster Linie der Herstellung [des Manuskripts für Band III, der die Diözesen Straßburg, Speyer, Worms, Würzburg, Bamberg und Prag enthalten soll. Von diesen hat Professor Brackmann selbst Worms und Speyer und einen Teil der Diözese Würzburg im Sommer 1928 druckfertig gemacht, den Rest der Diözese Würzburg und die Diözese Bamberg hat sein Mitarbeiter Dr. Ohnsorge bearbeitet, während der Archivassistent Dr. Meinert seine Arbeiten an den Diözesen Straßburg und Prag fortgeführt und im wesentlichen zum Abschluß gebracht hat. Auch die Lücke, die durch das Fehlen der französischen Materialien bisher vorhanden war, ist unterdessen ausgefüllt worden durch einen längeren Aufenthalt Dr. Meinerts in Paris, wo er seit Anfang dieses Jahres hauptsächlich die Handschriften und Sammlungen der Nationalbibliothek für die Monumenta Germaniae und für die Regesta pontificum Romanorum in Ergänzung der vor dem Kriege von Professor Dr. Wiederhold und von Herbst 1927 bis Frühjahr 1928 von diesem

und Dr. P. Sigmid begonnenen Arbeiten durchsah. Er ist jetzt im Begriffe die westlichen Archive Frankreichs, vor allem Reims, Chalons-sur-Marne, Bar-le-Dux, Verdun, Nancy, Toul und Epinal aufzusuchen, aus denen noch manche Ergänzung auch für die Germania Pontificia zu gewinnen ist.

Darüber hinaus sind auch schon die Vorarbeiten für den IV. Band in Angriff genommen, mit denen Fräulein Dr. Raissa Bloch, eine Schülerin von Professor Brackmann, seit dem 1. Oktober 1928 beschäftigt ist. An dieser Aufgabe wird sich auch Dr. Ohnsorge beteiligen, sobald er das Manuskript für Band III noch einmal revidiert hat.

Für den folgenden Band V, der die Erzdiözese Köln umfassen soll, sind die ersten vorbereitenden Arbeiten von dem Staatsarchivrat Dr. Weise in Düsseldorf bereits seit einiger Zeit begonnen worden. Endlich gehören noch in diesen Zusammenhang die Arbeiten von Frau Dr. Ina Friedländer, einer anderen Schülerin von Professor Brackmann, die nach der Vollendung ihrer Dissertation über die Legaten in Deutschland und Oberitalien von 1181—98 sich mit den Rechtsverhältnissen der Klöster der Diözese Eichstätt beschäftigt hat als Vorarbeit für die von Professor Brackmann in Aussicht genommenen und schon seit geraumer Zeit vorbereiteten Studien und Vorarbeiten zur Germania Pontificia II.

II. *Italia Pontificia.* Die Pause von 4 Jahren seit dem Erscheinen des VII. Bandes der Italia Pontificia ist nicht ungenutzt geblieben und den zwei oder drei noch ausstehenden Bänden, deren Material seit geraumer Zeit druckfertig vorliegt, in mancher Hinsicht zugute gekommen. Der unterzeichnete Herausgeber, zunächst noch mit den spanischen Arbeiten beschäftigt, hat zwar daselbst sich nur gelegentlich mit ihnen beschäftigen können. Dagegen hat der Assistent am Preußischen Historischen Institut in Rom, Dr. Vehse, einige Gruppen durchgearbeitet und ergänzt. So hatte er schon 1927 in dem für den nächsten Band bedeutenden Archiv der Gaetani in Rom einige wichtige Ergänzungen gefunden, über die er in den „Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken“ XIX und XX berichtet hat. Im Anschluß an diese Arbeiten hat er im November 1928 Benevent besucht und die dortigen Archive noch einmal revidiert. Weiterhin ist ein Besuch von Monte Cassino, Capua und Neapel in Aussicht genommen. Der Druck des VIII. Bandes der Italia Pontificia wird sogleich in Angriff genommen werden können, sobald die Vorarbeiten für die Hispania Pontificia vollendet sein werden.

III. *Hispania Pontificia.* Im Sommer 1928 ist der Druck des zweiten Bandes der „Papsturkunden in Spanien“ mit den Berichten über die Archive in Navarra und Aragon in den Abhandlungen der Gesellschaft Bd. XXII erschienen. Er bringt im zweiten Teile 234 neue, nicht bei Jaffé-Loewenfeld verzeichnete Papsturkunden von Alexander II. ab, mit dem ja überhaupt die Geschichte der spanisch-römischen Beziehungen beginnt, ein stattliches und historisch wie diplomatisch gleich wichtiges Material. Soweit es jetzt schon möglich ist, hat der unterzeichnete Herausgeber auch bereits den historischen Gewinn daraus gezogen in einer in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1928 Nr. 4 erschienenen Untersuchung „Das Papsttum und die Königreiche Navarra und Aragon bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts“, an die sich unmittelbar als Nr. 5 eine ähnliche Untersuchung über „das Papsttum und Portugal im ersten Jahrhundert der portugiesischen Geschichte“ von Dr. Carl Erdmann als Erläuterungsschrift zu den von ihm im Jahre 1927 herausgegebenen „Papsturkunden in Portugal“ anschließt.

Es war ursprünglich geplant, an die Berichte über Navarra und Aragon sogleich auch die noch ausstehenden über Asturien und Galizien und über Alt- und Neukastilien anzuschließen, deren Materialien bis auf unbedeutende Ergänzungen bereits vorliegen. Denn die eigentlichen archivalischen Arbeiten in Spanien sind, wie bereits im letzten Berichte mitgeteilt ist, abgeschlossen. Allein andere und dringendere Arbeiten haben den unterzeichneten Herausgeber genötigt, die Redaktion dieser Berichte hinauszuschieben; er hofft jedoch, sie im kommenden Winter fertigzustellen.

IV. *Gallia Pontificia.* Den Plan, die Arbeiten in Paris, die Professor W. Wiederhold und Dr. Paul Sigmid während des Jahres 1927 erheblich gefördert hatten, im Frühjahr 1928 wiederaufzunehmen, hat leider der Tod vereiltet. Am 21. Juni starb an einer durch den Krieg verschuldeten Lungenkrankheit unser Mitarbeiter Dr. Paul Sigmid. Ein Schüler von J. Haller in Tübingen und ein ebenso tüchtiger wie fleißiger und gewissenhafter Gelehrter, hatte er sich ganz den Arbeiten an den Papsturkunden ergeben, und sich in die sehr schwierige französische Materie vortrefflich eingearbeitet, auch bereits begonnen, selbständige Untersuchungen an dem neu aufgefundenen oder eben bearbeiteten Material anzustellen. Die erste Frucht einer solchen Untersuchung war seine im „Archiv für Urkundenforschung“ Band X erschienene Abhandlung über den „Marseiller Kirchenstaat“, an die sich andere anschließen sollten. Sein Tod ist ein umso schwererer Verlust für

uns, als die Zahl der für solche Arbeiten befähigten und vorgebildeten jüngeren Gelehrten in Deutschland erschreckend schnell zusammenschmilzt. Auch Professor Wiederhold in Goslar ist durch eine längere Erkrankung verhindert gewesen, sich mit den Vorbereitungen für eine neue Reise nach Frankreich zu befassen. Um aber die soeben angeknüpften Beziehungen nicht abbrechen zu lassen, sind seit Anfang Januar 1929 Archivassistent Dr. Meinert und der Mitarbeiter bei den Monumenta Germaniae historica Dr. G. Laehr in Paris mit der Durchsicht der Handschriften der Bibliothèque nationale beschäftigt, wobei auch für unsere speziellen Aufgaben ein reicher Gewinn abfällt. Leider ist es noch nicht gelungen, einen geeigneten Nachfolger für Dr. P. Sigmid zu gewinnen.

V. *Britannia Pontificia.* Wie im Vorjahre, so hat der mit den Arbeiten in England beauftragte Privatdozent Dr. W. Holtzmann auch in diesem Jahre zweimal England besucht, im Frühjahr und im Herbst. Im Mittelpunkt seiner archivalischen Forschungen stand noch immer London mit seinen großen Sammlungen, doch hat er bereits mit Erfolg auch andere wichtige archivalische Zentren der Insel besucht. Die Ausbeute, besonders für das 12. Jahrhundert, ist sehr reich, und der glückliche Entdecker beabsichtigt, demnächst den ersten Band seiner Inedita (gegen 400 Urkunden) herauszugeben. Aber es werden wohl noch zwei weitere Jahre erforderlich sein, ehe ein Abschluß der archivalischen Arbeiten auf den britischen Inseln erreicht sein wird.

Es ist uns besonders erfreulich festzustellen, daß wir überall mit der gleichen Freundlichkeit aufgenommen worden und nirgends auf eine Schwierigkeit bei der Benutzung der Archive gestoßen sind. Die einzige Schwierigkeit, die wir zu bewältigen haben, sind die ungeheuren Stoffmassen in den zahlreichen Archiven, die wir noch besuchen müssen. Aber wir sehen doch endlich ein Ende.

Unverändert war auch das Interesse und die Förderung unserer Unternehmungen bei den Stellen, welche seit jeher ihnen ihre Fürsorge zugewandt haben, außer bei der Gesellschaft der Wissenschaften selbst beim vorgesetzten Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und bei der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Daß auch in diesem Jahre Seine Heiligkeit der regierende Papst Pius XI. wieder einen namhaften Beitrag für die Reisen unserer Mitarbeiter gespendet hat, dürfen wir mit geziemendem Danke berichten.

P. Kehr.

Bericht über die Tätigkeit des Samoa-Observatoriums 1928—29.

Im Berichtsjahre konnten die Ergebnisse der erdmagnetischen Beobachtungen für eine Spezialuntersuchung verwendet werden. Von dem Erdmagnetischen Observatorium in Potsdam ist mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft eine Berechnung des mondtäglichen Ganges der erdmagnetischen Elemente vorgenommon worden. Diese Untersuchung wurde Herbst 1928 durch Herrn Dr. Fanselau auf die Samoa-Beobachtung ausgedehnt. Die von mir abgeleiteten Stundenmittelwerte der Deklination, Horizontalintensität und Vertikalintensität der Jahre 1911—20 wurden den sehr umfangreichen Rechnungen zu Grunde gelegt. Es ergab sich ein gut ausgeprägter und überraschend regelmäßiger Verlauf der Vertikalkomponente in Samoa, der für die physikalische Deutung der erdmagnetischen Variationen von großer Wichtigkeit ist. Gleichzeitig bestätigt dies schöne Ergebnis die Zuverlässigkeit der besonders schwierigen Registrierung der Vertikalkomponente in Samoa.

G. Angenheister.

Bericht der Luftelektrischen Kommission für das Rechnungsjahr 1928/29.

Die Versuche über die durchdringende Höhenstrahlung wurden durch Herrn K. Wölcken fortgesetzt. Eine Hochfahrt bis 5500 m wurde von ihm im Flugzeug unternommen. Absorptionsmessungen im Meeresniveau wurden mit dem variablen Bleipanzer ausgeführt. Die Apparatur hat sich dabei bewährt. Für weitere Schwankungsmessungen, speziell kurzperiodiger Art, befindet sich ein Elektronenzählrohr nach Geiger und Müller im Bau.

Die Apparatur zur automatischen Registrierung der Erdoberflächenladung ist nach Angaben von Herrn Dr. H. Mothes fertigr gestellt und wird zur Zeit ausprobiert.

G. Angenheister.

Bericht der Gauss-Kommission.

Die Fertigstellung der Gauß' Werke hat in dem Berichtsjahre Fortschritte gemacht. Es besteht die Aussicht, die Ausgabe in etwa 1—2 Jahren zum Abschluß bringen zu können.

R. Courant.

Die Lagarde-Kommission, die Religionsgeschichtliche Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften und die Wolfskehl-Kommission hat nichts Erwähnenswertes zu berichten.

Verzeichnis der im Jahre 1928/29 eingegangenen Druckschriften.

A. Liste der Akademien, Gelehrten Gesellschaften und Vereine, Institute und Behörden, die mit der Gesellschaft der Wissenschaften während des Geschäftsjahres in Tauschverkehr standen.

Deutsches Reich.

Aachen. Aachener Geschichtsverein.
Altenburg. Geschichts- und Altertumsforschende Gesellschaft des Osterlandes.
— Naturforschende Gesellschaft des Osterlandes.
Annaberg. Verein für Geschichte von Annaberg und Umgegend.
Augsburg. Historischer Verein für Schwaben und Neuburg.
Bergedorf. Hamburger Sternwarte.
Berlin. Preußische Akademie der Wissenschaften.
— Archäologisches Institut des Deutschen Reichs.
— Astronomisches Recheninstitut.
— Forschungsinstitut für Geschichte der Naturwissenschaften.
— Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.
— Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.
— Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.
— Deutsche Physikalische Gesellschaft.
— Reichspostministerium.
— Reichszentrale für naturwissenschaftliche Berichterstattung.
— Ungarisches Institut an der Universität.
— Verein für die Geschichte Berlins.
— Verein für Volkskunde.
— Verlag „Die Naturwissenschaften".
— Verlag für Sozialmedizin.
— Zoologisches Museum.
Bonn. Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande.
— Naturhistorischer Verein der preußischen Rheinlande und Westfalens.
Braunsberg. Akademie.
— Historischer Verein für Ermland.
Braunschweig. Geschichtsverein.
— Verein für Naturwissenschaft.
Bremen. Bremer Wissenschaftliche Gesellschaft.
— Historische Gesellschaft des Künstlervereins.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
Breslau. Sternwarte.
Charlottenburg. Physikalisch-Technische Reichsanstalt.
Danzig. Naturforschende Gesellschaft.
— Westpreußischer Botanisch-Zoologischer Verein.

Dortmund. Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark.
Dresden. Sächsischer Altertumsverein.
— Sächsische Landeswetterwarte.
— Verein für Erdkunde.
— Verein für Geschichte Dresdens.
Bad Dürkheim. Pollichia, naturwissenschaftlicher Verein der Rheinpfalz.
Düsseldorf. Geschichtsverein.
Eichstädt. Historischer Verein.
Eisenberg. Geschichts- und Altertumsforschender Verein.
Elberfeld. Bergischer Geschichtsverein.
Emden. Naturforschende Gesellschaft.
Erfurt. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften.
— Verein für die Geschichts- und Altertumskunde Erfurts.
Erlangen. Physikalisch-medizinische Sozietät.
Frankfurt a. M. Physikalischer Verein.
Freiburg i. Br. Kirchengeschichtlicher Verein für das Erzbistum Freiburg.
— Naturforschende Gesellschaft.
Giessen. Oberhessischer Geschichtsverein.
— Oberhessische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.
Görlitz. Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften.
Greifswald. Rügisch-Pommerscher Geschichtsverein.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Neu-Vorpommern und Rügen.
Guben. Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.
Halle a. S. Deutsche Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher.
— Landwirtschaftliches Institut der Universität.
— Deutsche Morgenländische Gesellschaft.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Sachsen und Thüringen.
Hamburg. Deutsche Seewarte.
— Hauptstation für Erdbebenforschung.
— Mathematische Gesellschaft.
— Naturwissenschaftlicher Verein.
— Hamburger Sternwarte.
— Verein für Hamburgische Geschichte.
— Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung.
— Bibliothek Warburg.
Hannover. Historische Kommission für Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Bremen.
— Naturhistorische Gesellschaft.
Heidelberg. Akademie der Wissenschaften.
— Badische Landessternwarte. (Königstuhl.).
— Historisch-philosophischer Verein.
— Naturhistorisch-medizinischer Verein.
Hildburghausen. Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde.
Kassel. Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.
Kempten. Historischer Verein für das Allgäu.
Kiel. Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte.
— Astronomische Nachrichten (Redaktion).
— Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Königsberg. Gelehrte Gesellschaft.

Königsberg. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
— Altertumsgesellschaft Prussia.
Landshut. Historischer Verein für Niederbayern.
Leipzig. Sächsische Akademie der Wissenschaften.
— Deutsche Mathematiker-Vereinigung.
— Naturforschende Gesellschaft.
Leisnig. Geschichts- und Altertumsverein.
Lindenberg. Preußisches Aeronautisches Observatorium.
Lübeck. Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde.
Magdeburg. Verein für Geschichte u. Altertumskunde des Herzogtums und Erzstifts Magdeburg.
Mainz. Stadtbibliothek.
Mannheim. Altertumsverein.
Marburg. Gesellschaft zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften.
Meissen. Verein für Geschichte der Stadt Meissen.
München. Bayerische Akademie der Wissenschaften.
— Historischer Verein von Oberbayern.
— Bayerische Landeswetterwarte.
Neisse. Philomathie.
Neuburg a. D. Historischer Verein.
Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum.
— Hansabund für Gewerbe, Handel und Industrie, Landesverband Bayern.
— Naturhistorische Gesellschaft.
— Verein für Geschichte der Stadt Nürnberg.
Plauen i. V. Verein für vogtländische Geschichte und Altertumskunde.
Potsdam. Preußisches Geodätisches Institut.
— Astrophysikalisches Observatorium.
Regensburg. Historischer Verein von Regensburg und Oberpfalz.
Rostock. Naturforschende Gesellschaft.
— Verein der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg.
— Verein für Rostocks Altertümer.
Salzwedel. Altmärkischer Verein für vaterländische Geschichte.
Schmalkalden. Verein für Hennebergische Geschichte und Landeskunde.
Schwäbisch-Hall. Historischer Verein für Württembergisch Franken.
Speyer. Historischer Verein der Pfalz.
Stade. Geschichts- und Heimatverein.
Stuttgart. Württembergische Kommission für Landesgeschichte.
Tübingen. Württembergische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften.
Wiesbaden. Nassauischer Verein für Naturkunde.
Worms. Stadtbibliothek.
Würzburg. Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg.
— Physikalisch-medizinische Gesellschaft.
Zwickau. Altertumsverein für Zwickau und Umgegend.

Amerika. Vereinigte Staaten.

Albany. New York State Museum.
Baltimore. Maryland Geological Survey.
— Johns Hopkins University.
Berkeley. University of California.

Boston. American Academy of Arts and Sciences.
— Mediaeval Academy of America.
— Boston Society of Natural History.
Brooklyn. The Museum of the Brooklyn Institute of arts and sciences.
Cambridge, Mass. American Academy of Arts and Sciences.
— Massachussetts Institute of Technology.
— Museum of Comparative Zoology at Harvard College.
Chicago. Field Museum of Natural History.
— John Crerar Library.
— Society of Oriental Research.
— University of Chicago Library.
Cincinnati. Lloyd Library.
— University of Cincinnati Press.
Columbia. University of Missouri.
Des Moines. Jowa Geological Survey.
Flagstaff, Ariz. Lowell Observatory.
Jowa City. State University of Jowa.
Lawrence. University of Kansas.
Lincoln. University of Nebraska.
Madison. Superintendent of Public Property.
— Washburn Obervatory.
— Wisconsin Academy of Sciences, Arts and Letters.
Minneapolis. Agricultural Experiment Station.
— University of Minnesota.
New Haven. Connecticut Academy of Arts and Sciences.
— Astronomical Observatory of Yale University.
New York. Academy of Sciences.
— American Association for International Conciliation.
— American Chemical Society.
— American Geographical Society.
— American Mathematical Society.
Philadelphia. Academy of Natural Sciences.
— American Philosophical Society for promoting useful knowledge.
Rolla. Missouri Bureau of Geology and Mines.
St. Louis. Missouri Botanical Garden.
San Francisco. California Academy of Sciences.
Urbana. Division of the Natural History Survey.
— Division of Illinois State Geological Survey.
— University of Illinois.
Washington. Carnegie Endowment for International Peace: Division of economics and history.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of international law.
— Carnegie Endowment for International Peace: Division of intercourse and education.
— Carnegie Institution.
— Carnegie Institution. Department of Terrestrial Magnetism.
— Department of Commerce. Bureau of Standards.
— Library of Congress.
— National Academy of Sciences.

Washington. Smithsonian Institution.
— Smithsonian Institution. United States National Museum.
— United States Geological Survey.
— United States Naval Observatory.

Argentinien.

Buenos Aires. Museo Nacional de Historia Natural.
— Seminario Matemático Argentino.
— Sociedad científica Argentina.
Cordoba. Academia nacional de ciencias de la República Argentina.
La Plata. La Direccion general de estadistica.
— Observatorio Astronómico.
— Universidad nacional de La Plata.

Australien.

Adelaide. Royal Society of South Australia.
Hobart. Royal Society of Tasmania.
Melbourne. Royal Society of Victoria.
Sydney. Australasian Association for the Advancement of Sciences.
— Royal Society of New South Wales.
Wellington. Department of Lands and Survey.
— New Zealand Institute.
— Survey of New Zealand.

Belgien.

Brüssel. Académie Royale des Sciences, des Lettres et des Beaux-Arts de Belgique.
— Institut Royal Météorologique de Belgique.
— Société des Bollandistes.
Löwen. Universitätsbibliothek.
Maredsons. Abbaye de Maredsons.
Uccle. Observatoire Royal de Belgique.

Canada.

Halifax. Nova Scotian Institute of Science.
Ottawa. Canada Geological Survey.
Toronto. Royal Canadian Institute.

Chile.

Santiago. Universidad.

Dänemark.

Kopenhagen. Geodaetisk Institut.
— Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab.

Estland.

Dorpat. Universitätsbibliothek.

Finnland.

Åbo. Akademi.
Helsingfors. Finska Vetenskaps Societeten.
— Geologiska Kommissionen.
— Societas pro Fauna et Flora Fennica.
— Societas Geographica Fennica.
— Suomalaisen Tiedeakatemia.

Frankreich.

Amiens. Société des Antiquaires de Picardie.
Bordeaux. Société des Sciences physiques et naturelles.
Clermont-Ferrand. Société des amis de l'Université de Clermont.
Marseille. Faculté des Sciences.
Paris. École polytechnique.
— Institut de France. Académie des Inscriptions et des Belles-Lettres.
— — Académie des Sciences.
— — Académie des Sciences politiques et morales.
Rennes. Faculté des Lettres de l'Université.
Sèvres. Bureau international des poids et mesures.

Griechenland.

Athen. *'Ακαδημία 'Αθηνῶν.*
— *'Αρχαιολογικὴ 'Εταιρεία.*
— Deutsches Archäologisches Institut.
— École française d'Athènes.
— *'Επιστημονικὴ 'Εταιρεία.*

Großbritannien und Irland.

Aberdeen. University Library.
Aberystwyth. University College of Wales. Department of Zoology.
Cambridge. Philosophical Society.
Dublin. Royal Irish Academy.
— Royal Dublin Society.
Edinburgh. Royal Society.
— Mathematical Society.
Greenwich. Royal Observatory.
Leeds. Philosophical and Literary Society.
Liverpool. Biological Society.
London. British Academy.
— Royal Society.
— India Office.
— Secretary of the Admiralty.
— Classical Association.
— Linnean Society.
— Mathematical Society.
Malta. University.
Manchester. The Manchester Literary and Philosophical Society.
— University.

Indien.

Calcutta. Government of India.
— Asiatic Society of Bengal.
— Indian Chemical Society.
— Geological Survey of India.
— Surveyor General's Office.
— University.
— Visva-Bharati.
Madras. Government of Madras. Finance (Separate Revenue) Department.
Rajahmundry. Andhra Historical Research Society.

Italien.

Bologna. R. Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna.
Cagliari. Società storica Sarda.
Catania. Società di storia patria per la Sicilia orientale.
Florenz. Biblioteca Nazionale Centrale.
Lucca. R. Accademia Lucchese di scienze, lettere ed arti.
Mailand. R. Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— Seminario matematico e fisico.
Mantua. R. Accademia Virgiliana.
Neapel. Società Reale di Napoli. Reale Accademia di archeologia, lettere e belle arti.
— — Reale Accademia delle scienze fisiche e matematiche.
— — Reale Accademia di scienze morali e politiche.
Palermo. Circolo matematico.
— Società di scienze naturali ed economiche.
— Società Siciliana per la storia patria.
Pisa. Biblioteca universitaria.
— R. Scuola normale superiore.
— Società Toscana di scienze naturali.
Portici. R. Istituto Superiore Agrario.
Rom. R. Accademia dei Lincei.
— Pontificia Accademia Romana di archeologia.
Pontificia Accademia delle scienze Nuovi Lincei.
— Deutsches Archäologisches Institut.
— Direzione generale di antichità e belle arti.
— Società Italiana per il progresso delle scienze.
— Società Romana di storia patria.
— Specola Vaticana.
Siena. R. Accademia dei Fisiocritici.
— R. Accademia dei Rozzi.
Turin. R. Accademia delle scienze.
— Società Piemontese di archeologia e belle arti.

Japan.

Kioto. Schola medicinalis universitatis imperialis.
Nagoya. Aichi Medical University.
Sendai. Tohoku Imperial University.
Tokyo. Botanical Garden.
— Imperial Academy.
— Imperial Earthquake Investigation Committee.
— Imperial University.
— National Research Council of Japan.
— Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.
— Institute of Physical and Chemical Research.
— Oriental Library.

Jugoslavien.

Agram. Jugoslavenska Akademija znanosti i umjetnosti.
Laibach. Muzejsko drustvo za Slovenijo.

Lettland.

Riga. Universitätsbibliothek.
— Naturforscher-Verein.

Luxemburg.

Luxemburg. Institut grand-ducal de Luxembourg.

Mexiko.

Mexico. Instituto geologico de Mexico.
— Sociedad Cientifica „Antonio Alzate."

Niederlande.

Amsterdam. Kon. Akademie van Wetenschappen.
— Kon. Nederl. Aardrijkskundig Genootschap.
— Astronomical Institute of the University of Amsterdam.
— Wiskundig Genootschap.
— Kon. Zoologisch Genootschap „Natura artis magistra".
De Bilt. Kon. Nederl. Meteorologisch Instituut.
Delft. Technische Hoogeschool.
s'Gravenhage. Departement van onderwijs, kunsten en wetenschappen.
— Flora Batava.
— Kon. Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl.-Indie.
Haarlem. Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen.
— Stichting van P. Teyler van der Hulst.
Heerlen. Geologisch Bureau voor het Nederlandsch Mijngebied.
Leiden. Physisch Laboratorium der Rijks-Universiteit.
— Maatschappij der Nederl. Letterkunde.
— Sterrewacht.
Utrecht. Physiologisch Laboratorium der Utrecht'sche Hoogeschool.
— Sterrewacht.

Niederländisch-Indien.

Batavia (Weltevreden). Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
— Kon. Natuurkundige Vereenigung in Nederl.-Indie.
— Kon. Magnetisch en Meteorologisch Observatorium.
Lembang (Java). Bosscha-Sterrenwacht.

Norwegen.

Bergen. Bergens Museum.
— Geofysisk Institutt.
Oslo. Norske Videnskapsakademi.
Stavanger. Stavanger Museum.
Tromsø. Tromsø Museum.
Trondjhem. Det kong. norske videnskabers selskab.

Oesterreich.

Graz. Historischer Verein für Steiermark.
— Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Innsbruck. Naturwissenschaftlich-medizinischer Verein.
Klagenfurt. Geschichtsverein für Kärnten.
— Verein „Naturhistorisches Landesmuseum für Kärnten".
Linz. Oberösterreichischer Musealverein.
Wien. Akademie der Wissenschaften.
— Geologische Bundesanstalt.

Wien. Naturhistorisches Museum.
— Österreichische Kommission für die Internationale Erdmessung.
— Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
— Zoologisch-botanische Gesellschaft.

Palästina.

Jerusalem. Jewish National and University Library.

Polen.

Krakau. Polska Akademja umiejętnosci.
Lemberg. Ukrainische Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften.
— Towarzystwo Ludoznawcze.
Posen. Historische Gesellschaft für Posen.
Thorn. Coppernikus-Verein für Wissenschaft und Kunst.
Warschau. Societas scientiarum Varsaviensis.
— Towarzystwo Polskiego fizycznego.

Portugal.

Coimbra. Instituto geofisico.
Lissabon. Academia das Sciências.
— Sociedade Portuguesa de Sciências Naturais.
Porto. Academia polytecnica.

Rumänien.

Bukarest. Academia Română.
— Societatea Română de Ştiinte.
— Societatea Română de Ştiinte matematice.
Czernowitz. Facultatea de Ştiinte.
Hermannstadt. Verein für siebenbürgische Landeskunde.

Rußland.

Baku. Aserbaidschanische Archäologische Gesellschaft.
Charkov. Société mathématique à l'Université.
— Ukrainisches Forschungsinstitut für Geographie und Kartographie.
Kasan. Société physico-mathématique.
— Kasanskogo gosudarstv. Universiteta im. V. J. Ul'janova-Lenina.
Leningrad. Akademie der Wissenschaften der U. d. S. S. R.
— — Physiko-mathematisches Institut.
— — Zoologisches Museum.
— Physikalisch-Mathematische Gesellschaft.
— Central Geophysical Observatory.
— Observatoire central Nicolas.
— Russ. geografičeskago Obščestva.
— Wissenschaftliches Institut Leßhaft.
Moskau. Gesellschaft der Naturforscher.
— Mathematische Gesellschaft.
Odessa. Wissenschaftliche Forschungsinstitute.

Samoa.

Apia. Observatory.

Schweden.

Abisko. Naturvetenskapliga Station.
Göteborg. Kgl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhället.
— Stadsbibliothek.
Lund. Universitetet.
— Humanistiska Vetenskapssamfundet.
Stockholm. K. Svenska Vetenskapsakademien.
— Kongl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien.
— Högskola.
— Statens meteorologisk-hydrografiska Anstalt.
— Ingeniörs Vetenskapsakademien.
Upsala. Meteorologiska institutionen (Observatoire météorologique de l'Université).
— Regia Societas scientiarum Upsaliensis.
— Universitätsbibliothek.
— K. Humanistiska Vetenskapssamfundet.

Schweiz.

Aarau. Historische Gesellschaft des Kantons Aarau.
Basel. Naturforschende Gesellschaft.
Basel und **Genf.** Schweizerische Chemische Gesellschaft. Société suisse de chimie.
Bern. Allgemeine geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz.
— Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (Société helvét. des sciences naturelles). Geologische Kommission.
— Naturforschende Gesellschaft in Bern.
Chur. Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden.
— Naturforschende Gesellschaft von Graubünden.
Genf. Conservatoire et Jardin botanique.
— Institut national Genevois.
— Société d'histoire et d'archéologie de Genève.
— Société de physique et d'histoire naturelle.
Glarus. Historischer Verein des Kantons Glarus.
Lausanne. Société Vaudoise des sciences naturelles.
— Société d'histoire de la Suisse romande.
Luzern. Historischer Verein der 5 Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug.
St. Gallen. Historischer Verein.
Schaffhausen. Historisch-antiquarischer Verein.
— Naturforschende Gesellschaft.
Winterthur. Naturwissenschaftliche Gesellschaft.
Zürich. Schweizerisches Landesmuseum.
— Schweizerische Meteorologische Zentralanstalt.
— Antiquarische Gesellschaft.
— Naturforschende Gesellschaft.
— Eidgenössische Sternwarte.

Spanien.

Barcelona. R. Academia de ciencias y artes.
— Institut d'Estudis Catalans.

Barcelona. Obra del Cançoner Popular.
Madrid. R. Academia de ciencias exactas, físicas y naturales.
Montserrat. Kloster Montserrat.

Südafrika.

Johannesburg. Geological Society of South Africa.
Kapstadt. Royal Society of South Africa.

Syrien.

Beirut. Université Saint-Joseph.

Tschechoslowakei.

Brünn. Societas scientiarum naturalium Moraviae.
— Universität Masaryk.
— École supérieure d'agronomie.
— Naturforschender Verein.
Prag. Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.
— Kral. Česka společnost nauk.
— Collection des travaux chimiques de Tchécoslovaquie. (Red.)
— Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen „Lotos".
— Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
Pressburg. Heil- und naturwissenschaftlicher Verein.
Reichenberg. Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung.
— Deutsche Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in der Tschechoslowakei.

Ungarn.

Budapest. Ungarische Akademie der Wissenschaften.
— Ungarische Geologische Reichsanstalt.
— Ungarische Zentralstelle für Bibliothekswesen.

B. Die sonst noch eingegangenen Druckschriften.

Akademie, Die, der Wissenschaften der Union der Sozialistischen Sowjet-Republiken. Leningrad 1928.

Alexis, Lucien V.: The Syllabus to fundamentals in physics and in chemistry. New Orleans 1928.

Ameghino, Florentino: Obras completas y correspondencia científica. Vol. 6. 1916. Vol. 7. 1917.

Annalen, Mathematische. Hrsg. von David Hilbert, Otto Blumenthal und Albert Einstein. Bd. 99. 1928. Bd. 100. 1928. Bd. 101, Heft 1. 1929.

Annals of mathematics. Publ. by the Princeton University Press. Vol. 29. Nr. 2—4. 1928.

Bauer, Walter: Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur. 2. völlig neu gearb. Aufl. zu Erwin Preuschens „Vollständigem Griechisch-Deutschen Handwörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur". Gießen 1928.

Bedeus von Scharberg, Gustav: Die Chronologie des Lebens Jesu. Hermannstadt 1928.

Bianchi, A. Luigi, nel tricesimo della sua morte la Scuola normale superiore. Pisa 1928.

Bibliothekskataloge, Mittelalterliche. Deutschland und die Schweiz: hrsg. von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Bd. 2. Bistum Mainz und Erfurt. 1928.

Bornhardt, Wilhelm: Bergschulen. 1923.
Aus: Handbuch für das Berufs- und Fachschulwesen.

Ders.: Über die bergmännischen und geologischen Ergebnisse seiner Reisen in Deutsch-Ostafrika. 1898.
Aus: Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft. Jg. 1898.

Ders.: Über die Erdöl-Vorkommnisse in der östlichen Umgebung der Stadt Braunschweig.
Aus: Beiträge zur Geologie und Paläontologie des Herzogtums Braunschweig. 1894.

Ders.: Die Erzvorkommen des Rheinischen Schiefergebirges.
Aus: Metall und Erz. 10. 1912/13.

Ders.: Über die Gangverhältnisse des Siegerlandes und seiner Umgebung. T. 1. 1910. T. 2. 1912.
(Archiv für Lagerstättenforschung. H. 2. 8.)

Ders.: Geschichte des Harzer Bergbaues. 1927.
Aus: Görges-Spehr: Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten. 3. Aufl. Hrsg. von F. Fuhse.

Ders.: Geographische und geologische Mitteilungen über das deutsche Nyassa-Gebiet auf Grund eigener Reisen. 1899.
Aus: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1899.

Ders.: Zur Oberflächengestaltung und Geologie Deutsch-Ostafrikas. Ergebnisse der in den Jahren 1895—1897 in Ostafrika unternommenen Reisen. Berlin 1900. (Deutschostafrika. Bd. 7. 1900.)

Ders.: Ursprung und Entwicklung der Bergakademie. 1925.
Aus: Festschrift der Bergakademie zu Clausthal 1775—1925.

Brandenstein, Béla v.: Grundlegung der Philosophie. Bd. 3. 1927.

Brill, Alexander: Vorlesungen über allgemeine Mechanik. München-Berlin 1928.

Brøndal, Viggo: Les Parties du discours. Partes orationis. Études sur les catégories du langage. Copenhague 1928.

Bülow, H. v.: Wilhelm II. von Hohenzollern. Widerlegung auf die Anklage als Urheber des Krieges. 3. Aufl. Leipzig.

Bulletin of the International Committee of Historical Sciences. Vol. 1. P. 4. 5. 1928.

Corpus inscriptionum Chaldicarum. Hrsg. v. C. F. Lehmann-Haupt. Textband Lfg. 1. 1928. Tafelband Lfg. 1. 1928.

Degener, H.: Vor hundert Jahren. Der 90. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte, Hamburg, 15.—22. September 1928 gewidmet von H. Degener und dem Verlag Chemie. 1928.

Dictionary of American biography by J. F. New York 1928.

Enzyklopädie der Mathematischen Wissenschaften mit Einschluß der Anwendungen. III. 2, 9. 10.

Evans, Sir Arthur: The Palace of Minos. Vol. 2. Part 1 und 2. London 1928.

Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Alten Gymnasiums zu Bremen. 1528—1928. Bremen 1928.

Fischer, Adam: Institut National Ossolinski. Esquisse historique. Trad. du polonais par Jean Newkiewicz Jodko. Léopol 1928.

Fleming, J. A. and J. P. **Ault:** Program of scientific work on cruise VII of the Carnegie Institution, 1928—1931. 1928.
Aus: Terrestrial Magnetism. Vol. 33. 1928.

Flügel, H.: Bremens Schiffs- und Güterverkehr in den Jahren 1926 und 1927. Bremen 1928.

Geschichte der Siegener Bergschule. Von der Gründung der Schule im Jahre 1818 bis zur Gegenwart. Festschrift hrsg. aus Anlaß der Fünfzigjahresfeier der Neugründung der Bergschule 1853—1903. Siegen 1904.

Hergesell, H. und P. **Duckert:** Sprengungen zu Forschungszwecken. Ergebnisse der vom 1. April 1923 bis zum 30. September 1926 an verschiedenen Orten Deutschlands ausgeführten Versuche. Braunschweig 1927.
Aus: Die Arbeiten des Preußischen Aeronautischen Observatoriums bei Lindenberg. Bd. 16, Wissenschaftliche Abhandlungen Heft B. 1927.

Hilbert, D. und W. **Ackermann:** Grundzüge der theoretischen Logik. Berlin 1928. (Die Grundlehren der mathematischen Wissenschaften. Bd. 27. 1928.)

Jackson, Williams: Zoroastrian Studies. The Iranian religion and various monographs. New York 1928.

Jacoby, Felix: Die Fragmente der griechischen Historiker. Teil 2. Zeitgeschichte. B. Spezialgeschichten, Autobiographien, Zeittafeln. Lfg. 3. 1929.

Jahrbuch, Deutsches biographisches, hrsg. vom Verbande der Deutschen Akademien. Überleitungsband 2. 1917—20. 1928.

Jahrbuch über die Fortschritte der Mathematik. Hrsg. von Emil Lampe und L. Lichtenstein. 49. 1923. 3. 4.

Kak, Ram Chandra: Handbook of the archaeological and numismatic sections of the Sri Pratap Singh Museum, Srinagar. Calcutta, Simla 1923.

Kees, Hermann: Ägypten. Tübingen 1928.
(Religionsgeschichtliches Lesebuch, hrsg. v. Bertholet. 10. 1928.)

Literaturzeitung, Deutsche. Hrsg. vom Verband der Vereinigten Akademien der Wissenschaften Deutschlands und Österreichs. 5. 11—52. 1928. 6. 1—10. 1929.

Lotze, Hermann: Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. Mit der Übersetzung des Aufsatzes: Philosophy in last forty years, einem Namen- und Sachregister hrsg. u. eingel. v. Georg Misch. 2. Aufl. Leipzig 1928.
(Philosophische Bibliothek Bd. 141.)

Macbride, Thomas Huston: In Cabins and Sod-Houses. Jowa City 1928.

Meyer, Arnold Oskar: Das Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins in Schleswig-Holstein. Kiel 1928.

Mossig, Theobald Ritter von: Wirklichkeit. Leipzig 1927.

Neophilologus, Driemaandelike tijdschrift voor de wetenschappelike beoefening van levende vreemde talen en van heer letterkunde. 13. 3. 4. 1928. 14. 1. 2. 1928/29.

Olsen, Magnus: Farms and fanes of Ancient Norway. Oslo 1928.
(Instituttet for sammenlignende kulturforskning. Ser. A. Forelesninger 9.)

Oriental Institute, The, of the University of Chicago. General circular. 2. 1298.

Osgood, W. F.: Lehrbuch der Funktionentheorie. Bd. 1. 5. Aufl. 1928. Bd. 2. Lfg. 1. 2. Aufl. 1929.

Plate, L.: Die Vertiefung der Außenweser durch den Ausbau des Fedderwarder Armes. Hamburg 1928.
Aus: Jahrbuch der Hafenbautechnischen Gesellschaft. Bd. 9.

Plutarchi Moralia. Vol. 3. rec. et emend. W. R. Paton, M. Pohlenz, W. Sieveking. Lipsiae 1929.

Pohl, Robert: Elementi teorico-pratici di elettrofisica moderna. 1a traduzione dell' Ing. Carlo Rossi. Milano 1928.

Rabe, W.: Untersuchungen über die Durchmesser der großen Planeten. Kiel 1928.
Aus: Astronomische Nachrichten. 234. 1928.

Rubió y Lluch, Antonio: Discurso que en la sesión commemorativa del IV centenario del nacimiento de Fray de León celebrada el 2 de mayo de 1928, legó . . . Barcelona 1928.

Schikore, K.: Die Begrenzung von Wasserleitungsquerschnitten. 1928.

Adolf Schullerus 1864—1928. Zum frommen Gedächtnis. Hermannstadt 1928.

Stenzel, Julius: Platon der Erzieher. Leipzig 1928.

Albrecht Thaer. Sein Leben und seine Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart. Zum Gedächtnis der Wiederkehr des 100. Todestages am 26. Oktober 1928 hrsg. von der Königl. Landwirtschaftsgesellschaft Hannover. Hannover 1928.

Vanossi, Reinaldo: Catalogo de las publicaciones periodicas existentes en la Biblioteca de la Sociedad Científica Argentina. 1927.

Verhandlungen der in Riga abgehaltenen Tagung der Baltischen Geodätischen Kommission. 3. 20./23. Mai 1927.

Voigt, Woldemar: Lehrbuch der Kristallphysik (Mit Ausschluß der Kristalloptik). Nachdruck der 1. Aufl. erg. durch eine spätere Arbeit des Verf. und mit einem Geleitwort von M. v. Laue. Leipzig, Berlin 1928.

Vorträge, gehalten in der Versammlung des Reichsverbandes der Privatversicherung . . . zu Berlin am 6. Dezember 1927. Berlin 1927.
(Tagung der deutschen Privatversicherung.)

Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich v.: Erinnerungen 1848—1914. Leipzig 1928.

Wilkens, Alexander: Über die Multiplizität der Lösungen der Theorie der Bahnbestimmung der Kometen. München 1928.
Aus: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Math.-nat. Abt. 1928.

Willstätter, Richard: Untersuchungen über Enzyme. Bd. 1. 2. 1928.

Wilson, Florence: Near east educational Survey. Report of a survey made during the months of April, May and June 1927. 1928.

Zimmermann, Franz: Rechtsurkunden der Evangelischen in Österreich 1815 bis 1920. Steyr 1929.

Ueber den Sinn der physikalischen Theorien.

Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung am 10. November 1928.

Von

M. Born.

Wer die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften von außen betrachtet, dem müssen sich zwei widersprechende Eindrücke aufdrängen: Einmal bietet das Ganze der Naturforschung ein Bild stetigen, gesunden Wachstums, deutlichen Fortschreitens und Aufbauens, sichtbar ebenso in der inneren Vertiefung, wie in der äußeren Anwendung auf die technische Beherrschung der Natur. Dann aber wieder beobachtet man in nicht zu seltener Folge das Auftreten von Erschütterungen der physikalischen Grundvorstellungen, wahre Revolutionen der Begriffswelt, durch die alle frühere Erkenntnis abgetan und eine neue Epoche der Forschung eröffnet zu werden scheint. Der schroffe Wechsel der Theorien steht in merkwürdigem Gegensatz zum kontinuierlichen Fließen und Wachsen des Bereiches der gesicherten Ergebnisse. Um ein paar Beispiele von theoretischen Umwälzungen herauszugreifen: man denke an den ältesten, ehrwürdigsten Zweig der physikalischen Forschung, die Astronomie, und an die Vorstellungen von der Sternenwelt, die wir über Jahrtausende verfolgen können. Zuerst ruht die Erde, eine flache Scheibe im Zentrum der Welt, und um sie bewegen sich die Gestirne in geordnetem Tanz. Dann kommt, etwa gleichzeitig mit der Erkenntnis von der Kugelgestalt und Größe der Erde, das Kopernikanische Weltsystem, das die Sonne in den Mittelpunkt setzt und der Erde eine dienende Rolle unter vielen andern Trabanten des Zentralgestirns anweist. Den Beginn der Neuzeit in der Naturforschung markiert Newtons Theorie der Schwerkraft, die das Planetensystem zusammenhält, und diese Lehre gilt unbestritten etwa zweihundert Jahre. In unsern Tagen aber wird sie durch Einsteins relativistische Gravitationstheorie über den Haufen geworfen, die weder vom heliozentrischen Planetensystem noch von der in die Ferne wirkenden Schwerkraft begrifflich etwas übrig läßt.

Ganz ähnlich ist es in der Optik mit ihrem Wechsel in der Vorstellung vom Wesen des Lichts, das entweder nach Newton als Strom von kleinen Teilchen, oder nach Huygens als Wellenzug im Lichtäther vorgestellt wird. Am Beginn des 19. Jahrhunderts geschah der schroffe Umschlag von der Korpuskulartheorie zur

Wellentheorie, und mit unserem eigenen Jahrhundert setzte wiederum eine neue Wendung ein, von der ich noch zu sprechen haben werde. In der Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus liegt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine revolutionäre Periode, in der die Vorstellung von Fernwirkungen dem Gedanken der kontinuierlichen Kraftübertragung durch den Aether weichen mußte. Das tiefe Problem nach der Struktur der Materie selbst, das die Chemie als gewaltiger Zweig des physikalischen Baums in besondere Obhut genommen hat, zeigte noch bis vor wenigen Jahrzehnten den uralten Gegensatz von Atomistik und Kontinuumsvorstellung, der heute zugunsten der ersten entschieden scheint; doch sind gerade diese Fragen mit einer der radikalsten Begriffsrevolutionen verbunden, die sich unter dem Namen der Quantentheorie heute vor unsern Augen vollzieht.

Im Kleinen geschieht das Wachsen, Gelten und Fallen von Theorien tagtäglich, und was heute wertvolle Erkenntnis ist, ist morgen schon Plunder, kaum eines historischen Rückblicks wert. Da liegt nun die Frage nahe: Welchen Wert haben dann überhaupt die Theorien? Sind sie nicht vielleicht bloß ein Nebenprodukt der Forschung, eine Art metaphysischer Schmuck, als schillernder Mantel über die allein bedeutungsvollen „Tatsachen“ gehängt, bestenfalls Stütze und Hilfe bei der Arbeit, Reizmittel für die Phantasie beim Ersinnen neuer Versuchsbedingungen?

Daß diese Frage überhaupt gestellt werden kann, zeigt, daß der Sinn der physikalischen Theorien keineswegs auf der Hand liegt, und darum habe ich diesen Gegenstand als Thema des heutigen Vortrages gewählt. Sind doch jetzt, da wieder einmal eine schwere Krisis der physikalischen Grundbegriffe gerade überwunden ist, selbst manche Physiker nicht vollkommen klar darüber, was man von der neuesten Wendung der Theorie eigentlich zu halten hat.

Diese für unsere Zeit charakteristischen Theorien, die Relativitätstheorie und die Quantentheorie, eignen sich auch am besten für unsern Zweck, weil wir selbst viele ihrer Aussagen gefühlsmäßig als merkwürdig, paradox oder gar als sinnlos empfinden. Bei den älteren Theorien muß es den Zeitgenossen ähnlich ergangen sein; aber wir können uns diesen Geisteszustand nur durch historische Vertiefung künstlich konstruieren. Da ich wenig historische Studien getrieben habe, will ich mich mit einem kurzen Rückblick auf die älteren Krisenzeiten begnügen.

Jede theoretische Vorstellung geht vom Augenschein und seiner naheliegendsten Deutung aus. Der Anblick der festen, unerschütterlichen Erde, die uns trägt, und des bewegten Himmels führt natürlicherweise zum geozentrischen Weltsystem. Die Eigenschaft des Lichts, scharfbegrenzte Schatten zu werfen, ist am einfachsten durch die Korpuskular-Hypothese zu verstehen, die wir in poetischer Form schon bei Titus Lucretius Carus finden. Von der Mechanik, die später das Vorbild aller physikalischen Theorien wurde, kannte die Antike eigentlich nur die Statik, die Lehre vom Gleichgewicht. Der Grund ist natürlich der, daß die an

Hebeln und anderen Maschinenteilen angreifenden Kräfte auch durch die Kraft des menschlichen (oder tierischen) Körpers ersetzt werden können und damit zu dem Bereich des unmittelbar sinnlich Erfahrbaren gehören.

Was bedeutet es nun, wenn diese primitiven Vorstellungen, das geozentrische Weltsystem, die Korpuskularhypothese beim Licht, die statische Kraft der Mechanik durch neue ersetzt werden? Das Entscheidende ist wohl das Bedürfnis des Menschen, an eine reale, von ihm unabhängige, beharrliche Außenwelt zu glauben, und seine Fähigkeit, zugunsten dieses Glaubens seinen Wahrnehmungen zu mißtrauen. Ein Gegenstand sieht in großer Entfernung kleiner aus als in der Nähe, aber der Mensch sieht immer den „Gegenstand“, stellt ihn stets als gleich groß vor und vertraut mit absoluter Sicherheit, daß er hingehen und sich durch Anfassen oder Abtasten davon überzeugen könne. Die Gegenstände, mit denen der primitive Mensch zu tun hat, Steine, Bäume, Berge, Häuser, Tiere, Menschen, haben die Eigenschaft, dieser Prüfung standzuhalten. Das ist der Ursprung der Geometrie, die in ihren Anfängen durchaus eine Lehre von den gegenseitigen Lage- und Größenverhältnissen starrer Körper war. In diesem Sinne ist Geometrie der älteste Zweig der Physik; an ihr wurde zuerst erkannt, daß die Dinge der Außenwelt in ihren räumlichen Eigenschaften strengen Gesetzen folgen. Später hat dann die Freude an der Schönheit dieser Gesetze bewirkt, daß die empirische Wurzel der geometrischen Wissenschaft wenig beachtet oder gar geleugnet und das Studium ihres logischen Gerüsts als Teil der Mathematik Selbstzweck wurde. Aber der Geodät und der Astronom haben die Lehren der Geometrie stets als Aussagen über die realen Dinge der Welt angesehen und nie gezweifelt, daß auch solche Körper, die uns wegen ihrer Entfernung nicht direkt zugänglich sind, denselben Gesetzen folgen. Die Anwendung der geometrischen Regeln auf die Sterne zeigte, daß sie sehr weit entfernt und sehr groß sein müßten, daß ihre Bewegungen am Nachthimmel nur die Projektion der wahren räumlichen Bahnen sei, und schließlich führte die Analyse dieser Bahnen bei verfeinerter Beobachtungskunst mit Notwendigkeit zum Kopernikanischen System. Sein Sieg ist der Beweis dafür, daß der Glaube an bewährte Gesetze stärker ist, als der unmittelbare Sinneseindruck. Dabei hat natürlich die neue Theorie zu erklären, warum gerade dieser Sinneseindruck zustande kommt, auf dem die bisher geltende, nun als falsch erkannte Lehre beruhte. Im Falle des Kopernikus genügt hierfür der Hinweis auf die Größe der Erdkugel im Verhältnis zum Menschen. Dieses astronomische Beispiel ist typisch für alle folgenden Fälle. In der Sternenwelt haben wir das erste Mal eine Wirklichkeit, die nur einem Sinne, dem Auge, als oft unscheinbarer Eindruck zugänglich, dem Leben und Kämpfen der Menschen weit entrückt und doch zweifellos ebenso real ist, wie der Stuhl, auf dem ich sitze oder das Blatt Papier, aus dem ich lese. Diese objektive Realität der Dinge, die ich meine, beruht immer und überall auf demselben

Prinzip: dem Sichfügen unter die allgemeine geometrisch-physikalische Gesetzlichkeit. Auch den Stuhl halte ich nur deswegen für wirklich, weil er diejenigen konstanten Eigenschaften zeigt, die festen Körpern seiner Art zukommen; die hierzu nötige Geometrie und Mechanik ist jedem Menschen als unbewußte Erfahrung geläufig. Anders sind auch die Gründe nicht, die man dafür hat, das Lichtpünktchen, das wir Mars nennen, für eine riesige Kugel ähnlich der Erde zu halten; nur muß man hier genauer beobachten und Geometrie und Mechanik bewußt anwenden. Der Realitätsglaube des naiven, unwissenschaftlichen Menschen ist im Grunde derselbe wie der des Naturforschers. Die Philosophen konzedieren uns diesen Standpunkt als praktisch unentbehrlich unter dem Namen *empirischer Realismus*; er hat als hausbackener Geselle gegenüber den verschiedenen idealistischen Richtungen einen schweren Stand. Wir wollen uns hier aber nicht mit dem Streit philosophischer Schulen auseinandersetzen, sondern nur möglichst klar sagen, welcher Art die Wirklichkeit ist, die den Gegenstand der Naturforschung bildet. Es ist *nicht* die Wirklichkeit der Sinneswahrnehmungen, der Empfindungen, Gefühle, Ideen, kurz die subjektive und darum absolute Realität des Erlebens. Sondern es ist die Wirklichkeit der Dinge, der Objekte, die den Wahrnehmungen als Substrat unterlegt werden. Als Kriterium dieser Realität erkennen wir niemals einen Sinneseindruck, ein vereinzeltes Erlebnis an, sondern nur das Einfügen in die allgemeine Gesetzmäßigkeit, die wir in den Erscheinungen entdecken.

Was hier am Beispiel der Astronomie dargelegt ist, wiederholt sich nun immer wieder in der Entwicklung der Physik. Wir haben im Grund bereits den Sinn aller Theorien erfaßt und wollen nun belegen, daß alle Revolutionen in der Physik, die vorgekommen sind, Stufen sind auf dem Wege zur Konstruktion einer objektiven Welt, die den Makrokosmos der Gestirne, den Mikrokosmos der Atome mit dem Kosmos der alltäglichen Dinge zu einer widerspruchslosen Einheit verbindet.

Betrachten wir zuerst die *Mechanik*. Ihre naive Periode konnte, wie wir schon bemerkt haben, über die Gleichgewichtslehre nicht herauskommen. Die wissenschaftliche *Bewegungslehre* oder *Dynamik* ist schon ein *Kunstprodukt* der Forschung. Die Gesetze, die Galilei und Newton aus ihren Beobachtungen ableiteten, lassen sich nicht ohne Begriffe aussprechen, die dem Naturzustande des Denkens fern liegen. Allerdings sind Worte wie *Masse* oder *Kraft* seit jeher in Gebrauch; Masse bedeutete irgendwie die Menge eines Stoffes, Kraft die Größe einer Anstrengung. Aber in der Mechanik bekommen diese Worte einen ganz präzisen Sinn; es sind *Kunstworte*, vielleicht die ersten, die geprägt wurden, deren Klang zwar mit Worten der gewöhnlichen Sprache übereinstimmt, deren Bedeutung aber nur aus einer besonders aufgestellten Definition hervorgeht. Auf diese gar nicht einfache Definition will ich hier nicht eingehen, sondern nur erwähnen, daß darin ein Begriff vorkommt, der in der vorwissenschaftlichen Zeit keine Rolle gespielt hat und überhaupt nur mit

mathematischen Hilfsmitteln (Differentialquotienten) genau erklärt werden kann, nämlich der Begriff der Beschleunigung. Wenn nun Masse mit Hilfe dieses Begriffes (als „Widerstand gegen Beschleunigung“) definiert wird, so erkennt man deutlich bereits die Grundlagen der Mechanik als Kunstprodukt des Geistes. Die Erfahrung an irdischen Körpern, die in der Zeit zwischen Galilei und Newton zur Stütze der neuen Theorie herangezogen werden konnte, war ziemlich eng begrenzt. Und doch war die innere Logik der Galileischen Mechanik so stark, daß Newton den großen Schritt tun konnte, sie auf die Bewegungen der Gestirne anzuwenden. Der ungeheure Erfolg dieses Schrittes beruht wesentlich auf der Idee, daß die Kraft, welche die Himmelskörper aufeinander ausüben, im Grunde nichts anderes ist, als die Schwerkraft, die wir von unserer Erde her kennen. Aber dieser Gedanke führte zur Aufgabe einer bis dahin allgemein anerkannten Vorstellung, daß nämlich Kräfte von einem Körper nur auf seine unmittelbare Nachbarschaft ausgeübt werden. Die Statik kannte nur solche Nahkräfte. Die irdische Schwerkraft bei Galilei erscheint zunächst als mathematischer Hilfsbegriff zur Formulierung der Fallgesetze. Auch Newton selbst hat die Fernwirkung von Stern zu Stern, die er zur Erklärung der Planetenbewegung brauchte, wohl immer als Provisorium angesehen, die später durch eine Nahwirkung zu ersetzen sei. Bei Newtons Nachfolgern jedoch war der Eindruck der praktischen Erfolge seiner Gravitationstheorie so überwältigend, daß man die Fernwirkung der Schwere nicht nur als gegeben hinnahm, sondern sie als Vorbild für die Wirkungsweise anderer Kräfte, der elektrischen und magnetischen, gebrauchte. Ueber diese Fernwirkung durch den leeren Raum sind in früheren Zeiten wilde Kämpfe ausgefochten worden. Die einen nannten sie monströs, dem Sinne des natürlichen Kraftbegriffes widersprechend; andere feierten sie als wunderbares Werkzeug zur Enträtselung der Geheimnisse der Sternenwelt. Wer hat da recht? Wir werden sagen: die Newtonsche Schwerkraft ist ein Kunstbegriff, der mit der anschaulichen Vorstellung, dem Gefühl von Kraft nicht viel mehr als den Namen gemein hat. Seine Berechtigung beruht allein auf seiner Einordnung in das System der objektiven Naturbeschreibung; solange er da seine Pflicht erfüllt, mag er gelten; sobald aber neue Erfahrungen ihn widerlegen, hat er neuen Begriffsbildungen Platz zu machen, wobei von diesen zu verlangen ist, daß sie im Gebiete der älteren Erfahrungen mit der Fernwirkungstheorie übereinstimmen. Dieser Umschlag hat erst in unserer Zeit stattgefunden, und zwar nach einer langen Entwicklung, die mit dem Ausbau der Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus eng zusammenhängt.

Wie schon gesagt, wurden die elektrischen und magnetischen Kräfte zur Zeit ihrer ersten systematischen Erforschung, vor etwa 150 Jahren, nach dem Vorbilde der Schwerkraft als Fernwirkungen gedeutet. Das Coulombsche Gesetz der Anziehung elektrischer Ladungen, das Biot-Savartsche Gesetz der Wirkung eines Stromes auf einen Magnetpol sind in der Form und Auffassung dem New-

tonschen nachgebildet. Aber beim mathematischen Ausbau der Theorie geschah etwas Merkwürdiges: man fand in der sogenannten Potentialtheorie Umformungen dieser Gesetze, die ihnen die Gestalt von Nahewirkungen, von Kräften benachbarter Raumstellen auf einander, gaben. Doch wurde diese merkwürdige Aequivalenz so heterogener Vorstellungen wenig beachtet. Es mußten neue Entdeckungen gemacht werden, um die Frage „Fern- oder Nahwirkung?“ zur physikalischen Entscheidung zu bringen. Der Finder dieser neuen Tatsachen war Faraday und ihr Deuter Maxwell. Die Maxwellschen Gleichungen sind eine Nahwirkungstheorie der elektromagnetischen Erscheinungen, bedeuten also begrifflich die Rückkehr zu einer, dem natürlichen Denken näher stehenden Vorstellungsweise. Doch glaube ich, daß das ganz unwesentlich ist. Wie liegt es denn? Schaltet man die Faraday-Maxwellschen Entdeckungen, die Magnetinduktion und den dielektrischen Verschiebungsstrom aus, so enthalten Maxwells Gleichungen nichts anderes als die bereits vorher vorhandene Potentialtheorie, jene mathematische Umformung der Fernwirkungs- in Nahwirkungsgesetze. Die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vor sich gehende Umwandlung der physikalischen Theorien ist also, von dieser Warte gesehen, eigentlich keine Revolution, die Bestehendes zerschlägt, sondern eine Eroberung neuen Gebiets, die eine Umorganisierung des alten Landes nach sich zieht.

Mit dieser Eroberung tritt nun aber ein neuer Begriff in den Vordergrund, der des Weltäthers. Denn jede Nahwirkung braucht einen Träger, ein Substrat, zwischen dessen Teilen die Kräfte wirken, und da die elektrischen und magnetischen Kräfte auch durch den leeren Raum übertragen werden, wo keine gewöhnlichen Körper vorhanden sind, blieb nichts anderes übrig, als einen künstlichen Körper anzunehmen. Das aber war umso leichter, als auf einem anderen Gebiete, der Optik, ein solcher Aether bereits gefunden war und die neue Elektrizitätstheorie sogleich imstande war, diesen Lichtäther mit dem elektromagnetischen zu identifizieren.

Wir kommen nun dazu, einen Blick auf die Lehre vom Licht zu werfen. Hier war, wie wir schon erwähnt haben, die Streitfrage zwischen Korpuskular- und Wellentheorie am Anfang des 19. Jahrhunderts zugunsten der letzteren entschieden worden. So einschneidend diese Entscheidung auch war, sie bedeutete im selben Sinne wie oben mehr eine Eroberung von Neuland mit darauf folgender Verwaltungsänderung, als eine wahre Revolution. Denn solange man Interferenz- und Beugungserscheinungen nicht kannte, waren die Vorstellungen von Korpuskeln oder sehr kurzen Wellen tatsächlich ganz gleichwertig, der Streit also unentscheidbar. Daß das ganze 18. Jahrhundert an der Korpuskulartheorie festhielt, hatte eigentlich unsachliche Motive. Zuerst war es die Autorität Newtons, der in Ermangelung bündiger Gegenbeweise die Korpuskulartheorie als die einfachere Vorstellung bevorzugt hatte. Dann aber fehlte der mathematische Beweis, daß sich auch mit kurzen Wellen das Zustandekommen von scheinbar

scharfen Schattengrenzen verstehen läßt, ein Beweis, der erst von Fresnel erbracht wurde, als er die tatsächliche Unschärfe der Schattengrenze, die Beugungserscheinungen, erklären wollte. Sobald diese entdeckt waren, konnte kein Zweifel mehr sein, daß die Wellenvorstellung die richtige ist. Ich möchte betonen, daß das auch heute noch gilt, obwohl, wie wir nachher sehen werden, die Korpuskulartheorie eine Auferstehung gefeiert hat. Wie wir Wasserwellen beobachten und in ihrer Ausbreitung verfolgen können, ganz genau so können wir die Lichtwellen mit unsern Apparaten erfassen. Es wäre gänzlich unsinnig, hier andere Worte und Anschauungen zu verwenden, als dort. Eben diese Gewißheit der Existenz der Lichtwellen führt zu der Problematik der neuesten optischen Entdeckungen, auf die wir nachher zu sprechen kommen.

Zuvor haben wir einige Worte über das Aetherproblem zu sagen. Wellen brauchen einen Träger, und so wurde angenommen, daß der Weltraum vom Lichtäther erfüllt sei. Die erste Periode der Aethertheorie hat wieder den Charakter der naiven Uebertragung gewohnter Anschauungen. Man kannte als Träger von Wellen elastische Körper, und so nahm man eben an, der Aether habe dieselben Eigenschaften wie eine gewöhnliche, elastische Substanz. Und zwar durfte er nicht einem Gase oder einer Flüssigkeit ähneln, da sich in diesen nur longitudinale Wellen fortpflanzen können, während die Erfahrungen an polarisiertem Licht die Transversalität der Lichtwellen eindeutig bewiesen. Man hatte also überall in der Welt einen festen elastischen Aether anzunehmen, durch den sich die Lichtwellen fortpflanzen. Was das für Schwierigkeiten gibt, wenn man verstehen will, wie die Planeten und andere Himmelskörper sich ohne merkbare Bremsung durch diesen Stoff hindurchbewegen, das liegt vor Augen. Auch gelang es nicht, die Vorgänge bei der Reflexion und Brechung an Oberflächen, der Lichtfortpflanzung in Kristallen und dergleichen einwandfrei zu erklären. So war es eine Erlösung, als die Maxwellsche Theorie durch Hertz experimentell bestätigt wurde; nun war es möglich, den elektromagnetischen Aether mit dem Lichtäther gleichzusetzen. Die formalen Schwierigkeiten verschwanden da ohne weiteres; denn der elektromagnetische Aether ist kein mechanischer Körper mit den aus der groben Erfahrung bekannten Eigenschaften, sondern ein Gebilde besonderer Art mit eigenen Gesetzen, eben den Maxwellschen Gleichungen, ein typischer Kunstbegriff.

Die an Maxwell anknüpfende Periode der Physik war so erfüllt von Erfolgen dieser Theorie, daß vielfach der Glaube herrschte, man hätte alle wesentlichen Gesetze der anorganischen Welt gefunden. Denn es gelang, auch die Mechanik dem „elektromagnetischen Weltbilde“, wie man sagte, einzuordnen; der durch die Masse bestimmte Widerstand gegen Beschleunigung wurde auf elektromagnetische Induktionswirkungen zurückgeführt. Und doch waren Grenzen des Reichs vorhanden und den Weiterblickenden sichtbar, hinter denen Neuland lag, das mit den vorhandenen

Mitteln nicht bezwungen werden konnte. Wir kommen damit in die neueste Periode. Ihr Kennzeichen ist, daß die physikalische Kritik Begriffe erfaßt, die gar nicht mehr ausschließlich ihrem Gebiete angehören, sondern von der Philosophie als Eigentum beansprucht werden. Aber wir wollen hier immer die physikalischen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen.

Wie immer, kam auch beim elektromagnetischen Weltäther die begriffliche Schwierigkeit durch eine Verfeinerung der Beobachtungskunst; ich meine das berühmte Experiment von Michelson. Bis dahin konnte man sich den Aether als eine überall im Weltraume ruhende Substanz mit besonderen Eigenschaften vorstellen, und es gelang dem erst jüngst verstorbenen Lorentz zu zeigen, daß alle damals bekannten elektromagnetischen Vorgänge an ruhenden und bewegten Körpern auf diese Weise erklärt werden konnten. Die wesentliche Schwierigkeit war dabei die Erklärung der Tatsache, daß auf der Erde, die mit beträchtlicher Geschwindigkeit durch das Aethermeer dahinfährt, kein Aetherwind zu spüren ist. Lorentz konnte zeigen, daß alle von diesem Aetherwind erzeugten optischen und elektromagnetischen Effekte äußerst klein sein müssen, nämlich proportional dem Quadrate des Verhältnisses von Erdgeschwindigkeit zu Lichtgeschwindigkeit, eine Zahl von der Größenordnung: Eins dividiert durch Hundertmillionen. So kleine Größen waren unter der Beobachtungsschwelle — bis zum Michelsonschen Experiment. Dieses mußte also die Verwehung der Lichtwellen durch den Aetherwind offenbaren. Aber es ist bekannt, daß es ebenso wie alle späteren Wiederholungen keine Spur des Effektes zeigte. Das war nun wirklich schwer zu erklären, und man wurde zu recht künstlichen Annahmen gezwungen, wie die von Lorentz aufgestellte Hypothese, daß alle Körper sich in der Richtung ihrer Bewegung verkürzen. Die Lösung des Rätsels fand Einstein in seiner „speziellen" Relativitätstheorie, und der springende Punkt dabei war eine Kritik des Zeitbegriffes.

Was ist die Zeit? Für den Physiker ist sie nicht das Gefühl des Ablaufs, nicht das Symbol des Werdens und Vergehens, sondern eine meßbare Eigenschaft der Vorgänge wie viele andere. In der naiven Periode der Wissenschaft ist für die Bildung des Zeitbegriffs natürlich wieder die unmittelbare Anschauung oder Empfindung des Zeitablaufs maßgebend, und die Eindeutigkeit der Zuordnung des Zeitablaufs zu den Erlebnisinhalten führte naturgemäß zu der Ansicht, daß die Zeit hier und überall in der Welt dieselbe sei. Erst Einstein hat die Frage gestellt, ob denn diese Aussage einen empirisch prüfbaren Inhalt habe. Er zeigte, daß die Gleichzeitigkeit von Ereignissen an verschiedenen Orten nur feststellbar ist, wenn man eine Annahme über die Geschwindigkeit des Signals macht, das man dabei benutzt, und in Verbindung mit dem negativen Ausfall des Aetherwind-Experimentes führte ihn das zu einer neuen Definition der Gleichzeitigkeit, die eine Relativierung des Zeitbegriffs bedeutete. Zwei Ereignisse an verschiedenen Orten sind nicht an sich gleichzeitig, sondern können es für einen Be-

obachter sein, für einen andern nicht, wenn er sich relativ zum ersten bewegt. Auch der physikalische Begriff vom Raume wurde in diese Begriffsumwälzung hineingerissen, besonders als Einstein einige Jahre später den Zusammenhang der Gravitation mit der neuen Vorstellung von Raum und Zeit aufdeckte. Auf diese „allgemeine" Relativitätstheorie kann ich in dem engen Rahmen dieses Vortrages nicht eingehen; nur soviel sei gesagt, daß sie in der Lehre von der Schwerkraft den Uebergang von der Fern- zur Nahwirkungstheorie und insofern eine Annäherung an anschauliche Vorstellungen bedeutet. Aber auf der anderen Seite verlangt sie eine gewaltige Abstraktion: Raum und Zeit verlieren alle die einfachen Eigenschaften, die bis dahin die Geometrie und Bewegungslehre zu so bequemen Instrumenten der Physik machten. Die gewöhnliche Geometrie Euklids und die dazu passende Zeit werden nun zu Annäherungen an die Wirklichkeit degradiert; aber es wird zugleich verständlich gemacht, warum die Menschheit bis dahin mit dieser Annäherung so gut ausgekommen ist. Auch heute kommt man praktisch fast immer damit aus; ja, es ist betrüblich, daß die zur Prüfung der Einsteinschen Theorie geeigneten Abweichungen äußerst selten und schwer beobachtbar sind. Aber sie genügen zusammen mit der inneren Geschlossenheit und Folgerichtigkeit der Theorie, ihr bei den Physikern, von wenigen Außenseitern abgesehen, Anerkennung zu verschaffen.

Wie steht es nun mit der Frage des Weltäthers in der Relativitätstheorie? Einstein hat zuerst vorgeschlagen, diesen Begriff ganz zu vermeiden. Denn man möchte doch unter dem Aether eine Substanz verstehen, die mit den gewöhnlichen Substanzen wenigstens die allerprimitivsten Eigenschaften gemein hat. Zu diesen gehört, daß man einzelne Teilchen erkennen und wiederfinden kann. Aber in der Relativitätstheorie ist es sinnlos zu sagen: hier an dieser Stelle des Aethers war ich schon einmal. Der Aether wäre eine Substanz, deren Teile weder einen Ort, noch eine Geschwindigkeit haben. Und trotzdem hat Einstein später vorgezogen, das Wort Aether weiter zu benutzen, allerdings als reinen Kunstbegriff, der mit der gewöhnlichen Vorstellung einer Substanz fast nichts mehr gemein hat. Es ist nämlich schon einfach grammatisch nötig, wenn man von Schwingungen und Wellen im Raume spricht, ein Subjekt zu haben, zu dem das Verbum „schwingen" gehört. Man sagt also: der Aether schwingt, und zwar nach den Feldgleichungen der Einsteinschen Theorie — und das ist alles, was man von ihm sagen kann.

Die Relativitätstheorie hat auch den Begriff der mechanischen Masse wesentlich verändert und mit dem Begriff der Energie verschmolzen. Gerade diese Folgerungen sind für die Physik von größter Bedeutung geworden bei den Untersuchungen über die Struktur von Materie und Strahlung; aber sie haben nicht soviel Aufsehen erregt wie die Kritik der überkommenen Begriffe von Raum und Zeit, weil diese zum Bestande der Philosophie gezählt werden. Tatsächlich liegt es wohl so — und das wird von allen

einsichtigen Philosophen zugegeben —, daß die Philosophie in älteren Zeiten, als die Einzelwissenschaften sich noch nicht von ihr gelöst hatten, die naturwissenschaftlichen Vorstellungen einfach übernommen und festgehalten hat. Da nun diese Vorstellungen, wie immer in der naiven Periode, der Anschauung durchaus entsprachen, entstand bei manchen Schulen das Vorurteil, daß sie unveränderlicher Besitz des Geistes, Erkenntnisse a priori, wären. Natürlich ist das richtig für den Anschauungsraum, aber nicht für den objektiven Raum der Physik, dessen Eigenschaften durchaus dem Fortschritte der Erfahrung und ihrer systematischen Ordnung angepaßt werden müssen.

Soviel Neues die Relativitätstheorie auch gebracht hat, so ist sie doch mehr der Abschluß einer Entwicklung — der Lehre vom kontinuierlichen Weltäther — als der Beginn einer neuen Periode. Eine solche setzt genau mit unserm Jahrhundert ein durch die Quantentheorie von Planck. Ihre eigentliche und tiefste Wurzel ist die Atomistik, also eine uralte Lehre, die bis auf die griechischen Philosophen zurückgeht, und die sich bis 1900 ziemlich stetig und ruhig, wenn auch immer reicher und fruchtbarer entwickelt hat. Zuerst hat die Chemie den Atombegriff nutzbar gemacht; allmählich eroberte er auch die Physik, half bei der Erklärung der Eigenschaften der Gase und Lösungen und drang von da in die Elektrizitätstheorie ein. Die Wanderung der Elektrizität durch elektrolytische Lösungen führte zur Hypothese von Elektrizitätsatomen, Elektronen genannt, und diese bewährte sich so glänzend bei den Entladungserscheinungen in Gasen, bei den Kathoden- und Becquerelstrahlen, daß die Realität der Elektronen bald dieselbe Gewißheit hatte wie die der materiellen Atome. Und nun, nachdem im Elektron eine Art Uratom entdeckt war, konzentrierte sich die Forschung auf das Problem, die gewöhnlichen Atome in ihre elektrischen Bestandteile zu zerlegen. Der Gedanke war, daß alle Atome aufgebaut seien aus den elektrisch negativen Elektronen und aus elektrisch positiven Bestandteilen, deren Natur noch dunkel war. Nun besteht aber die Schwierigkeit, daß nach einfachen mathematischen Sätzen geladene Körper unter der bekannten Wirkung der elektrischen Kräfte niemals in stabilen Gleichgewichtslagen ruhen können. Also war man gezwungen, fremde, unbekannte Kräfte hypothetisch anzunehmen, und das ist natürlich wenig befriedigend. Da kam die große Entdeckung Rutherfords. Er beschoß Atome mit den von radioaktiven Körpern ausgeschleuderten Atomsplittern, den sogenannten α-Strahlen, die infolge ihrer ungeheuren Geschwindigkeit bis ins Innerste der getroffenen Atome eindringen, und schloß aus den Ablenkungen, die sie dabei erfahren, mit voller Sicherheit, daß sie sich so bewegen, als ob im Mittelpunkte des Atoms eine schwere, äußerst kleine, positiv geladene Masse, der „Kern“ läge, die mit den gewöhnlichen elektrischen Kräften auf das α-Teilchen wirkt. Damit wird es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß der Zusammenhalt des Atoms auf unbekannten, nicht elektrischen Kräften beruhe. Aber wie soll dann Gleichgewicht der Elektronen um den Kern möglich sein?

Der einzige Ausweg schien die Annahme, daß die Elektronen nicht ruhen, sondern sich um den Kern in Bahnen bewegen wie die Planeten um die Sonne. Viel war damit allerdings nicht gewonnen; denn solch ein dynamisches System ist äußerst instabil. Man stelle sich vor, wie unser Planetensystem durcheinandergewirbelt würde, wenn es das Unglück hätte, an einem fremden großen Stern nahe vorbeizustreifen! Und die Atome eines Gases überstehen 100 Millionen Zusammenstöße in der Sekunde ohne die leiseste Aenderung ihrer Eigenschaften!

Diese erstaunliche Stabilität der Atome war vom Standpunkte der Theorie am Ende des 19. Jahrhunderts, heute meist kurz die „klassische Theorie" genannt, ein vollständiges Rätsel. Ein ebenso böses Rätsel aber bot das riesige Tatsachenmaterial, daß die Spektroskopiker inzwischen gesammelt hatten. Da hatte man nun direkte Botschaft aus dem Innern der Atome in Form von ausgesandten Lichtschwingungen, und diese Botschaft klang garnicht nach Kauderwelsch, sondern wie eine wohlgefügte Sprache — nur verstehen konnte man sie nicht! Bei den Gasen besonders war ein einfaches Gefüge des Spektrums zu erkennen: Es besteht aus einzelnen farbigen Linien, die jeweils einer einzigen, rein periodischen Schwingung entsprechen, und diese Linien zeigten einfache Gesetzmäßigkeiten. Sie ordnen sich in sogenannte Serien in der Weise, daß man aus der Nummer der Linie nach einer ganz einfachen Formel mit größter Genauigkeit ihre Lage im Spektrum berechnen kann. Diese wurde zuerst von Balmer am Wasserstoff und später von andern Forschern, besonders Runge und Rydberg, an vielen Substanzen gefunden. Die reizvolle Arbeit des Photographierens und Ausmessens von Spektren hat eine große Anzahl von Physikern angezogen, und so wurde mit den Jahren ein ungeheures Beobachtungsmaterial angehäuft, aus dem viele wichtige Schlüsse in Einzelfragen der Physik, Chemie und Astronomie gezogen werden konnten, dessen eigentlicher Sinn aber verborgen blieb. Es war wie bei dem untergegangenen Volk der Maya, von dessen Schrift man zahlreiche Proben in den Ruinenstädten Yukatans gefunden hat; nur kann man sie leider nicht lesen.

In der Physik gelang es schließlich, den Schlüssel der Geheimschrift zu finden, und zwar auf einem merkwürdigen Umwege. Es war nämlich um die Wende des Jahrhunderts gerade sehr modern, die Strahlung glühender, fester Körper zu untersuchen. Abgesehen von der technischen Wichtigkeit des Problems für die Fabrikation von Glühlampen und dergleichen erhoffte man von seiner Lösung auch tiefe theoretische Aufschlüsse. Denn Kirchhoff hatte auf Grund unanfechtbarer thermodynamischer Schlüsse bewiesen, daß Strahlung, die aus dem Innern eines glühenden Ofens durch ein kleines Loch austritt, ein Spektrum universeller Art geben müsse, das von der Natur der im Ofen und seinen Wänden befindlichen Substanzen ganz unabhängig sei; und die Erfahrung hatte diesen Schluß bestätigt. Man erwartete daher von der Ausmessung der „Hohlraumstrahlung" Aufschlüsse über ganz allgemeine Eigen-

schaften des Strahlungsvorgangs, und diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Nachträglich scheint es doch verwunderlich, daß man auf diesem Wege eines der tiefsten Gesetze finden konnte. Denn — um an das Bild der fremden Sprache anzuknüpfen: man lauschte nicht den artikulierten Worten Einzelner, sondern ließ eine Menge durcheinander schreien, und aus diesem Getöse hörte man das Schlüsselwort heraus, durch das alle anderen verständlich wurden. Der glühende Ofen ist ja auch solch zusammengesetztes Gebilde, das unzählige schwingende Atome enthält, die uns ihr Wellengewirr zusenden. Der charakteristische Zug des Spektrums dieses Gewirres ist nun empirisch der, daß er einen bestimmten Farbton hat, je nach der Temperatur rot-, gelb- oder weißglühend aussieht; das bedeutet, ein von der Temperatur abhängiger Schwingungsbereich ist am stärksten vertreten, während die Intensität nach beiden Seiten, nach schnellen und langsamen Schwingungen, allmählich gegen Null abfällt. Die klassische Theorie dagegen verlangte, daß die Intensität nach der Seite der schnellen Schwingungen dauernd ansteigen müsse. Da hatte man wieder einen unlösbaren Widerspruch gegen die damals anerkannten Gesetze.

Nachdem unzählige Versuche, diesen Widerspruch auf fehlerhafte Schlußweisen innerhalb der klassischen Theorie zurückzuführen, negativ ausgefallen waren, wagte Planck im Jahre 1900, eine positive Behauptung aufzustellen, die auf folgendes herausläuft: Die Energie der schwingenden Teilchen im Ofen ändert sich nicht kontinuierlich durch die Ausstrahlung, sondern diskontinuierlich, in Sprüngen, und das bei jedem Sprunge umgesetzte Energiequantum steht zu der Schwingungszahl des emittierten oder absorbierten Lichts in einem festen, universellen Verhältnis. Diese Zahl, die heute Plancksche Konstante heißt, ließ sich aus den damals vorhandenen Experimenten über die Wärmestrahlung recht genau berechnen und ist seitdem unzählige Male nach den verschiedensten Methoden neu bestimmt worden, ohne daß der ursprüngliche Wert sich merklich verändert hat.

In der Tat, es war eine neue fundamentale Naturkonstante gefunden worden, vergleichbar der Lichtgeschwindigkeit oder der Ladung des Elektrons. Daran zweifelte niemand, aber die Anerkennung der Hypothese von den Energiequanten fiel doch den meisten sehr schwer. Nur Einstein erkannte bald, daß sie andere Seltsamkeiten bei der Umsetzung von mechanischer Energie in Strahlung verständlich macht. Von der wichtigsten dieser Erscheinungen muß ich einige Worte sagen: dem sogenannten lichtelektrischen Effekt. Wenn Licht einer bestimmten Schwingungszahl im Hochvakuum auf eine Metallplatte fällt, beobachtet man, daß Elektronen aus dieser herausgerissen werden. Das Merkwürdige des Vorgangs besteht nun darin, daß nur die Zahl, aber nicht die Geschwindigkeit der herausfliegenden Elektronen von der Lichtstärke abhängt. Will man das anschaulich begreifen, so hilft die Wellenvorstellung garnichts; denn wenn man die Metall-

platte von der Lichtquelle entfernt, wird die auffallende Welle immer schwächer, verdünnter, und es ist unbegreiflich, wie sie immer dieselbe Energie an ein Elektron übertragen kann. Einstein bemerkte, daß dies Verhalten sofort verständlich wird, wenn das Licht eben nicht aus Wellen besteht, sondern ein Regen von Teilchen ist; die Geschoßgarbe aus einem Maschinengewehr verdünnt sich zwar auch mit der Entfernung, aber jedes einzelne Geschoß bewahrt seine Durchschlagskraft. Indem Einstein diesen Gedanken mit Plancks Quantenannahme kombinierte, sagte er voraus, daß die Energie des Lichtteilchens, also auch die des herausgeschlagenen Elektrons gleich der mit Plancks Konstanten multiplizierten Schwingungszahl sein müsse. Die Erfahrung hat dies Resultat vollständig bestätigt. Und so haben wir eine Wiederauferstehung der alten Korpuskulartheorie des Lichts in neuer Form.

Der hieraus entstehende Konflikt wird uns nachher noch beschäftigen. Zuvor seien einige Worte über die weitere Entwicklung der Quantentheorie gesagt. Es ist bekannt, daß Niels Bohr den Gedanken faßte, Plancks Hypothese zur Deutung der Eigenschaften von Atomen zu benutzen; er nahm an, daß diese — ganz anders wie ein klassisches Planetensystem — nur in einer Reihe diskreter Zustände existieren können, und daß beim Uebergang von einem Zustande zum andern Licht emittiert oder absorbiert wird, dessen Schwingungszahl zur Energieänderung des Atoms in dem von Planck angegebenen Verhältnis steht. Hierdurch werden nun sofort alle die oben angeführten Widersprüche der Erfahrung gegen die klassische Theorie auf dieselbe Wurzel zurückgeführt, auf die Annahme der diskreten Energiequanten. Die Stabilität der Atome erklärt sich durch die Existenz eines „untersten“ Quantenzustandes, in dem das Atom auch bei Störungen verharrt, solange diese nicht den Betrag des kleinsten, im Atom möglichen Energiesprungs erreichen. Die Existenz dieser tiefsten Energieschwelle wurde experimentell von Franck und Hertz durch Bombardieren der Atome (des Quecksilberdampfs) mit Elektronen von gemessener Geschwindigkeit bewiesen. Dabei wurde zugleich auch die Bohrsche Hypothese über die Lichtemission bestätigt; denn sobald die Energie der bombardierenden Elektronen die erste Energieschwelle übertraf, wurde einfarbiges Licht ausgesandt von einer Schwingungszahl, die sich aus der Energie nach der Planckschen Relation berechnen ließ. Damit wurde das ganze, große Beobachtungsmaterial der Spektroskopiker auf einen Schlag aus einer Anhäufung von Zahlen und unverstandenen Regeln die wertvollste Urkunde über die möglichen Zustände der Atome und ihre Energieunterschiede. Aber noch mehr: auch die bis dahin ganz rätselhaften Bedingungen für die Anregbarkeit der verschiedenen Spektren ließen sich vollständig verstehen.

Trotz dieses ungeheuren Erfolges der Bohrschen Betrachtungsweise war der Weg von seiner einfachen Grundvorstellung der stationären Zustände bis zu einer vollständigen, logisch einwandfreien Mechanik des Atoms recht weit und mühselig. Auch hier

gibt es wieder die primitive Periode, in der die Gesetze der gewöhnlichen Mechanik soweit als möglich für die Elektronenbahnen im Atom herangezogen werden, und es ist merkwürdig, daß dies bis zu einem gewissen Grade möglich war trotz des unüberbrückbaren Widerspruchs zwischen dem kontinuierlichen Charakter der klassischen Größen und den diskontinuierlichen Vorgängen (Sprüngen) der Quantentheorie. Aber schließlich gelang die notwendige Abänderung der Mechanik in der Weise, daß den Diskontinuitäten Rechnung getragen wird. Die neue Quantenmechanik wurde in formal verschiedenen Gestalten ausgebildet, teilweise nach einem Grundgedanken von Heisenberg hier in Göttingen, teils in der Form der sogenannten Wellenmechanik von de Broglie und Schrödinger. Diese Formalismen erwiesen sich schließlich als im Grunde identisch; sie bilden zusammen ein logisch geschlossenes System, das dem der klassischen Mechanik an innerer Vollkommenheit und äußerer Anwendbarkeit nicht nachsteht. Aber zunächst waren es eben nur Formalismen, und es kam darauf an, ihren Sinn nachträglich herauszufinden. Uebrigens ist das in der physikalischen Forschung sehr häufig, daß es leichter ist, aus einem reichen Beobachtungsmaterial einen formalen Zusammenhang herauszulesen, als seine Bedeutung wirklich zu verstehen. Der Grund hierfür liegt tief im Wesen der physikalischen Erkenntnis: die Welt der physikalischen Objekte liegt eben außerhalb des Bereichs der Sinne und der Anschauung, die nur an sie grenzen; und es ist schwer, von den Grenzen her das Innere eines weiten Gebietes zu erhellen. Hier bei der Quantentheorie lagen nun ganz besondere Schwierigkeiten vor, von denen ich auf die wichtigste etwas eingehen möchte: die Wiederbelebung der Korpuskulartheorie des Lichts. Die Vorstellung von den einzeln dahinfliegenden Lichtquanten wurde durch eine Reihe weiterer Experimente gestützt, besonders durch den Versuch von Compton. Dieser zeigte, daß beim Zusammenstoß eines solchen Lichtquants mit einem Elektron (realisiert als Zerstreuung von Röntgenstrahlen an Stoffen mit vielen lockeren Elektronen, wie Paraffin) die gewöhnlichen Stoßgesetze der Mechanik gelten, als handelte es sich um Billardkugeln. Dabei gibt das primäre Lichtquant etwas Energie an das getroffene Elektron ab; daher hat das abprallende Lichtquant kleinere Energie — und nach der Planckschen Relation — kleinere Schwingungszahl als das primäre. Der daraus entstehende Verlust an Schwingungszahl der gestreuten Röntgenstrahlen ist experimentell nachgewiesen worden, ebenso die Existenz der Rückstoßelektronen.

Es ist also kein Zweifel, daß die Behauptung, Licht bestehe aus Partikeln, durchaus berechtigt ist. Aber die andere Behauptung, Licht bestehe aus Wellen, ist ganz genau so berechtigt. Als wir die Beweise der Wellennatur des Lichts besprachen, haben wir gesehen, daß in jeder Interferenzerscheinung die Lichtwellen genau so deutlich und anschaulich vor uns liegen, wie Wasserwellen oder Schallwellen. Aber das gleichzeitige Bestehen von Kopuskeln und Wellen scheint der Anschauung vollkommen unvereinbar. Trotzdem hat die Theorie die Aufgabe zu lösen,

beide Vorstellungen unter einen Hut zu bringen, allerdings nicht im Bereiche der Anschauung, sondern im Bereiche der objektiven, physikalischen Zusammenhänge, bei denen als Kriterium der Existenz neben der logischen Widerspruchslosigkeit nur die Uebereinstimmung der theoretischen Vorhersagen mit der Erfahrung gilt. Die Lösung dieser Aufgabe ist gelungen durch eine Kritik der Grundbegriffe, ganz ähnlich wie in der Relativitätstheorie.

Die Grundlage der ganzen Quantentheorie ist die Plancksche Beziehung zwischen Energie und Schwingungszahl, die einander proportional sein sollen. Aber in diesem „Quantenpostulat" liegt eigentlich ein Unsinn. Denn der Begriff Energie bezieht sich offensichtlich auf eine Partikel (Lichtquant oder Elektron), also auf ein Ding von winziger Ausdehnung; der Begriff Schwingungszahl aber gehört zu einer Welle, die notwendig ein großes Gebiet des Raumes, ja streng genommen den ganzen Raum füllen muß. Denn schneidet man aus einem rein periodischen Wellenzug ein Stück heraus, so ist es eben nicht mehr periodisch. Das Gleichsetzen von Energie einer Partikel und Schwingungszahl einer Welle ist also an sich gänzlich unvernünftig. Aber es kann vernünftig gemacht werden, sobald man auf ein Prinzip verzichtet, das in der älteren Physik immer gegolten hat: auf den Determinismus. Früher hätte man erwartet, daß der lichtelektrische Vorgang, bei dem von einer Lichtwelle ein Elektron aus einer Metallplatte herausgeschlagen wird, in allen Einzelheiten bestimmt sei, daß die Frage Sinn hat: wann und an welcher Stelle wird ein Elektron herausgeworfen? Oder, was dasselbe besagt: welches Lichtquant, an welcher Stelle und zu welcher Zeit, tritt beim Aufprallen auf die Platte in Wirksamkeit?

Entschließen wir uns einmal, auf diese Frage zu verzichten, was uns umso leichter wird, als kein Experimentator auf die Idee kommen würde, sie im Einzelfalle zu stellen oder gar zu beantworten. Es ist ja offenbar eine rein fiktive Fragestellung; der Experimentator begnügt sich durchaus damit, festzustellen: wieviele Teilchen treten auf und mit welcher Energie?

Fragen wir also nicht, wo ist ein Teilchen genau, sondern begnügen wir uns zu wissen, daß es in einem bestimmten größeren Raumteil ist: dann verschwindet der Widerspruch zwischen Wellen- und Korpuskulartheorie. Man sieht dies am leichtesten, wenn man der Welle die Funktion zuschreibt, die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten eines Teilchens zu bestimmen, wobei die Energie des Teilchens mit den in der Welle vorhandenen Schwingungszahlen durch die Plancksche Relation verknüpft ist. Ist der betrachtete Raumteil groß, der Wellenzug also nahezu ungestört und rein periodisch, so entspricht ihm eine scharfe Schwingungszahl, eine scharf definierte Teilchenenergie; aber die Stelle, wo in dem Raumteil die Partikeln erscheinen, bleibt ganz unbestimmt. Will man den Ort der Partikeln genauer festlegen, muß man den Raumteil, in dem der Vorgang beobachtet wird, verkleinern; dadurch schneidet man aber ein Stück der Welle

heraus und zerstört ihren rein periodischen Charakter. Eine solche unperiodische Erregung aber läßt sich aus einer mehr oder weniger großen Zahl rein periodischer Schwingungen zusammensetzen; jeder der verschiedenen Schwingungszahlen dieses Gemisches entspricht dann eine andere Energie der beobachteten Teilchen. Genaue Ortsbestimmung verdirbt also die Bestimmtheit der Energie und umgekehrt.

Dieses Gesetz der beschränkten Meßbarkeit hat sich nun überall bestätigt. Zu jeder extensiven Größe (wie Bestimmungsstücke von Ort und Zeit) gehört eine intensive Größe (wie Geschwindigkeit, Energie), in der Weise, daß, je genauer die eine bestimmt wird, umso weniger genau die andere bestimmbar ist; und zwar ergibt sich, daß das Produkt der Genauigkeitsintervalle zweier solcher zusammengehöriger Größen gerade die Plancksche Konstante ist. Das ist der eigentliche Sinn dieser bis dahin so geheimnisvollen Naturkonstante: sie ist die absolute Genauigkeitsgrenze aller Messungen. Ihre außerordentliche Kleinheit allein ist schuld daran, daß ihre Existenz so spät entdeckt worden ist.

Von diesem Standpunkte aus wird es nun möglich, den quantenmechanischen Formalismus in jedem Einzelfalle so zu interpretieren, daß die Verbindung mit den anschaulichen Begriffen des Experimentators hergestellt wird, ohne daß je Widersprüche entstehen können.

Natürlich geht das nicht ohne Opfer gewohnter Vorstellungen. Wenn man z. B. von einem Teilchen spricht, ist man gewohnt, sich seine ganze Bahn konkret vorzustellen. Man mag das auch weiter tun, aber man muß vorsichtig sein, wenn man Schlüsse daraus zieht. Denn will man experimentell eine solche angenommene Bahn nachprüfen, so wird im allgemeinen die Prüfung selbst die Bahn verändern, so vorsichtig man sie auch ausführt — wegen der Existenz der absoluten Genauigkeitsgrenze. Prinzipiell wichtiger ist das Opfer des Determinismus, die Ersetzung der streng kausalen Beschreibung durch eine statistische.

Wahrscheinlichkeit und Statistik haben auch vorher schon in der Physik bei Massenerscheinungen eine Rolle gespielt (z. B. in der kinetischen Gastheorie). Aber man betrachtete gewöhnlich diese Methoden als Aushilfsmittel in Fällen, wo unsere Kenntnis der Einzelheiten nicht ausreicht. Wenn man nur die Lage und Geschwindigkeit aller Teilchen eines abgeschlossenen Systems in einem Augenblick wüßte, so müßte der weitere Ablauf vollständig determiniert sein und durch bloße Rechnung vorhergesagt werden können. Das entspricht auch in gewisser Hinsicht der Erfahrung an groben Körpern. Denken Sie an die Sage von Wilhelm Tell. Wenn Tell vor dem Apfelschuß ein Stoßgebet zum Himmel gesandt hat, so hat er sicher um eine ruhige Hand und einen klaren Blick gebeten, im Vertrauen, daß der Bolzen dann schon von selber seinen Weg in den Apfel finden würde. Genau so nahm der Physiker an, daß seine Elektronen- und α-Strahl-Geschosse sicher ein gewünschtes Atom treffen würden, wenn er nur genau genug

zielen könnte, und er zweifelte nicht, daß letzteres nur eine praktische Frage und mit fortschreitender Experimentierkunst immer besser lösbar sei. Jetzt dagegen wird behauptet, daß das Zielen selbst eine Grenze der Genauigkeit habe. Hätte Geßler dem Tell befohlen, ein Wasserstoffatom mit Hilfe eines α-Teilchens von seines Knaben Haupt zu schießen, und hätte er ihm statt der Armbrust die besten Laboratoriumsinstrumente der Welt gegeben: Tells Kunst hätte ihm nichts genützt, Treffer oder Nichttreffer wäre Zufall geblieben.

Die Unmöglichkeit, alle Daten eines Zustandes exakt zu messen, verhindert die Vorherbestimmung des weiteren Ablaufs. Dadurch verliert das Kausalitätsprinzip in seiner üblichen Fassung jeden Sinn. Denn wenn es prinzipiell unmöglich ist, alle Bedingungen (Ursachen) eines Vorgangs zu kennen, ist es leeres Gerede, zu sagen, jedes Ereignis habe eine Ursache. Natürlich erhebt sich gegen diese Meinung Widerspruch von solchen, die im Determinismus einen wesentlichen Zug der Naturforschung sehen. Aber es gibt auch andere, die umgekehrt der Meinung sind, daß die Quantenmechanik in der Frage des Determinismus n i c h t s N e u e s behauptet. Auch in der klassischen Mechanik sei der Determinismus nur vorgetäuscht und praktisch bedeutungslos [1]); denn in der Wirklichkeit gelte — der Mechanik zum Trotz — überall das Prinzip, das die W u r z e l a l l e r S t a t i s t i k ist: k l e i n e U r s a c h e n, g r o ß e W i r k u n g e n. Betrachtet man z. B. die Atome eines Gases als kleine Kugeln, so ist bei normalem Drucke die mittlere freie Weglänge zwischen zwei Zusammenstößen das Vieltausendfache des Atomdurchmessers; eine winzige Abweichung der Richtung des Abprallens bei einem Zusammenstoß wird also beim folgenden Stoß einen Volltreffer in einen Fehlschuß verwandeln, eine kräftige Ablenkung in ungestörtes Vorbeifliegen. Zweifellos ist das richtig, trifft aber doch wohl nicht den Kern der Sache. Denken wir noch einmal an den Tell: Was kann es für ein besseres Beispiel für den Satz von der kleinen Ursache und der großen Wirkung geben als den Apfelschuß, wo die Zielgenauigkeit entscheidet zwischen Leben und Tod? Und doch liegt der Fabel offenbar die Vorstellung des idealen Schützen zugrunde, der den Zielfehler immer noch kleiner machen kann, als es das winzigste Ziel erfordert — vorausgesetzt natürlich, daß nicht ein unvorhersehbarer Einfluß, etwa ein Windstoß, das Geschoß ablenkt. Genau so kann man in der klassischen Mechanik einen Idealfall denken: ein vollständig gegen äußere Einflüsse isoliertes System und einen exakt bestimmten Anfangszustand, und es liegt kein Grund vor, eine beliebige Annäherung an dieses Ziel zwar für schwierig, aber nicht für unmöglich zu halten. D i e Q u a n t e n m e c h a n i k a b e r b e h a u p t e t d i e U n m ö g l i c h k e i t. Dem Praktiker mag dieser Unterschied belanglos erscheinen; für die logische Struktur der Theorie aber ist die Aufdeckung der Existenz einer absoluten Genauigkeitsgrenze von großer Bedeutung.

1) R. v. Mises, Wahrscheinlichkeit, Statistik und Wahrheit. (J. Springer, 1928.)

Selbst wenn wir von allen philosophischen Ausblicken absehen, so wäre im engsten Rahmen der Physik ohne diese statistische Auffassung der Widerspruch zwischen Korpuskular- und Welleneigenschaften der Strahlung unlösbar. Und gerade hier hat die Theorie einen großen Triumph gefeiert: sie hat aus formalen Gründen vorhergesehen, daß auch materielle Strahlen, geschleuderte Atome oder Elektronen, unter geeigneten Umständen Wellencharakter zeigen müssen, und die Experimentatoren haben inzwischen diese Voraussage durch wundervolle Interferenzexperimente an Kathodenstrahlen bestätigt.

Scheint also die neue Theorie in der Erfahrung wohl fundiert, so kann man doch die Frage aufstellen, ob sie nicht in Zukunft durch Ausbau oder Verfeinerung wieder deterministisch gemacht werden kann. Hierzu ist zu sagen: Es läßt sich exakt mathematisch zeigen, daß der anerkannte Formalismus der Quantenmechanik keine solche Ergänzung erlaubt. Will man also an der Hoffnung festhalten, daß der Determinismus einmal wiederkehren wird, so muß man die jetzt bestehende Theorie für inhaltlich falsch halten; bestimmte Aussagen dieser Theorie müßten experimentell widerlegbar sein. Der Determinist sollte also nicht protestieren, sondern experimentieren, um die Anhänger der statistischen Theorie zu bekehren.

Natürlich begrüßen umgekehrt manche Leute die Abkehr der Physik vom Determinismus mit Freude. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, als die ersten Arbeiten über die statistische Deutung der Quantenmechanik erschienen waren, ein Mann zu mir kam, der mir okkultistische Broschüren brachte und mich reif hielt für die Bekehrung zum Spiritismus. Aber es gibt auch ernsthafte Beobachter der wissenschaftlichen Entwicklung, die in der gegenwärtigen Wendung der Physik den Zusammenbruch einer Weltanschauung zu sehen glauben und den Beginn einer neuen, tieferen Vorstellung vom Wesen der „Wirklichkeit" verkünden. Die Physik gibt ja jetzt selbst zu, daß es „Lücken in der Determinationsreihe" gibt. Welches Recht hat sie dann, ihre Konstruktionen für „Wirklichkeiten" auszugeben? Mit dem Determinismus sei das „statische Weltbild", der in sich fertige, von ehernen Gesetzen durchwaltete Kosmos zusammengebrochen. Ein neues, dynamisches Weltbild werde möglich, sein Gleichnis sei [1]) „nicht die vermeintliche Harmonie des Sternenhimmels und seiner ewigen Gesetze, sondern die Menschengeschichte, die ruhelose, in der sich nichts gleich bleibt — es sei denn der Sinn, die Mühe und das Schicksal". Ich weiß nicht, wie diese Worte gemeint sind. Soll der Physiker nach dem Mißerfolg seiner deterministischen Theorien die alten Methoden aufgeben und durch Versenken in „Sinn, Mühe und Schicksal" weiterzukommen suchen? Oder sollen jene Worte nur den Wert des physikalischen Weltbildes herabsetzen im Vergleich

1) K. Riezler, Die Krise der „Wirklichkeit". Die Naturwissenschaften. **16.** 105, 1928.

zu anderen Weltanschauungen, die mit dem Grübeln über „Sinn, Mühe und Schicksal" zu tieferer Erkenntnis der Wirklichkeit kommen?

Gegenüber solchen Betrachtungen ist es wichtig, klar herauszustellen, daß die neue Quantenmechanik nicht mehr und nicht weniger revolutionär ist als irgendeine andere neu entstehende Theorie. Wieder ist es eigentlich eine Eroberung von Neuland; dabei zeigt sich dann, wie bei früheren Gelegenheiten, daß die alten Prinzipien nicht mehr ganz passen und zum Teil durch neue ersetzt werden müssen. Aber wieder bleiben die alten Vorstellungen als Grenzfall erhalten, und zwar gehören alle Erscheinungen unter diesen Grenzfall, bei denen die Plancksche Konstante wegen ihrer Kleinheit gegenüber gleichartigen Größen vernachlässigt werden kann. Das Geschehen in der Welt der groben Körper genügt daher mit großer Genauigkeit den alten, deterministischen Gesetzen; Abweichungen gibt es nur in der Atomistik. Wenn die Quantenmechanik eine Besonderheit hat, so ist es diese, daß sie nicht zwischen zwei vorher gleich möglichen Vorstellungsweisen (Korpuskeln — Wellen) die Entscheidung trifft, sondern nach dem scheinbaren Sieg der einen die andere in ihre Rechte wiedereinsetzt und beide zu einer höheren Einheit vereinigt. Das dazu nötige Opfer ist die Idee des Determinismus; aber dies bedeutet nicht den Verzicht auf strenge Naturgesetze. Nur der Umstand, daß der Determinismus zum üblichen Bestande der philosophischen Begriffe gehört, hat bewirkt, daß die neue Theorie als besonders umwälzend empfunden wird.

Damit hoffe ich gezeigt zu haben, daß die ganze Entwicklung der physikalischen Theorien bis zur neuesten Form von einem einheitlichen Streben beherrscht wird, und auch der Sinn dieses Strebens ist wohl aus den einzelnen Beispielen klar geworden. Ich will versuchen, ihn noch einmal in etwas allgemeinerer Form auszudrücken: Die Erlebniswelt des Menschen ist unendlich reich und mannigfaltig, aber verworren und an das erlebende Subjekt gebunden. Dieses hat das Streben, die Eindrücke zu ordnen und sich mit andern darüber zu verständigen. Die Sprache, die Kunst mit ihren mannigfachen Ausdrucksmitteln sind solche Wege der Uebertragung von Seele zu Seele, vollkommen in ihrer Art, wenn es sich um Gegenstände der Gefühlswelt handelt, aber wenig geeignet zur Vermittlung genauer Vorstellungen über die Außenwelt. Hier beginnt die Aufgabe der Wissenschaft. Sie greift aus der Fülle der Erlebnisse ein paar einfache Formen heraus und konstruiert aus ihnen durch Denken eine objektive Dingwelt. In der Physik besteht das ganze „Erleben" aus der Tätigkeit des Aufbauens von Apparaten und aus dem Ablesen von Zeigerinstrumenten. Aber die damit gewonnenen Angaben genügen, den Kosmos denkend nachzuschöpfen. Zuerst entstehen Bilder, die von Anschauungen stark beeinflußt sind; allmählich werden die Vorstellungen immer abstrakter, alte Begriffe werden fortgeworfen und durch neue ersetzt. Aber soweit sich auch die konstruierte Welt der Dinge von der Anschauung entfernt, so

hängt sie doch an ihren Grenzen mit den Wahrnehmungen der Sinne unlöslich zusammen, und es gibt keine Aussagen der abstraktesten Theorie, die nicht in letzter Linie eine Beziehung zwischen Beobachtungen ausdrückt. Daher kommt es, daß jede neue Beobachtung das ganze Gebäude erschüttert, sodaß es scheint, als ob die Theorien wachsen und vergehen. Das aber ist es gerade, was den Forscher lockt und reizt: auch das Gebilde seines Geistes wäre nur ein trüber Gast, hätte es nicht dieses: Stirb und Werde.

Mark Lidzbarski.

Von

Walter Bauer.

Am 13. November 1928 starb im Alter von 60 Jahren Mark Lidzbarski, der seit 1912 unserer Gesellschaft angehört hat, bis 1918 als Korrespondent, später als ordentliches Mitglied.

Er wurde am 7. Januar 1868 im damals russischen Plock geboren und hat das eigenartige Schicksal, das ihn aus dem polnisch-jüdischen Elternhaus zu den Pforten der deutschen Hochschule führte, in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Auf rauhem Wege" 1927 selbst beschrieben. 14 jährig verließ er von dem Verlangen getrieben, noch etwas anderes als den Talmud zu lernen, gegen den Willen seiner Angehörigen die Heimat, wurde in Posen und Berlin für das Gymnasium vorbereitet und erreichte 1885 den Anschluß an die Untersekunda des Friedrich Wilhelm-Gymnasiums zu Posen, das ihn im September 1889 mit dem Reifezeugnis entließ. Bereits als Schüler wandte er sich unter sachverständiger Führung dem Studium der orientalischen Sprachen zu und trieb neben dem Hebräischen das Syrische, Arabische, Phönizische und Punische, sogar das Assyrische und legte damals schon den Grund zu seiner Bibliothek, indem er, nicht ohne Opfer, wertvolle und kostspielige Werke erwarb.

Angesichts seiner Vorbildung ist es begreiflich, daß Lidzbarski auf der Universität mit dem Triennium auskam. Er hat nur in Berlin studiert und hier auch das Orientalische Seminar sowie die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums besucht. Neben dem einen oder anderen Philosophen, klassischen Philologen und Theologen hat er sämtliche Semitisten, zuletzt noch den jungen Privatdozenten Hugo Winckler, gehört — mit alleiniger Ausnahme des streng jüdisch-orthodoxen Extraordinarius Jakob Barth, trotzdem von ihm mancherlei zu lernen gewesen wäre, und obwohl er jedes Semester etwas für Lidzbarski Geeignetes angekündigt hat. Der Grund lag wohl darin, daß Lidzbarski in den Universitätsjahren den endgültigen Bruch mit seiner Vergangenheit vollzog. Was die Jugendgeschichte nirgends andeutet, sagt Marcellus Lidzbarski in der Vita seiner Dissertation: Fidem confiteor evangelicam.

Die Dr.-Arbeit von 1893 handelt De propheticis, quae dicuntur, legendis arabicis. Schon Muhammed, mehr noch seine Nachfahren haben eine Anzahl biblischer und apokrypher Geschichten und Legenden teils von Juden und Christen übernommen, teils auch ihrerseits gestaltet und mit Stoffen anderer Herkunft verbunden. Diese sog. Prophetenlegenden sind früh gesammelt worden, und

Lidzbarski untersucht die vier wichtigsten arabischen Schriftsteller, die sich hier betätigt haben, auf ihre Quellen, deren Verwendung, ihr Verhältnis zu einander, den Einfluß, den sie, auch auf die jüdische Literatur, ausüben. Lidzbarski glaubte damals eine Vorarbeit für eine Darstellung der „Biblischen Geschichte bei den Arabern" zu leisten. Aber zunächst nahmen ihn andere Gegenstände in Anspruch, und später hat er sich zu den rabbinischen Studien, ohne die jenes Werk nicht zu schreiben gewesen wäre, nicht mehr zurückzufinden vermocht.

So sind es drei andere Felder gewesen, die er hauptsächlich bestellt hat. Wenige Jahre schon nach dem Dr.-Examen erschienen in zwei starken Bänden „Die neu-aramäischen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin in Auswahl herausgegeben, übersetzt und erläutert" 1896. Eduard Sachau hatte von der „Reise in Syrien und Mesopotamien", über die er unter diesem Titel 1883 berichtet hat, eine Anzahl Handschriften mitgebracht, die er an verschiedenen Stellen des neu-aramäischen Sprachgebietes von Einheimischen hatte aufzeichnen lassen, und regte seinen Schüler Lidzbarski zur Untersuchung an. Die Manuskripte, die von der Berliner Bibliothek erworben worden sind, zerfallen, wie überhaupt die neu-aramäischen Dialekte, in zwei Hauptgruppen. Einmal sind es Texte im sog. Torani, der Sprache der Jakobiten des Tur Abdin, des Gebirges im n.-ö. Mesopotamien, südlich des Tigris, zum anderen solche in den Mundarten der weiter östlich wohnenden Nestorianer teils aus Kurdistan, teils aus der Ebene von Mossul-Nineve, jene das Tijari, diese das Fellichi genannt. Die Handschriften enthielten neben biblischen Stücken und Erzählungen, besonders Heiligengeschichten, auch Märchen, Schwänke und Schnurren, endlich Gedichte, von denen Lidzbarski eine Gruppe als „Schnadahüpfln" zusammenfaßt. Einiges stammte aus Büchern, anderes wieder aus der Volkserzählung. Lidzbarski hat die wichtigsten Teile herausgegeben, übersetzt und mit Einleitungen wie erläuternden Noten versehen. Diese enthalten neben sprachlichen auch sachliche Nachweise, etwa über die weite Verbreitung der zur Verwendung gelangenden Märchenmotive. Den Beschluß macht ein Verzeichnis sämtlicher in den Texten vorkommender Wörter.

Die Schwierigkeiten, mit denen der junge Gelehrte zu kämpfen hatte, waren sehr erheblich. Die bei der Verfertigung der Manuskripte beteiligten Eingeborenen waren weder philologisch noch phonetisch geschult, daher ist z. B. die Lautwiedergabe nicht unbedingt zuverläßig. Mancherorts fehlt die rechte Sorgfalt, und die Schreiber verstehen nicht immer, was sie zu Papier bringen. Dies erklärt sich teilweise daraus, daß wir es bei der Mehrzahl der Texte mit Übersetzungen aus dem Arabischen zu tun haben, und es war wohl der erste Faden, den Lidzbarski nach Göttingen spann, als sich herausstellte, daß eine der von ihm behandelten Erzählungen auch in einer arabischen Handschrift unserer Bibliothek enthalten war. Blitzartig wird die Sachlage beleuchtet, wenn der Hersteller des Cod. Sachau 200 gegen den Schluß hin klagend bekennt: „Du mußt wissen, daß sich in dem Buche Fehler finden,

weil der Schreiber kein vollkommener Mensch ist. Wer vollkommen ist, das ist einzig und allein Gott, der nichts vergißt und keine Schwäche kennt." Um so mehr will die günstige Aufnahme besagen, die das Werk bei den wenigen Sachverständigen fand, besonders bei Theodor Nöldeke (ZDMG), der mit seiner „Grammatik der neu-syrischen Sprache am Urmia-See und in Kurdistan" 1868 Lidzbarski die wertvollste Unterstützung geleistet hatte.

Unter Vorlegung der Neu-aramäischen Handschriften, der Dr.-Arbeit sowie etwa eines halben Dutzend von Aufsätzen aus der Zeitschrift für Assyriologie und der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft meldete sich Lidzbarski bei der Philosophischen Fakultät in Kiel und habilitierte sich mit einer Vorlesung über „das Himjarenreich in der arabischen Literatur" am 22. Februar 1896 für orientalische Philologie, unter dem Dekanat von Hermann Oldenberg. In den fast zwölf Jahren eines nervenfressenden, zuletzt verbitterten Wartens auf eine Berufung in feste Stellung hat er hier in äußerlich drückender Lage auf dem zweiten seiner Arbeitsgebiete Großes geleistet und die Voraussetzungen geschaffen, die es ihm erlaubten, sich später auf dem dritten hervorzutun.

Schon auf dem Gymnasium hatte er sich mit besonderem Eifer den Inschriften zugewendet, weil ihm in ihnen das alte Morgenland greifbar entgegentrat; und diese Liebe ist niemals gerostet. 1898 faßte er einen Teil des Ertrages seiner Studien in dem „Handbuch der nordsemitischen Epigraphik" zusammen. Er behandelt darin diejenigen Inschriften, die in einer nordsemitischen Sprache und in einer der bei den Nordsemiten ausgebildeten Arten der Buchstabenschrift abgefaßt sind. Damit war die Keilschrift ausgeschlossen. Es blieben die phönizisch-palästinischen (= kananäischen) sowie die aramäischen Inschriften übrig. Von diesen erfahren wir nun alles, was sich auf ihre äußere Form bezieht und was man wissen muß, um den Inhalt richtig erfaßen und verwerten zu können: die Technik, das Formelwesen, die Schriftarten, die Sprachen, deren Wortschatz ebenso übersichtlich dargestellt wird, wie die bisherigen Bemühungen der nordsemitischen Epigraphik, deren Leistungen eine reichhaltige Bibliographie bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgt. Eine Anzahl der wichtigsten und lehrreichsten Inschriften sind zu einer Chrestomathie vereinigt. Auch wird die Art der Fälschungen anschaulich gemacht. Und wer Lidzbarski kannte, sieht ihn schmunzeln, wenn ihm etwa eine Bleiplatte vom Sarkophage Simsons vorkam oder jene Inschrift von Parahyba, auf der Untertanen des berühmten Phönizierkönigs Hiram, des Zeitgenossen Davids, in stümperhafter Sprache berichten, wie sie bis nach Amerika verschlagen worden seien.

Über das ganze Werk hin sind in unauffälliger Form eine Anzahl höchst wertvoller Untersuchungen verstreut, und oft wird mit ein paar Worten das Ergebnis mühevoller Forschung mitgeteilt ohne viel Rühmens und ohne ausdrücklichen Hinweis auf das Mißgeschick minder glücklicher Vorgänger. In dem beigefügten Tafelbande feiert Lidzbarskis Talent für Schönschreiben und Zeichnen

Triumphe. Das „Handbuch“ ist das einzige Werk Lidzbarskis, das in unseren Anzeigen besprochen worden ist. Wellhausen hat ihm dort rühmende Worte gewidmet.

Um das Handbuch vor dem Veralten zu bewahren, ließ ihm Lidzbarski in der „Ephemeris für semitische Epigraphik“ eine periodische Veröffentlichung folgen. Zwanglose Hefte wollen das neugefundene epigraphische Material bequem zugänglich machen und alle neueren Arbeiten über semitische Inschriften verzeichnen Auch Untersuchungen über ältere Inschriften werden nicht planmäßig ausgeschlossen. Dieses Unternehmen, dessen geistige Kosten Lidzbarski ganz allein bestritt, hat unser Verständnis der Inschriften ungemein gefördert. Es brachte es in den Jahren 1900 bis 1915 auf drei stattliche Bände, erschöpft jedoch keineswegs, was Lidzbarski in dieser Zeit über Inschriften publiziert hat. 1907 kam daneben das erste Heft der „Altsemitischen Texte“ heraus, das leider allein blieb, 1912 „Phönizische und aramäische Krugaufschriften aus Elephantine“, 1913 „Eine punisch-altberberische Bilinguis“, anderes in Zeitschriften.

Den epigraphischen Studien ging bereits in Kiel die Arbeit zur Seite, die Lidzbarski seinem dritten Hauptgegenstand gewidmet hat, dem Mandäertum. Die Mandäer stellen den letzten Ausläufer jener religionsgeschichtlichen Bewegung dar, die wir aus der Spätantike als „Gnosis“ kennen. Heute bilden sie mehrere Gemeinden im südlichen Babylonien und Chuzistan, die etwa 2000 Menschen umfassen mögen. Sie sprechen arabisch oder persisch, verfügen aber über umfangreiche in einem eigenartigen syrischen Dialekt abgefaßte heilige Schriften. Diese waren auch in verschiedene abendländische Bibliotheken gelangt, aber teils noch gar nicht, teils nur unzulänglich herausgegeben. Wohl hatte Theodor Nöldeke auf Grund der vorliegenden Drucke unter Heranziehung der Handschriften seine ausgezeichnete Mandäische Grammatik 1875 verfaßt. Aber ein Wörterbuch fehlte, und damit neben einwandfreien Textausgaben eine andere Hauptvoraussetzung für ein erfolgreiches Eindringen in die schwierige Literatur und ihren Gegenstand. Diesem Mangel beschloß Lidzbarski abzuhelfen. Bewilligungen aus der Neuschassischen Stiftung in Kiel gestatteten ihm zwei Reisen (1898/99. 1905) nach Paris, Oxford und London, wo die wichtigsten Manuskripte lagen. Daneben erforschte er das übrige Material, auch soweit es in Münzen, beschriebenen Tonschalen und Bleitafeln bestand.

Von den umfangreichen Ergebnissen der viele Jahre durchziehenden Arbeit, fiel nur noch das erste in die Kieler Zeit: die Herausgabe des mandäischen Wortlautes des Johannesbuches 1905. Zum 1. Oktober 1907 folgte Lidzbarski einem Ruf als ordentlicher Professor nach Greifswald. Hier hat er 1915 den zweiten Teil seiner Bearbeitung des Johannesbuches, enthaltend Einleitung, Übersetzung und Kommentar, erscheinen lassen. Der Rest seiner die Mandäer betreffenden Veröffentlichungen gehört in die Göttinger Periode, die Frühjahr 1917 ihren Anfang nahm. Unsere Gesellschaft besaß etwas wie eine mandäische Vergangenheit, insofern als ihr Mitglied Thomas Christian Tychsen schon 1797 (in C. F.

Ständlins Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre (I S. 289—312) über diesen Gegenstand gehandelt hatte, und der grundlegende Aufsatz Nöldekes „Über die Mundarten der Mandäer" von unserem „Assessor" in den Abhandlungen 1862 S. 81—160 veröffentlicht worden war. Aber erst mit Lidzbarski wurde die Höhe erreicht. 1920 hat er in den Abhandlungen (Neue Folge XVII,1) „Mandäische Liturgien mitgeteilt, übersetzt und erklärt"; 1925 folgte in den „im Auftrage der religionsgeschichtlichen Kommission bei der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" herausgegebenen „Quellen der Religionsgeschichte" „Ginzā, der Schatz oder das Große Buch der Mandäer übersetzt und erklärt."

Auch auf diesem Arbeitsfelde waren außerordentliche Hindernisse zu überwinden gewesen. Die mandäischen Handschriften wimmeln von unsicheren Lesarten. Verschiedene Buchstaben sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Eine Anzahl Vokabeln hat mehrere Bedeutungen. Tritt an ein Wort ein Suffix, so ist es oft ungewiß, ob Singular oder Plural. Eine traditionelle Erklärung, wie sie bei so mancher religiösen Literatur zur Verfügung steht, fehlt. Und will man sich zur Kontrolle daran halten, daß die Übersetzung einen befriedigenden Sinn ergeben müsse, so merkt man bald, daß die Annahme, die Gesetze unserer Logik wären für die Mandäer unbedingt richtunggebend, ein Vorurteil ist. Dazu kamen Tücken anderer Art. Die erwähnten Bleitafeln waren fast alle im Besitz eines englischen Kaufmanns, der sie — auf die ästhetische Wirkung bedacht — mit Säuren und Pulvern so blank geputzt hatte, daß von den Schriftzeichen wenig mehr zu erkennen war.

Allen diesen Hemmungen zum Trotz ein monumentales Werk. Die Textherstellung und Übersetzung sind, menschlich gesprochen, abschließend; und auch das Hauptresultat, welches sich Lidzbarski ergeben hatte, daß nämlich die Mandäer, wenn auch alles, was über sie Auskunft gibt, wie die Reste ihrer Gemeinschaft nach Babylonien gehören, doch früher einmal in der Nähe des Jordans gewohnt haben müssen, wird sich sicherlich durchsetzen. Gegenwärtig ist es freilich noch angefochten, m. E. ohne ausreichende Gründe und wohl auch auf eine Art, die das Bewußtsein dafür vermissen läßt, daß wir Jüngeren alle, die wir uns mit dem Mandäertum befassen, an Lidzbarski gemessen Dilettanten sind und ohne ihn kaum das sein könnten.

Gewiß war Lidzbarski in erster Linie Philologe, orientalischer Philologe, und man mag ihn einseitig nennen, wenn er schon im Dr.-Examen außer Semitisten nur für das eine Nebenfach den Philosophen Eduard Zeller notgedrungen an sich hat herankommen lassen. Aber seine philologische Bildung war ungemein tief und breit. Sie umfaßte außer der semitischen Welt mit ihren vielen Mundarten auch das Persische. Griechisch und Latein verstand er gründlich, ebenso die Sprachen der meisten modernen europäischen Völker. Und dann war er eben der Überzeugung, daß, wo genauste sprachliche Erforschung fehlt, die Urteile über den Inhalt in der Luft schweben. War jene Voraussetzung erfüllt, dann schritt auch er von der Sprache zur Sache fort. Die Dissertation

sah die Prophetenlegenden im Zusammenhang der Legende und Volksdichtung überhaupt; Entsprechendes gilt von den „Neu-aramäischen Handschriften". Und niemand, der seine Bearbeitung der mandäischen Bücher kennt, darf bestreiten, daß er die Erforschung des Mandäertums auch nach der religionsgeschichtlichen Seite hin mächtig gefördert hat. Das Spekulieren allerdings war ihm fremd; und eine Betrachtungsweise, welche die Weltgeschichte von der Schöpfung an bis zum Untergang des Abendlandes großzügig überschaut und von innen heraus erleuchtet, lag ihm nicht. Er sprach nur über das, was er auf Grund eigener Untersuchung wirklich verstand. Deshalb behielt er stets den Boden des Tatsächlichen unter den Füßen und rief, wenn man seinen Rat erbat, niemals das unbehagliche Gefühl wach, ob er nicht etwa das Gras wachsen höre.

Er übte Sorgfalt bis ins Kleinste, ohne in Kleinlichkeit zu verfallen, war behutsam und kritisch und doch auch wieder findig und wagemutig da, wo es galt. Seine Belesenheit umfaßte ein weites Gebiet, doch beugte er sich vor keiner Autorität. Der Stil ist höchst gedrungen; lieber drei Worte zu wenig als eins zu viel. Aufgaben, die den ganzen Mann fordern, waren ihm die liebsten, die einzigen eigentlich, auf die er sich eingelassen hat.

Damit haben wir schon den Menschen zu schildern begonnen, der sich ein hohes Ziel gesteckt hat, daß er unbeirrbar im Auge behielt, um ihm unter Einsatz der ganzen Person zuzustreben. Daß es Lidzbarski auch außerhalb des wissenschaftlichen Kampfplatzes an Mut nicht gefehlt hat, beweist sein ganzes Leben. Er scheute sich nie, was er für recht hielt, auch laut werden zu lassen, und kannte keine Furcht vor den Folgen. Noch nicht habilitiert spricht er, der doch wahrhaftig keine Gunst zu verschwenden hatte, dem einflußreichsten seiner Berliner Lehrer in einer Anmerkung öffentlich sein Mißbehagen aus und widmet die von jenem angeregte Arbeit dem anderen Berliner Fachordinarius. Er hatte ein stark entwickeltes Gefühl für Recht und Billigkeit, das sich keineswegs nur da regte, wo die eigene Sache in Frage stand. Er war hilfsbereit, opferwillig und in hohem Maße anspruchslos. Der einzige Luxus, dem man ihn fröhnen sah, waren die Bücher. Seine Wissenschaft erfüllte ihn ganz. Ihr diente er mit rastlosem Fleiß in vollkommener Hingabe.

Wenn seine vielen guten Eigenschaften nicht immer und für jeden deutlich in die Erscheinung traten, so lag das an der Tragik, die sein ganzes Dasein überschattet hat. Dessen Verlauf hat ihn aus seinem ursprünglichen Lebenskreise losgerissen; seine Vergangenheit aber, seine Naturanlage und Erfahrungen, wirkliche und vermeintliche, haben es ihm verwehrt, in dem selbstgewählten neuen Kreise völlig aufzugehen. So blieb er seelisch heimatlos und in einem gewissen Zwiespalt befangen. Sein Mitteilungsbedürfnis, sein geselliger Trieb suchten die Menschen, aber das Mißtrauen, ob er ihnen auch willkommen sei, scheuchte ihn immer wieder in die Einsamkeit zurück. Sein Argwohn, einmal erwacht und von einem schlechten Nervensystem gespeist, schlief schwer wieder ein. Dann klagte er wohl Menschen an, wenn ihm in Wahrheit nur die Ver-

hältnisse entgegen waren. In dieser geistigen Haltung mag einer der Gründe dafür liegen, daß er sich so selten unter uns hat sehen lassen. Er hat nur dreimal in der Gesellschaft vorgetragen.

Lidzbarski gehörte zu den Menschen, denen großes Unrecht geschieht, wenn man den ersten Eindruck entscheidend sein läßt. Er war für freundliches Entgegenkommen ungemein empfänglich und von Herzen dankbar. Fand er gar Teilnahme für seine wissenschaftlichen Interessen und ein offenes Ohr für seine Geschichten, dann war die Brücke schnell geschlagen. Seine Erzählungen hafteten wohl gern an den Schwächen der Mitmenschen. Aber sie hatten nichts Verletzendes, um so weniger als sein Sarkasmus auch die eigene Person nicht schonte.

Wenn man ihn hörte, war er mit dem Schicksal unzufrieden; und das hat ihm ja auch übel genug mitgespielt: Kind hat er nie sein dürfen; seine Jugend verdient diesen Namen nicht. Gezwungen, für sich selbst zu sorgen, war er von früh auf mit Arbeit überlastet. Sein Körper war wenig widerstandskräftig, jedenfalls dem, was von ihm gefordert werden mußte, auf die Dauer nicht gewachsen. Die Pflege und das Behagen, die eine eigene Häuslichkeit und Familie ihm hätten gewähren können, blieben ihm versagt, und Freundschaft bot ihm keinerlei Ersatz dafür. Seine Laufbahn als akademischer Lehrer nahm allzu spät und nur nach mancherlei aufregenden Enttäuschungen eine befriedigende Wendung. Erst von Greifswald aus hat er ein einziges Mal den Orient besuchen dürfen, gerade so lange, um sich immer wieder dahin zurückzusehnen. Erfüllung hat dieser Wunsch nicht gefunden. Dafür kam dann der Krieg mit seinen Folgen, der Geldentwertung und der Wohnungsnot. Die letzten anderthalb Jahre, die ihm genügt haben würden, das mandäische Wörterbuch für den Druck fertig zu machen, um so seinen Arbeiten auf diesem Gebiet den krönenden Abschluß zu geben, mußte er tatenlos auf dem Krankenlager zubringen.

Auf die Knie hat er sich nicht zwingen lassen. Als er fühlte, wie ihm das Leben entglitt, sorgte er dafür, daß andere die Arbeit, die der Inhalt dieses Lebens gewesen, unter möglichst günstigen Bedingungen fortsetzen könnten. Er bestimmte, daß seine wissenschaftlichen Materialien an die Deutsche Morgenländische Gesellschaft fallen sollten, und machte aus seinem übrigen Nachlaß eine Stiftung zur Förderung der orientalischen Wissenschaft.

Lidzbarski hat im Spiel des Lebens alles auf eine Karte gesetzt, und er hat gewonnen. Denn er erreichte, was er sich von dem Einsatz versprach. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter seines Faches geworden, genoß internationalen Ruf und stand auf einigen Gebieten außer jedem Wettbewerb. Sein Leben ist wirklich kein Eintagsleben gewesen, kein Leben nur „im Vorzimmer", sondern, so wie er es sich gewünscht hat, ein Leben, das fortwirkt, fortlebt, nicht aufhört. Er war es wert, die glanzvolle Überlieferung weiterführen zu dürfen, die sich uns in den Namen Michaelis, Heinrich Ewald, Lagarde und Wellhausen darstellt.

Karl Julius Beloch.

Von

Ulrich Kahrstedt.

Am 19. Februar 1929 starb in Rom der ordentliche Professor der griechischen Geschichte Karl Julius Beloch, der unserer Gesellschaft seit 1926 als auswärtiges Mitglied angehört hat. Mit ihm ging eine der markantesten und am schärfsten profilierten Persönlichkeiten der modernen Geschichtsschreibung dahin. Geboren am 21. Januar 1854 auf einem Rittergut in Niederschlesien stammte Beloch aus bäuerlichem Geblüt, einer Familie, die am Ende des 18. Jahrhunderts sich vom kleinen Landwirt zum großen Gutsbesitzer heraufgearbeitet hatte. Er sagt selbst von sich, daß er ein schlechter Schüler war und namentlich das Latein nicht ausstehen mochte. Griechisch hat ihn früh gereizt und schon in der Knabenzeit hatte er seine Freude an Statistik und Kartographie, den beiden Hilfsmitteln historischer Forschung, die er durch ein langes Gelehrtenleben hindurch zur äußersten Vollkommenheit ausbilden und handhaben sollte.

Der äußere Lebenslauf wurde durch Schicksale der frühen Jugend festgelegt. Der Tod des Vaters veranlaßte den Verkauf des Gutes, ein Lungenleiden zwang schon den Sekundaner nach Palermo zu gehen und sein Abiturium hat Beloch auf einem Abstecher in die Heimat nachgeholt. Auch die Studienjahre war er seiner Gesundheit wegen gezwungen mehr im Süden als im Norden zuzubringen. Er war der erste immatrikulierte Student in Palermo, hat später in Rom studiert, dazwischen in Heidelberg und auch, gleichsam in einer Gastrolle, im Jahre 1875 ebenda promoviert. Zwei Jahre später erfolgte die Habilitation in Rom, an seinem 25. Geburtstage wurde er außerordentlicher Professor an der gleichen Universität. Die Ablehnung eines Rufes nach Catania ließ ihn zum Ordinarius aufrücken, brachte ihm freilich zugleich eine Fülle von Lasten, wie sie die damalige Ordnung des italienischen Unterrichtswesens unvermeidlich machte. Er wurde Kommissar für die Abiturientenprüfungen, wurde Inspektor des höheren Schulwesens in Sardinien, ein Lehrauftrag für historische Geographie lag ihm innerlich näher, bedeutete aber auch eine starke weitere Einschränkung der Zeit für freie Arbeit.

In den Jahrzehnten zwischen dem Ende der 70er Jahre und dem Weltkrieg ist die ungeheuere wissenschaftliche Produktion Belochs trotz der erwähnten äußeren Hemmungen zum größten

Teil entstanden. Aus der Anschauung des Landes erwuchs schon 1879 sein erstes Buch über Campanien. Ein Jahr später folgte „Der Italische Bund“. Beide Werke, namentlich das letztere, zeigten bereits den ganzen Beloch, der von der geographischen Grundlage statt von den Rechtssatzungen und Paragraphen im Sinne der Mommsenschen Schule ausgeht, der, ehe er nach den Rechten und Pflichten der römischen *socii* fragt, erst einmal wissen will, wie groß deren Land, wie groß ihre Menschenzahl war. Im Jahre 1884 ein Sprung in ganz andere Regionen der alten Geschichte mit der „Attischen Politik seit Perikles“, ein Buch, das noch stärker als die früheren kanonische Anschauungen über den geschichtlichen Verlauf und die historische Methode des damaligen Deutschland verleugnete und das die Vertreter der griechischen Geschichte nördlich der Alpen, die ganz in den Anschauungen von G. Grote und E. Curtius steckten, auf das Höchste entsetzte. Sie mußten erfahren, daß man auch an die geheiligten Worte athenischer Rechtsanwälte und politischer Drahtzieher zu tasten wagte und sich nicht damit begnügte, zu konstatieren, daß in allen historischen Fragen des klassischen Griechenland immer die athenischen Demokraten recht und ihre inneren und äußeren Feinde unrecht hatten. Zwei Jahre nach der „Attischen Politik“ kam „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt“. Auch dieses Buch gab höchsten Anstoß; die Zerstörung eines durch Jahrhunderte fortgeerbten Phantasiegebildes über die Bevölkerungszahlen des Altertums, die energische Zurückführung aller Angaben auf das wirklich Mögliche hat abermals weite Kreise schwer erregt. Dann folgten über lange Jahre verteilt die Bände der „Griechischen Geschichte“. Die an den Jugendwerken geübte Methode erreicht hier ihre Reife, die Methode nichts aufzunehmen was nicht bewiesen ist, auch der als kanonisch anerkannten Überlieferung rücksichtslos zu Leibe zu gehen, die gleichmäßige Verwertung und Beherrschung literarischen und archäologischen Materials, die starke Unterstreichung der politischen Geographie, die Einbeziehung der Wirtschafts- und der Wissenschaftsgeschichte in die politische. Der Auftrag, für die Pflugk-Hartungsche Weltgeschichte das griechische Altertum zu bearbeiten gab Beloch willkommenen Anlaß sein neues, gewiß oft eigenwilliges, aber im besten Sinne historisches Bild der Antike auch weiteren Kreisen vorzutragen. Dann machte das ständige Zuströmen von Material ein zweite Auflage der „Griechischen Geschichte“ nötig, die wenige Jahre vor Belochs Tode abgeschlossen heute das Monumentalwerk darstellt und noch lange darstellen wird, um so mehr, als sie bereits in eine Zeit fällt, wo eine Generation von Historikern heranwächst, die sich zu gut dünkt, zu fragen, wie es eigentlich gewesen ist, und die in einer mißverstandenen Geistesgeschichte, einem Wühlen in sogenannten Ideen sich vergnügt, deren Abwandlung, losgelöst von allem realen Geschehen, den historischen Prozeß ausmachen soll. Am späten Lebensabend ist Beloch noch einmal zur römischen Geschichte zurückgekehrt und hat mit der an der griechischen Frühzeit geschulten Methode in der „Römischen Geschichte bis zum Ersten

Punischen Kriege“ seine Anschauungen nicht eigentlich über römische, sondern über italische Geschichte bis zum 3. Jahrhundert niedergelegt. Und immer neue und größere Pläne lebten in seinem Kopf. Er hoffte noch die „Griechische Geschichte“ von Hannibal bis Sulla herabführen zu können — das ist das große Vermächtnis für uns Jüngere —, und aus der „Bevölkerung der antiken Welt“ sollte eine allgemeine Bevölkerungsgeschichte auch des Mittelalters und der neueren Zeit werden. Seit Jahrzehnten hat er seine Muße auf Reisen in Italien und Deutschland verwendet, um in allen Archiven die Angaben über die Bevölkerungsverhältnisse des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte zu sammeln. Als er zum Göttinger Philologentage eintraf, brachte er Schätze aus Süddeutschland mit.

Ein Drittel Jahrhundert hat Beloch ununterbrochen als Professor in Rom gewirkt, ganz in Italien verwurzelt, in Deutschland verkannt und, trotzdem er es nach außen nicht wahrhaben wollte, doch etwas verbittert über sein Leben in der Diaspora. Er wollte ein deutscher Professor sein und sehnte sich nach Anerkennung in der Heimat. Mit Freuden erhielt er im Herbst 1912 den Ruf nach Leipzig. Aber die Gesundheit seiner Frau und vielleicht doch auch das Gefühl des großen Abstandes, in den er gegenüber dem deutschen Lehrbetrieb und dem deutschen Leben unwillkürlich getrieben war, setzten seiner Gastrolle ein baldiges Ende. Im Herbst 1913 bereits ging er nach Rom zurück, in den alten Wirkungskreis, in das Land, wo eben in jenen Jahren seine Schüler allenthalben in die Ordinariate der alten Geschichte einrückten und gegenüber dem tiefen Verfall der historischen Forschung in den 80er und 90er Jahren eine neue Blüteperiode der italienischen Geschichtswissenschaft eröffneten.

Der Rückgang nach Rom ließ ihn den Weltkrieg in Feindesland erleben. Trotzig hat Beloch das ihm 1914 angebotene italienische Bürgerrecht abgelehnt. Auch als Italien in den Krieg eingetreten war, blieb er Deutscher und sein Name sowie die Verehrung seiner Schüler haben ihn, von wenigen peinlichen Ausnahmen abgesehen, bis 1918 vor der Internierung und vor materieller Not, freilich nicht vor einer trostlosen Isolierung, schützen können. Der Tag von Karfreit, sagt er selbst in seiner Biographie, hat dann auch ihn die Erbitterung seiner feindlichen Umgebung fühlen lassen. Er wurde zwangsweise abgesetzt, sein Haus unter Sequester genommen, sein Gehalt gesperrt, seine Person in Florenz interniert. In denselben Wochen verlor er seine Lebensgefährtin und mit berechtigter Erbitterung sprach er noch bis zuletzt von dem bösen Jahre 1918. In zweijährigem hartem Kampfe und von wirtschaftlicher Not unmittelbar gefährdet, hat er dann den Streit um seine Professur, um sein Haus, um sein Gehalt geführt. Ein Lehrauftrag an der römischen Universität ließ sich verhältnismäßig bald nach dem Frieden durchsetzen. Dann kam die Rückkehr ins eigene Heim, 1924 erhielt er das neu gegründete Ordinariat für griechische Geschichte. Mit Stolz empfand er den Ausgang als einen Sieg, den er als Gelehrter und als Deutscher errungen hatte.

Denn ein Deutscher wollte er mehr denn je mit vollem Bewußtsein bleiben. Und die selbstherrliche Leidenschaft seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit übertrug er auch auf das politische Gebiet, freilich auch hier von den realen Verhältnissen in Deutschland stärker abtreibend als es ihm selbst bewußt war. Zeit seines Lebens hat er die Neigung gehabt, aktiv ins politische Leben einzugreifen. Und der einzige Anlaß, der ihn in den langen Jahrzehnten seines Wirkens in Rom vor dem Kriege beinahe einmal wieder nach Deutschland geführt hätte, war im Jahre 1893 der Umstand, daß er aus der Ferne durchgesetzt hatte, fortschrittlicher Reichstagskandidat für Stralsund und Rügen zu werden. Der „Griechischen Geschichte" ist mit dem Scheitern dieses Versuchs ein Aufschub und Beloch selbst eine Enttäuschung erspart worden. Und eine zweite, noch größere blieb ihm erspart eben durch das, was er als sein größtes Unglück empfand, die Internierung in Italien zur Zeit des Kriegsendes. Denn er hat, wie ich aus seinem eigenen Munde weiß, sich leidenschaftlich gesehnt, in die Weimarer Nationalversammlung zu kommen. „Ich bin ein alter Republikaner", hat er geschrieben und jedem gesagt, der es hören wollte. Freilich ein Republikaner von 1848 (das hat er selber nicht gesagt). Der Haß gegen Bismarck hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen. „Ich habe ihm nie vergessen, daß er die Rechte des Volkes mit Füßen getreten hat." In seiner Selbstbiographie aus den letzten Jahren schleudert er dem „unfähigsten Kaiser und dem Junkerstaat" sein Verdammungsurteil nach, nicht minder „den zwei Dutzend Fürsten, die von ihren Thronen und Thrönchen flohen, nachdem sie das Land ins Unglück geführt hatten". Aber kaum minder stark wurde dann sein Haß gegen die „Republik Eberts, wo Juden und Sozialdemokraten das große Wort führen". Er glaubte an die patriotische Republik des liberalen Bürgertums und war leidenschaftlich überzeugt von ihrer Möglichkeit und davon, daß er berufen gewesen sei, sie in Weimar schaffen zu helfen. Es war, wie gesagt, nur die Internierung in Florenz, die ihn gehindert hat, den Versuch zu unternehmen, im Rahmen der demokratischen Fraktion in Weimar mit einem Programm des Hasses gegen Franzosen, Juden und Sozialisten Minister zu werden. „Denn daß ich dann Minister geworden wäre, daran habe ich nie gezweifelt", sagte er mir noch auf dem Philologentage 1927. Und das demokratisch-republikanische Parteilied war für den alten Mann bis zuletzt „Der Gott, der Eisen wachsen ließ".

Dabei gab es kaum eine aristokratischere, wenn man will junkerlichere Persönlichkeit als Beloch. Eigentlich hätte er Landwirt werden wollen. Da es damit nichts war, blieb nur der Universitätsprofessor. „Das sind ja die beiden einzigen Berufe, wo man sein eigener Herr ist." Für Handfertigkeitsunterricht hatte er einen beißenden Spott: „Für das gewöhnliche Volk mag das gut sein, aber wir von den führenden Klassen haben Besseres zu tun". Er glaubte ein radikaler Demokrat zu sein und hat es nie gemerkt, daß er ein frondierender Junker war.

Der Zug des Frondeurs geht hinüber bis in sein wissenschaftliches Wirken. Der Mut zum Ungewöhnlichen und der Mut zur Opposition gegen allerhöchste Stellen in der wissenschaftlichen Hierarchie schlug mehr als einmal um in den bewußten Willen umzustürzen und das Eigene an die Stelle des Kanonischen zu setzen, auch wenn die Sache des letzteren durchaus nicht hoffnungslos war. Wo er andere Ansichten traf, polterte er los und Verdammungsurteile in Bausch und Bogen über „die Historiker", „die Philologen", „die Statistiker" flossen ihm leicht aus der Feder. Ungünstige Besprechungen seiner Jugendwerke hat er durch all die Jahrzehnte nicht vergessen und die Göttingischen gelehrten Anzeigen, die ihnen damals Raum gegeben hatten, dienen noch fast ein halbes Jahrhundert später als Beispiel, um irgendwelche minderwertigen oder kleinlichen Polemiken antiker Autoren mit einer modernen Parallele zu charakterisieren. Die Polemik seiner Gegner besprach er nicht nur mündlich, sondern auch gedruckt mit Ausdrücken wie: „Die Ochsen brüllen", „die kleinen Kläffer bellen mich an", und man mußte ihn und seine Ansichten schon genau kennen, um zu wissen, ob er einen Kollegen, den er in einer Anmerkung schlecht machte, überhaupt für einen Esel hielt oder für einen tüchtigen Gelehrten, von dem er in einem Einzelfall einmal abwich. Namentlich in den Alterswerken hatte auch jeder nebenbei gemachte Hinweis auf abweichende Ansichten eines Zweiten den Ton eines moralischen Verdammungsurteils.

Beloch konnte sich das freilich mehr leisten als andere, denn in neun Zehntel all der Fälle, wo er mit Kollegen zusammenstieß, hat er schließlich Recht behalten. Es war die Tragik seiner Gelehrtenlaufbahn, daß er mit den Jugendwerken in Methode und Ergebnissen in Deutschland anstieß, daß die großen Herren der damaligen deutschen Altertumswissenschaft ihn gewollt oder ungewollt in seiner Laufbahn schwer geschädigt haben, daß dann eine Generation heraufkam, die bewußt oder unbewußt Belochs Methode und Belochs Ergebnisse zunehmend sich zu eigen machte und daß es trotzdem lange dauerte, bis man sich darüber klar war, wie sehr diese neue Generation in Deutschland auf seinen Schultern stand. Dutzendweise ließen sich die Beispiele häufen, wo man dem jungen Beloch Ansichten als Ketzerei vorwarf, die zwanzig Jahre später nach seinen eigenen Worten die Spatzen von den Dächern pfiffen. Man versteht es, daß der selbstherrliche Junker doppelt kantig und unliebenswürdig wurde. Der Ton und der Wortlaut seiner Polemiken werden bald ein Curiosum sein. Aber die von ihm verfochtenen Thesen haben in der überwältigenden Mehrzahl Geltung und werden sie behalten. Und wenn einmal ein Geisteswissenschaftler der Zukunft die Geschichte des Aufstiegs der italienischen Altertumswissenschaft und leider auch die des Niederganges der deutschen Historiographie und ihres Versinkens in ein Jonglieren mit Ideen und Weltanschauungen schildern sollte, wird der eckige Block Beloch und werden seine römischen Schüler die Höhenlage bezeichnen können, von der man in Deutschland herabgeglitten und auf die man in Italien hinaufgestiegen ist.



Die Wortarten.

Von

Eduard Hermann.

Vorgelegt in der Sitzung am 10. Februar 1928.

1. Die Bemühungen, die Wörter des Satzes zu klassifizieren, gehen ins Altertum zurück. Vielfach gipfelte das Problem in der Feststellung der Zahl der verschiedenen Wortarten oder Wortklassen oder Redeteile, wie man sie auch genannt hat. Daran hat sich die moderne Sprachwissenschaft nicht besonders eifrig beteiligt. Die meisten Sprachforscher haben sich um diese Fragen überhaupt nicht bekümmert. Das konnten sie, solange die Lautlehre im Vordergrund der Forschung stand und die Indogermanisten nicht über die Mauern der indogermanischen Sprachen hinaus sahen. Seit einer Zahl von Jahren hat sich das Interesse mehr und mehr erweitert. Unter anderem ist das Streben gewachsen, das Typische einer Sprache zu erfassen. Wir stehen damit am Anfang einer vergleichenden und historischen Stilistik. Aber die hierauf gerichteten Bestrebungen sind bisher etwas ziellos gewesen, weil ein Rahmen fehlte, in dem sich das einzelne von selbst einfügt, wie das innerhalb der anderen Teile der Grammatik der Fall ist. Eine Disposition wie z. B. bei Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, 1. Teil kann diesen Rahmen nicht ersetzen. Er wird geliefert von einem System der grammatischen Kategorien.

Die Stilistik als Lehre des sprachlich Typischen bildet entgegen der Meinung z. B. von John Ries (Was ist Syntax?) einen integrierenden Teil der Grammatik. Erst wenn die Typenlehre mit Werturteilen verquickt wird, tritt sie aus der Grammatik in die Kunstlehre über.

Wollen wir den festen Rahmen für die Typenlehre gewinnen, so müssen wir als Oberstes wissen, wie es mit den Satzteilen steht, und weiter, wie sich die Wortarten unterscheiden, und so die Stufenleiter der grammatischen Kategorien weiter verfolgen. Die erste Aufgabe sollte darum sein, das Wesen der Satzteile zu untersuchen. Diese Aufgabe lasse ich vorläufig bei Seite, weil sie

mir schwieriger erscheint als die zweite: das Wesen der Wortarten zu erörtern. Mein Aufsatz will also nur der Anfang sein zu einem systematischen Aufbau der Typenlehre oder Stilistik, die vergleichend und in den verhältnismäßig bescheidenen Grenzen unserer Kenntnis von Sprachveränderungen auch historisch verfahren muß. Das Ziel ist die Erfassung des Wesenhaften aller Sprachen. Ein System der Wortarten muß daher so aufgestellt werden, daß die Wortarten aller Sprachen darin unterkommen können. Leider verbietet es mir meine bisherige Arbeitsweise, außer in gelegentlichen Bemerkungen über das Indogermanische hinauszugehen. Gleichwohl ist mein Blick dabei dauernd auf das Nichtindogermanische mitgerichtet.

Wenig förderlich scheint mir bei meinem Vorhaben eine Kritik an den Meinungen meiner Vorgänger. Ich habe darum im allgemeinen möglichst auf solche Kritik verzichtet und mich zumeist mit dem Versuch eines positiven Aufbaus begnügt; nur wo mir die Kritik förderlich schien, habe ich sie nicht unterdrückt. Auch auf eine Definition so wichtiger Begriffe wie 'Wort, Zusammensetzung, Satz, Bedeutung, Begriff' usw. lasse ich mich nicht ein. Wie ich hoffe, zum Nutzen der Sache. Mir scheint es nur eine unnötige Belastung meiner Ausführungen zu sein, wenn ich mich in solchen Definitionen festlege. Die von Weißgerber, Germ. Rom. Mon. 15, 161 ff. angeschnittenen Probleme scheinen mir noch nicht definitiv gelöst zu sein. Ob ferner z. B. *imstandesein* aus einem Wort oder aus zweien oder dreien besteht, ist für meine Darlegungen ganz gleichgültig; denn ob ich irgendwo ein Beispiel zu streichen habe, spielt eine untergeordnete Rolle. Für mich sind z. B. *Feuer, pfui, nein* Sätze, und in meiner Definition des Begriffes 'Satz' müßten auch derartige Sprachbildungen berücksichtigt sein. Die sehr schwierige Definition des Begriffes 'Satz' könnte mir aber darüber keinen Aufschluß geben, wie ich mich grundsätzlich zu solchen und anderen schwerer deutbaren Sprachgebilden verhalten soll. Mein System wird auch nicht damit umgestoßen, wenn ich mich etwa einmal veranlaßt sehen sollte, einem Gebilde wie *pfui* nicht mehr den Namen 'Satz', sondern einen andern zu geben. Ich darf also wohl von derartigen Definitionen absehen.

2. Wo ist ein Einteilungsgrund der Wörter zu finden? Sicherlich nicht in ihrer Gestalt. Allerdings ist in den uns geläufigsten Sprachen ein Substantiv z. B. von einem Verbum äußerlich geschieden, etwa lat. *canis* und *latrat* und selbst engl. *the play* 'das Spiel' und *to play* 'spielen'. Immerhin mit Unterschied! Ob *play* Substantiv oder Verbum ist, läßt nicht das Wort an sich

erkennen, sondern erst der Zusatz *the, to.* Aber schon an englischen Beispielen kann man sehr hübsch sehen, daß die äußere Gestalt auch der ganzen Wortumgebung nicht immer hinreicht, um die Entscheidung über Substantiv oder Verb zu bringen. Wenn z. B. in einem Schullesebuch die Überschrift steht: *my friend's play at cards,* so versteht man *play* ohne weiteres als Substantiv. Sollte es als Verbum gelten, so müßte *friends* statt *friend's* gedruckt sein. Wer aber die Überschrift vorgelesen bekommt, ohne sie zu sehen, kann zunächst nicht wissen, was gemeint ist. Erst wenn er erfahren hat, daß nur von einem Freund die Rede ist, werden für ihn die Auffassungen *friends* oder *friends'* ausgeschlossen, die Auffassung *friend's* wird festgelegt und damit *play* als Substantiv. Nur der Sinn ist jedesmal ausschlaggebend. Und wenn von mehreren Freunden die Rede ist, so kann zwar die Verschiedenheit der Schreibungen *friends* und *friends'* den gemeinten Sinn sofort offenbaren. In der mündlichen Sprache bleiben die Worte zunächst zweideutig, bis der Hörende von dem Sprechenden über den gewollten Sinn der Worte aufgeklärt wird; erst dann ist er imstande, *play* in die Wortarten einzuordnen.

Als eine besondere Wortklasse gelten häufig die Pronomina. Ihre Aufgabe ist es vielfach, die Beziehungen zum Sprechenden aufzuweisen, aber nicht immer, z. B. *derjenige welcher.* Dagegen ist es stets ihre Sonderheit, etwas Relatives zu meinen. Diese Eigentümlichkeit teilen sie auch mit andern Wörtern, z. B. *oben, heute,* die man im Gegensatz zu Wörtern wie *dort, damals* nicht zu den Pronomina rechnet. Man könnte also die Wörter in solche mit relativer und solche mit absoluter Bedeutung einteilen. Diese Einteilung und die Schwierigkeit ihrer Durchführung mag von Wichtigkeit sein; für den Sprachforscher, der das Wesen der Einzelsprachen ergründen will, ist sie gleichgültig, da es ihm darauf ankommt, die Wortart in ihrer Beziehung zum Satz zu erkennen, aber Relativ und Absolut damit nichts zu tun haben; denn darüber hat uns Ernst Otto in seinem wertvollen Buch Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft, S. 80 fg. aufgeklärt, daß die Verschiedenheit der Wortarten in der Verschiedenheit ihrer Beziehungsbedeutung zu suchen ist. Die Wortart wird im Satz kenntlich. Ottos Darstellung der Wortarten ist in dem entscheidenden Absatz S. 85 allerdings verkehrt; sie läßt gerade diese Erkenntnis ganz beiseite und spricht statt dessen nur von den Beziehungen zur Umwelt.

Alle bisherigen Klassifizierungen lassen uns schon bei den landläufigsten Wörtern der bekanntesten Kultursprachen im Stich.

Was ist *im* in dem Satz *er ist im Garten*, was *au* in dem Satz *il est au jardin?* Diese zwei Wörter kann man doch nicht etwa als Präpositionen bezeichnen, sie enthalten ja den Artikel außer der Präposition. Was sind sie also? Sehr einfach. Es sind Wörter die nicht nur eine, sondern mehrere Beziehungsbedeutungen haben. Sie stellen beide eine Verbindung von Präposition und Artikel dar. Ein einziges Wort umfaßt also hier eine Gruppe von grammatischen Wörtern. Ich nenne derartige Bildungen Gruppenwörter.

Ebenso haben alle bisherigen Versuche Schiffbruch gelitten bei der Analyse eines so einfachen Sätzchens wie *er wird gelobt*. Der Satz besteht aus drei Wörtern. Was für ein Wort ist *wird*, was für eins *gelobt?* Mit den Bezeichnungen Hilfszeitwort und Partizip ist uns nicht gedient. Wir würden doch weiter fragen: ist das Hilfszeitwort ein Verbum und das Partizip ein Adjektiv? Oder ist das Hilfszeitwort als Wort ohne Sachbedeutung nur ein sogenanntes Formwort und das Partizip ein Verbum? Da kann uns ein Vergleich mit einem andern Satz vielleicht weiter helfen. In *je donnai le livre à Pierre* ist *à* nicht Präposition, sondern ein Formwort, ich nenne es Beziehungswort (16), das hier dieselbe Bedeutung hat wie die Dativendung in dem lateinischen Satz *Petro librum dedi*. Dem deutschen Sätzchen entspricht im Lateinischen *laudatur*. Aber da merkt man sofort, unser *wird* hat nicht dieselbe Funktion wie die Endung *-tur* und *gelobt* nicht dieselbe wie der Stamm *lauda-*, während *à* der Dativendung entspricht und *Pierre* für sich allein schon dem lateinischen *Petro*. *à Pierre* und *wird gelobt* sind in diesen Sätzchen beide analytisch gebaut im Gegensatz zu den synthetischen Formen. Wenn man von der Analyse der modernen Sprachen und der Synthese der antiken Sprachen redet, hebt man, soviel ich sehe, immer nur die Gleichheit der analytischen Ausdrücke hervor. Ihr Wesen aber kann man erst erfassen, wenn man die Verschiedenheit daneben stellt. *à Pierre* könnte man mit einer physikalischen Verbindung vergleichen, dagegen *wird gelobt* mit einer chemischen. *à Pierre* enthält zwei Wörter verschiedener Beziehungsbedeutung; *wird gelobt* besteht allerdings auch aus zwei Wörtern, aber erst beide zusammen liefern eine Beziehungsbedeutung: die eines Verbums. Verbindungen wie *wird gelobt* nenne ich Gliederwörter, da sie aus mehreren Gliedern *(wird* und *gelobt)* bestehen, die selbst nur Teile eines Wortes mit Beziehungsbedeutung sind und darum Teilwörter benannt werden mögen.

Gegenüber einem Wort wie dem obigen *wird gelobt* brauchen wir einen Terminus für Wörter wie *Haus* in dem Satz *das ist mein Haus* oder für solche wie *pfui!* Ich schlage die Benennung Ganz-

wort vor. Auch das obige *im* ist ein Ganzwort. Gegenüber dem Gruppenwort *im* aber ist *Haus* als Einzelwort zu bezeichnen. Ein Wort, das die Bedeutung eines ganzen Satzes hat wie *nein*, *pfui* nenne ich Satzwort.

Ich unterscheide demnach der Bedeutung gemäß vier Wortarten: 1) Teilwort, ein Wort ohne selbständige Beziehungsbedeutung (*wird* und *gelobt* in *er wird gelobt*), 2) Einzelwort, ein Wort mit einer Beziehungsbedeutung (*Haus: Das Haus ist mein*), 3) Gruppenwort, ein Wort mit mehreren Beziehungsbedeutungen (*im: er ist im Haus*), 4) *Satzwort*, ein Wort mit der Bedeutung eines ganzen Satzes (*nein*).

Da unter diesen Wortarten eine ist, die für sich allein noch keine Beziehungsbedeutung hat, sodaß erst mehrere Wörter dieser Art eine solche ergeben, bin ich gezwungen, eine zweite Gliederung nach der Form vorzunehmen und zu scheiden: 1) Ganzwort (*Haus, im, nein*), 2) Gliederwort (*wird gelobt*). Die beiden Gruppierungen müssen sich schneiden.

Daß innerhalb der Einzelwörter Substantivum und Verbum eine Hauptrolle spielen, liegt auf der Hand. Aber wie kommen wir an beide heran? Was stempelt ein Wort zu einem Substantiv, was zu einem Verb, was zu einem Adjektiv? Zweifellos hängen diese drei Verschiedenheiten mit den Gegebenheiten der Umwelt zusammen, wie sie der naive Betrachter wahrnimmt. Aber es ist keineswegs so, daß z. B. ein Substantiv immer einem lebenden Wesen oder einer leblosen Sache, ein Verbum immer einer Tätigkeit, ein Adjektiv immer einer Eigenschaft eines Dings entspräche. 'Haus' ist eine Sache. Wenn man aber in einer Sprache, die das Pronomen *er* als Subjekt kennt, sagen könnte: *er Haus dort*, so wäre *Haus* hier kein Substantivum, falls es die Bedeutung von 'hat ein Haus, bewohnt ein Haus, haust' hätte. 'Singen' ist eine Tätigkeit; aber in dem deutschen Satz *das Singen macht mir Freude* ist *Singen* kein Verbum. Und obwohl 'blau' in gewissem Sinn eine Eigenschaft von Dingen der Umwelt, etwa eines Kleides, ist, stellt *Blau* in dem Satz *Blau steht ihr am besten* kein Adjektivum dar. Was für Wörter *singen*, *blau* sind, kann man sogar in einer stark geformten Sprache wie dem Deutschen nicht angeben, ohne ihre Verwendung im Satz zu sehen. An sich gehören sie keiner bestimmten Wortgattung an. Erst der Satz stempelt sie ab. Die uns geläufigeren Sprachen haben allerdings zumeist den einzelnen Wortarten ein formales Kennzeichen verliehen.

Trotzdem ist die Beziehung zur Umwelt bis zu einem bestimmten Grad da. Ein Wort, dessen Sachbedeutung in der Umwelt ein Wesen meint, ist für eine andere grammatische Bedeutung

besonders geeignet als ein Wort, dessen Sachbedeutung auf eine Tätigkeit der Umwelt zielt, oder ein drittes, dessen Sachbedeutung auf eine Eigenschaft geht.

Ein Verbum drückt daher zumeist eine Tätigkeit, einen Vorgang usw. aus, ein Substantiv bezeichnet meist ein Wesen oder eine Sache oder ein Gedankending, ein Adjektiv meist eine Eigenschaft usw. Aber manchmal, und zwar keineswegs selten, gebrauchen wir eine Verbalform, ohne daß sie einer Tätigkeit in der Umwelt entspricht, wir gebrauchen ein Substantivum, ohne daß in der Umwelt ein Wesen oder eine Sache vorliegt usw. Irgend ein Gegenstand hat eine Eigenschaft, die mir gefällt, die mir schön erscheint. Sprachlich kann ich diese Eigenschaft mit dem Adjektivum *schön* ausdrücken; ich kann aber in der Sprache die Eigenschaft dinghaft umgestalten und von der *Schönheit* jenes Gegenstandes sprechen.

Das ist gerade eine Eigentümlichkeit der menschlichen Sprache, und darin liegt eine ungeheure Bedeutung für ihre Verwendung, daß sie etwas Beliebiges, was in der Umwelt gar kein Ding, keine Eigenschaft, keine Tätigkeit usw. ist, in der Sprache als Ding, als Eigenschaft, als Tätigkeit hinstellen kann. So kann auch ein Wort aus der einen in eine andere Wortart übertreten. Hierauf beruhen zu einem großen Teil die Veränderungen der Sprachen.

Weißgerber drückt sich Germ. Rom. Mon. 15, 178 ähnlich aus wie ich oben: 'Das ist gerade das Wesen menschlicher Sprache, daß sie die Dinge nicht objektiv fassen und bezeichnen, sondern immer nur begrifflich formen und in diesem oder jenem Zusammenhang verarbeiten kann'. Zweifellos hat W. in seiner Kritik der Bedeutungslehre damit recht, daß die Wörter nicht auf die Umwelt selbst bezogen werden, sondern auf die Begriffe, die sich der Sprechende von der Umwelt macht. Mir scheint aber infolge Vernachlässigung der Beziehungsbedeutung der Wörter der Sachverhalt von W. noch nicht völlig klargestellt zu sein. Die Dinge sind in Wirklichkeit etwas verwickelter, als es nach W. aussieht. Ich vermeide daher in diesen Darlegungen den Ausdruck 'Begriff' und stelle Sachbedeutung der Umwelt, Beziehungsbedeutung dem Satz gegenüber. Wenn eine Klärung erfolgt ist, wird sich leicht für meine Gedanken eine passendere Ausdrucksweise finden lassen.

Wenn das Hinübergleiten in eine andere Wortart zum Wesen der Sprache gehört, muß es ein gewisser Prüfstein für die Güte meines Systems sein, ob ich alle Wörter in eine meiner Rubriken mit Sicherheit unterbringen kann oder nicht. Falls alles glatt aufgeht, kann mein System nichts taugen. Denn es steht ja nicht

so, daß ein Wort innerhalb eines Satzes bis zu einer bestimmten Sekunde zu der einen Wortart gehörte und von der nächsten Sekunde an zu einer andern; sondern es ist so, daß ein Wort zu einer bestimmten Zeit deutlich zu der einen Wortart gerechnet werden muß (z. B. lat. *statim* als Akkusativ ehemals zu den Substantiven), später aber, in dem uns geläufigen Latein, zu einer andern Wortart (zu den Umstandswörtern). Da nun in einer nie abgrenzbaren Zwischenzeit das Sprachgefühl für das eine oder andere unsicher ist, so muß ein richtiges System für viele Fälle die Wahl offen lassen können. Es wird sich zeigen, daß mein System solchen zweifelhaften Fällen keineswegs einen bestimmten Stempel aufprägen will.

3. Ich führe nunmehr die verschiedenen Arten der **Einzelwörter** vor. In der Umwelt ist häufig eine Tätigkeit gegeben, die als Willkürhandlung einer Person oder eines Tieres, allenfalls auch einer Pflanze erscheint. Die Sprache kann das so wiedergeben, daß sie von dem Subjekt eines Satzes eine derartige Tätigkeit aussagt. So geschieht es im Deutschen und in den verwandten Sprachen, z. B. *der Hund bellt.* Wenn man aber sagt: *ich fahre mit dem D-Zug nach Berlin,* so ist ebenfalls ein Verbum gewählt, und man hat dem Subjekt *ich*, vielleicht ohne das zu ahnen, eine Tätigkeit 'fahre' zugeschoben, obwohl das Subjekt 'ich' dabei gar keine Tätigkeit und Willkürhandlung ausführt. Die Willkürhandlung des 'Ich' besteht nur darin, daß es sich in den Zug setzt. Das Übrige ist ein Vorgang, wie ich es nennen möchte, in den es zwar verwickelt wird, den es aber nicht selbst bewerkstelligt. So ist es bei jedem Verbum im Deutschen und in den meisten indogermanischen Sprachen: jedesmal wird da sprachlich eine Tätigkeit hingestellt, gleichgültig, ob in der Umwelt das im Satz genannte Subjekt die beschriebene Tätigkeit vollzieht oder nicht. Wir werden also statt von einem Verbum lieber von einem Tätigkeitswort sprechen.

Daß ein Vorgang mit einem Tätigkeitswort bezeichnet wird, liegt oft nahe, z. B. in einem Fall wie dem Fahren in der Eisenbahn, weil das Sichhineinsetzen in den Wagen, meist eine notwendige Voraussetzung für das Fahren, auf einer Willkürhandlung beruhen wird. In anderen Fällen hat das Subjekt keine Willkürhandlung ausgeführt, um in einen Vorgang verstrickt zu werden, es hat die Teilnahme an dem Vorgang nicht beabsichtigt, z. B. *seit einer Viertelstunde schon höre ich diese Katzenmusik.* Oft ist es schwer zu unterscheiden, ob beim Hörer eine Willkürhandlung, eine Tätig-

keit, vorliegt oder nicht. Ebenso ist es bei vielen anderen Geschehnissen. Es ist also kein Wunder, daß im Satz vieles als Tätigkeit hingestellt wird, während in der Umwelt nur ein Vorgang vorliegt, wenn schon in der Umwelt Tätigkeit und Vorgang häufig schwer zu scheiden sind.

Auch die Impersonalia sind zu Tätigkeitswörtern gestempelt. Das ist durch Hinzufügung eines Subjekts in *es schneit*, engl. *it snows* ganz besonders deutlich gemacht. Aber auch im Lateinischen, wo kein besonderes Subjektwort hinzugesetzt wird, ist es nicht anders: *ninguit* ist durch die Endung als eine sog. dritte Person Singularis gekennzeichnet, gerade so wie wenn ich sage: *canis latrat;* wie *latrat* enthält *ninguit* in der Endung einen Hinweis auf ein Subjekt, wenn auch das Subjekt nicht genannt ist.

Auch die Zustände beschreiben wir in unseren Sprachen mit einem Tätigkeitswort. Wiederum kann wie bei einem Vorgang auch der Zustand u. U. durch einen Willkürakt dessen hervorgerufen sein, der sich in dem Zustand befindet. Wenn ich liege, kann das daher kommen, daß ich mich gelegt habe. Es ist also verführerisch, ein Tätigkeitswort zu verwenden. Aber auch wenn ich ohne mein Zutun liege, etwa, wenn ich gefallen bin, drücke ich das wieder so aus, als übte ich eine Tätigkeit aus; denn ich sage: *ich liege.*

Es besteht aber ein Unterschied in der Zuweisung von *es schneit* und *ich liege* zu den Tätigkeitswörtern. Beim Schneien handelt es sich um einen Vorgang, dessen Urheber mir unbekannt ist. Wenn ich also den Vorgang in der Sprache so beschreibe, als käme dabei doch ein Subjekt in Betracht, dann kann *es schneit* unmöglich ein Vorgangswort sein. Man versteht ohne weiteres, *es schneit* muß ein Tätigkeitswort sein. Allein bei einem Zustand liegt die Sache anders, ein Zustand haftet einem Wesen oder einer Sache an ähnlich wie eine Eigenschaft. Und ebenso wie man eine Eigenschaft in der Sprache einem Wesen oder einer Sache derartig beilegen kann, daß man das Wesen oder die Sache zum Subjekt und die Eigenschaft zum Prädikat macht: *Ende gut, alles gut* (ich wähle absichtlich ein Beispiel ohne Kopula), so muß das selbstverständlich auch bei einem Zustand sein. Demnach kann man noch nicht daran allein, daß *ich* zu *liege* Subjekt ist, *liege* als Tätigkeitswort erkennen. Wenn *liege* nicht als Zustandswort aufgefaßt werden darf, beruht das darauf, daß wir, wie wir noch unter 5 sehen werden, im Deutschen und in den verwandten Sprachen ein besonderes Zustandswort in dem Partizipium besitzen, z. B. in *liegend.* Da aber in dem obigen Beispiel nicht *liegend*, sondern *liege* angewandt ist, eine

Form ganz nach der Art von *gehe*, *rufe* usw., kann *liege* hier nichts anderes als ein Tätigkeitswort sein. Und auch im Englischen, wo die Verbalformen im Präsens zum Teil keine Endung haben, z. B. *the roses lie on the sepulchre*, muß *lie* als Tätigkeitswort angesprochen werden, da in *lying* ein Zustandswort existiert. Ein Blick auf den Typus des Satzbaues, ein Vergleich mit andern Sätzen muß also in Zweifelsfällen die Orientierung an der Bedeutung unterstützen.

Unsere Tätigkeitswörter haben noch einen weiteren Bereich. Sie decken oft auch Eigenschaften. Wenn ich sage: *der Wald grünt*, ist allerdings kaum eine Eigenschaft des Waldes gemeint, als vielmehr ein Vorgang, der sich an ihm vollzieht, der Satz bedeutet: 'der Wald wird grün'. Der Satz *die Zwillinge gleichen einander wie ein Ei dem andern* besagt zwar auch nicht 'sie sind gleich', doch aber 'sie sind ähnlich wie ein Ei dem andern'. Und wenn auch in der Mathematik ein Ausdruck wie *das Dreieck A B C ähnelt dem Dreieck A' B' C'* nicht üblich ist, so würde er doch bedeuten: 'das Dreieck A B C ist bis zu einem gewissen Grad dem Dreieck A' B' C' ähnlich'. Und ohne weiteres kann man für *der Sohn ist seinem Vater sehr ähnlich* sagen: *der Sohn ähnelt seinem Vater sehr*. Es gibt also im Deutschen Verba, die eine Eigenschaft ausdrücken. Im Litauischen würde man mit Adjektiv sagen: *sūnus panašus į tėvą*.

Der Unterschied zwischen Zustand und Eigenschaft wird manchmal schwer festzustellen sein. Misteli meint Charakteristik S. 3, daß ein Zustand eine Änderung einschließe, eine Eigenschaft nicht, indem z. B. wer schlafe, danach wieder wache oder vorher gewacht habe. Für meine Untersuchung ist es unerheblich, ob das stimmt oder nicht.

Wir gehen nun gar so weit, die Kopula in die Tätigkeitswörter einzureihen: *das Wetter ist schön*. Auch hier wird *ist* als eine Verbalform der dritten Person Singularis charakterisiert. Ja diese Kopula, die man, wie wir sehen werden, unter die Beziehungswörter stellen könnte (16), weil ihre Sachbedeutung nicht von der Beziehungsbedeutung geschieden ist, hat auch Tempora und Modi wie jedes andere Tätigkeitswort.

Die Tätigkeitswörter haben also im Deutschen und in den meisten indogermanischen Sprachen bedeutend über das Gebiet der Tätigkeiten hinaus um sich gegriffen. Ich betone aber, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß nur die wissenschaftliche Analyse eine Form wie *ist* u. a. als Tätigkeitswort erkennen läßt; der Sprechende empfindet *ist* natürlich nicht als Tätigkeit, weil er sich gar keine wissenschaftliche Rechenschaft von dem Gesprochenen gibt.

4. In den nichtindogermanischen Sprachen ist der verbale Ausdruck gewöhnlich anders. Das, was dort für unser Verbum steht, ist meist kein Tätigkeitswort. Da sich in den Gegebenheiten der Umwelt Tätigkeit, Vorgang, Zustand oft nahe stehen, wäre es nicht zu verwundern, wenn in manchen Sprachen statt unseres Tätigkeitswortes z. B. ein Vorgangswort gebraucht würde, d. h. daß der Ausdruck das, was wir mit einem Tätigkeitswort im Satz als Tätigkeit abstempeln, dort als Vorgang hinstellte. Nach Fincks Haupttypen ist u. a. das Grönländische das Muster einer solchen Sprache. Das scheint mir nicht richtig. Ich habe den Eindruck, daß die von Finck gegebene Charakteristik dieser Sprache zum mindesten zu einseitig ist, vgl. unten 11. Wie vorsichtig man übrigens bei Beurteilung fremdartiger Spracherscheinungen sein muß, mag Misteli, Charakt. 543[2] lehren. Fincks Bezeichnung Empfindungsverbum ist jedenfalls abzulehnen, da das Empfinden im Deutschen eine Betätigung eines Subjekts voraussetzt.

Innerhalb der indogermanischen Sprachen sind Vorgangswörter selten anzutreffen. Wenn ich mich nicht irre, wird man dahin z. B. die unpersönliche Konstruktion des griechischen Verbaladjektivs auf *-τέον* rechnen dürfen, falls sie ohne Kopula steht; so in dem Hauptsatz Xen. Oec. 7, 35 *οἷς δ' ἂν τὸ ἔργον ἐργαστέον, τούτων τοι ἐπιστατητέον* 'von dir muß auf sie aufgepaßt werden'. Es ist eine Tätigkeit zu leisten. Das wird durch eine passive Konstruktion ausgedrückt, so daß die Tätigkeit unter dem Gesichtspunkt eines Vorgangs erscheint. Weil aber bei dieser unpersönlichen Konstruktion im Gegensatz zu dem oben erwähnten *ninguit* ein Subjekt in dem Ausdruck auch nicht einmal angedeutet ist, haben wir es mit einem, wie ich meine, ganz echten Vorgangswort zu tun. Wenn wir dagegen bei Plautus Men. 670 lesen *si tibi displiceo, patiundum* steht es anders, obwohl der Fall zunächst sehr ähnlich aussieht: hier ist ja ein Subjekt zu *patiundum* vorhanden, eben der Satz *si tibi displiceo*. Deswegen ist da *patiundum* nicht Vorgangswort, sondern Zustandswort, wie so häufig die passiven Partizipia, s. unten 5.

Innerhalb ihrer Tätigkeitswörter besitzen die indogermanischen Sprachen mancherlei Formen, die angewandt werden, wenn ein Vorgang zu beschreiben ist, das sind besonders die Passiva und die Impersonalia. Aber mögen auch Tätigkeiten durch die passive Konstruktion als Vorgänge frisiert sein wie in *Antwerpen wurde von den Deutschen erobert* für *die Deutschen eroberten Antwerpen, wurde erobert* bleibt wie jede finite Verbalform im Deutschen ein Tätig-

keitswort. Ebenso ist es mit den Impersonalien, auch wenn sie wie lat. *itur* passivisch sind.

Unter den Impersonalien gibt es nicht nur solche wie *ninguit*, *es schneit*, sondern auch solche, die wie ein transitives Verbum ein Akkusativobjekt bei sich haben. Wenn man sich überlegt, daß die Bedeutung des Akkusativobjekts darin besteht, daß das durch den Akkusativ gedeckte Ding von dem Geschehnis, das im Verbum angegeben wird, am vollständigsten betroffen wird, so scheint es zunächst ganz verständlich zu sein, daß ebensogut wie eine Tätigkeit, auch ein Vorgang diese Wirkung haben kann, vgl. *pudet me alcs rei*, *mich dauert jemands* usw. Aber genauere Überlegung läßt vermuten, daß da nur eine Analogie nach den persönlichen Transitiven vorliegt. Es gehört die Absicht, die Willkürhandlung, dazu, daß ein Wesen oder eine Sache voll erfaßt wird; ein Vorgang daran vollzieht sich an beiden nur, vgl. unten 10. Lediglich der sprachliche Ausdruck läßt auch Vorgänge sich voll auf ein Wesen oder eine Sache erstrecken, sie umfassen. Aber das Akkusativobjekt geht noch weiter; es findet sich auch bei jenen Tätigkeitswörtern, die für einen Zustand der Umwelt stehen, wie bei den griechischen Perfekten. Hiermit erklären sich jene Beobachtungen, die Wackernagel am griechischen Perfekt gemacht hat. Wie weit das direkte Objekt reichen kann, läßt sich an den uns so fremdartig anmutenden Verbindungen wie got. *mik kara ist*, χρή μέ τινος, usw., vgl. NGG 1926, 289 fg., 295 fg., ermessen. Eine Verbindung wie lat. *manum iniectio* ist uns schon verständlicher.

In einigen indogermanischen Sprachen hat das Impersonale weiter um sich gegriffen als bei uns. Im Russischen kann man, statt von etwas Leblosem eine Tätigkeit im Satz ausgehen zu lassen, d. h. statt ein Subjekt mit einem Wort, das einer leblosen Sache in der Umwelt entspricht, und ein Tätigkeitswort zu gebrauchen, ein Impersonale mit einem Instrumental dieses Wortes anwenden. Ich nenne aus Pedersens Beispielen KZ 40, 113 fg. mit Umwandlung ins Präsens: *vĕterkom povĕjat v okno* 'mit einem Windhauch weht es zum Fenster herein'. Neckel hat dafür Beispiele aus dem Altnordischen nachgetragen, IF 21, 182 fg. Er irrt sich nur, wenn er meint, die nordischen Beispiele seien von derselben Art wie die russischen: unter den nordischen fehlen die Transitiva; Verba, die sonst transitiv sind, werden in dieser Konstruktion im Altnordischen intransitiv. Dagegen die russischen Beispiele sind meist transitiv, z. B. *vĕtrom otnosit golos* 'mit dem Wind trägt es die Stimme fort'. Hier ist das Impersonale wie in den andern bisherigen Beispielen ein Tätigkeitswort, da der Hinweis auf ein Subjekt vorliegt.

Wie steht es aber mit dem Praeteritum: *větrom otnosilo golos?* Zweifellos ist *otnosilo* kein Tätigkeitswort. Ist es demnach Vorgangswort? Ich glaube das nicht. Darüber soll uns der folgende Paragraph belehren.

5. Unter den verbalen Ausdrucksweisen gibt es auch reine Zustandswörter. Wie weit sie in nichtindogermanischen Sprachen vertreten sind, will ich nicht untersuchen, obwohl ich betonen muß, daß bekannte Sprachforscher darüber manche unrichtige Behauptungen aufgestellt haben, vgl. auch 11. Die indogermanischen Sprachen besitzen Zustandswörter im Participium coniunctum und absolutum. Aber der Zusammenhang mit den Tätigkeitswörtern ist so eng, daß auch unsere Zustandswörter den Zusatz eines Akkusativobjekts vertragen, z. B. *preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl, saßen viele deutsche Fürsten . . . im Kaisersaal.* Hätte der Dichter gesagt *mit preisenden Reden*, so würde er das Zustandswort zum Adjektivum (Eigenheitswort 12) gemacht haben. Auch als Prädikat kann das Zustandswort dienen, so im Russischen: *ja byl* 'ich war', wörtlich 'ich gewesen', oder im lateinischen Ablativus absolutus usw. Da das Partizip in vielen Verwendungen Zustandswort ist, haben manche Sprachen, die keine Vorliebe für sog. Nominalsätze haben, das Partizip mit einer Kopula statt einer einheitlichen Verbalform gewählt, wo ein Zustand auszudrücken war, besonders im Perfektum, so im Altgriechischen *γεγραμμένοι εἰσίν*, im Lateinischen usw., ferner im Englischen in der Umschreibung *I am sleeping.* Dadurch daß die Kopula hinzugefügt ist, hat der Satz in der Form einen Tätigkeitsausdruck erhalten. Allein *γεγραμμένοι εἰσίν* und *am sleeping* heißen nicht mehr 'sind geschriebene' und 'bin schlafender'; also sind beides Gliederwörter, und zwar als solche, Tätigkeitswörter; *γεγραμμένοι* aber und *sleeping* sind hier Teilwörter. Das ist entsprechend so in *er ist gestorben, er ist gefüllt.* Wir machen da einen feinen Unterschied gegenüber *er ist tot, er ist voll.* Daß *tot* und *voll* etymologisch Partizipien sind, fühlen wir nicht mehr; wir fühlen sie als Adjektiva (Eigenheitswörter 12). In den Sätzen mit *gestorben, gefüllt* ist demnach mit Hülfe eines Tätigkeitswortes ein Zustand ausgedrückt, in den Sätzen mit *tot, voll* eine Eigenheit. Aber das alte Zustandswort wirkt noch nach in einer Verwendung wie der eines konjunkten Partizips: *so wandert er . . . des Gottes voll.* Demnach wird auch *otnosilo* in russ. *větrom otnosilo golos* als Zustandswort aufzufassen sein.

Nichts als ein echtes Zustandswort ist das litauische Partizip in seiner Verwendung statt des Verbums finitum im Hauptsatz, worüber z. B. Fraenkel, Baltoslavica 45 fg. gesprochen hat, oder

im indirekten Fragesatz. Darf man hier finnischen Einfluß vermuten ebenso wie bei der Verbindung des neutralen Partizips auf *-tas* mit dem Subjektgenetiv (Fraenkel, 35 fg.), wo ebenfalls das Partizip als Zustandswort gebraucht ist?

Etwas anders liegt der Fall in den von Misteli, Charakteristik 66 berührten englischen Beispielen, wo das Praeteritum und das Partizip Praeteriti lautlich nicht geschieden sind. Wenn ein Engländer einen Satz wie *we struck* ebenso auffaßt wie wir unser *wir schlugen*, obwohl sein Partizip auch *struck* heißt und der Nichtkenner des Englischen hier auch einen Nominalsatz 'wir [sind] geschlagen habend' vermuten könnte, so liegt das daran, daß dem Engländer ein Nominalsatz ohne Kopula wenig geläufig ist; er fühlt in *struck* ein Praeteritum genau so wie in *spoke* oder andern, die sich formell vom Partizip unterscheiden. Hier bringt also wieder einmal der Seitenblick auf andre Sätze (s. oben 3) Aufschluß.

Uns geht es ähnlich, wenn wir in den zusammengesetzten 'Zeiten' das Hülfszeitwort weglassen: *nachdem wir gegessen, gingen wir spazieren.* Hier ist für unser Gefühl *gegessen* soviel wie das Gliederwort *gegessen hatten.* Ist es auch noch so, wenn wir sagen: *nachdem wir spazieren gegangen, aßen wir?* Dieses Mal haben wir einen Fall, den wir nicht leicht einreihen können. Man darf wohl schwanken zwischen Tätigkeitswort und Zustandswort. Das letztere kommt besonders in Frage, wenn wir daneben die Ellipse in einem Satz stellen, der ein Prädikatsadjektiv enthält: *weil seine Frau gestorben, verheiratete er sich zum zweiten Mal* und *weil seine Frau tot, verheiratete er sich zum zweiten Mal.*

6. Die Unklarheiten, die bisher vielfach über das Wesen fremdartiger Verbalausdrücke herrschten, hängen zusammen mit den Unklarheiten, die aus der Verkennung des Wesens unserer Substantiva herstammen. Hier hat uns der letzten Endes auf die Aristotelische Philosophie zurückreichende Terminus 'Substantivum' in die Irre geführt. Die Anhänger des deutschen Sprachvereins haben Substantivum, wenn sie nicht das nichtssagende 'Hauptwort' anwandten, mit 'Dingwort' übersetzt. Dieser Ausdruck für unsere Substantiva ist verkehrt. Allerdings bezeichnen unsere Substantiva oft Sachen, also leblose Dinge der Umwelt. Und wenn sie auch lebende Wesen der Umwelt meinen, so könnte man sie immerhin, um einen beides deckenden Ausdruck zu haben, Dingwörter nennen. Aber auf die Entsprechung in der Umwelt kommt es doch gar nicht unmittelbar an. Der springende Punkt ist, als was unsere Sprachen dasjenige hinstellen, was durch ein Substantivum bezeichnet wird.

Man darf nie außer acht lassen, daß unsere Wortklassen nur nach den Beziehungsbedeutungen geschieden werden.

Welche Beziehung hat denn ein indogermanisches Substantivum? Zum Teil hat es dieselben Beziehungen wie ein entsprechendes Wort in einer ganz anders gebauten Sprache, z. B. als Subjekt oder Prädikat im Nominalsatz, etwa *Ende gut, alles gut*, russ. *Moskva gorod* 'Moskau [ist] eine Stadt'. Hier offenbart sich aber nicht die Sonderheit unseres Substantivums. Auch das Dativobjekt läßt sie nicht ohne weiteres (doch vgl. unten 16) erkennen, etwa in einem Satz wie *den Armen soll geholfen werden*. Die Eigentümlichkeit unseres Substantivums offenbart sich in erster Linie dann, wenn es als Subjekt zum Verbum tritt. Unser Verbum ist ein Tätigkeitswort. Eine Tätigkeit kann in der Umwelt nur von einem lebenden Wesen ausgeübt werden. Wenn der Satz einem Subjekt eine Tätigkeit zuschreibt (gleichgültig ob dieser Tätigkeit in der Umwelt eine Tätigkeit oder ein Vorgang oder ein Zustand entspricht), so kann dieses Subjekt nicht ein Dingwort sein, sondern nur ein Wesenwort. Also unsere Substantiva stellen im Subjekt des Satzes ein Etwas stets als ein Wesen hin. Das ist die besondere Eigentümlichkeit der indogermanischen Sprachen. Und darin weichen sie von den meisten nichtindogermanischen Sprachen ab. Das Wesenwort ist das Gegenstück zum Tätigkeitswort, beide gehören eng zusammen; sie bedingen sich gegenseitig. Es kommt daher auch nicht etwa darauf an, daß das Wort, mit dem man ein Wesen bezeichnet, durch ein sonstiges sprachliches Merkmal gekennzeichnet ist, wie in afrikanischen Sprachen durch ein Klassenpräfix. In einigen amerikanischen Sprachen wird der Plural von Wörtern für lebende Wesen mit einem besonderen Suffix versehen im Gegensatz zu den Wörtern für Unbelebtes. Die erste Art von Wörtern sind darum noch keine Wesenwörter. Im Folgenden nenne ich jedoch unsere Substantiva stets Wesenwörter, auch wenn in dem Beispiel das Substantiv nicht als Subjekt zu einem Tätigkeitswort auftritt.

Obwohl also das indogermanische Substantiv dadurch als Wesenwort gekennzeichnet ist, daß es als Subjekt zu einem Tätigkeitswort gestellt werden kann, ist doch nicht seine wichtige Rolle als Akkusativobjekt zu übersehen, das ebenfalls auf dem Tätigkeitswort fußt. Ich werde unten 10 diesen Zusammenhang noch besonders, wenn auch nur kurz, beleuchten.

Es gibt nun Fälle in den indogermanischen Sprachen, wo man zweifeln kann, ob man es mit einem Wesenwort zu tun hat oder nicht. Ist z. B. der Vokativ des Substantivs Wesenwort, ist er überhaupt

Einzelwort? Oder ist er Satzwort? Zweifellos vertritt der Vokativ einen ganzen Satz. Je nach der Situation und der Tonhöhe kann *Karl* eine Aufforderung, eine Warnung, eine Bitte, auch eine Frage (z. B. wenn ich in der Dunkelheit den Namen mit steigendem Ton spreche, im Sinn von 'Karl, bist du es?') usw. sein. Also ist es ein Satzwort. Aber wie steht es denn mit einem Vokativ, der zu einer ganzen Wortgruppe gehört? etwa wenn jemand an einem Grab ausruft: *meine innigst geliebte Mutter!* Hier hat man es mit vier Wörtern zu tun, die eine Beziehungsbedeutung haben, *Mutter* wird man dabei natürlich als Wesenwort gelten lassen müssen. Dann wird aber auch in dem Ausruf *Mutter!* ein Wesenwort vorliegen. *Mutter* ist eben in letzterem Ausruf Wesenwort und Satzwort zugleich. Also das ist auch eine der Gebrauchsweisen des Wesenwortes: es ist nicht nur Subjektwort, Objektwort usw., es ist als Vokativ auch Satzwort. Das kann das Adjektiv nie sein. In dem Ausruf *geliebter Mann!* ist *geliebter* das Adjektiv (Eigenheitswort) zu dem Wesenwort *Mann*, keins von ihnen ist Satzwort; zusammen machen sie aber einen Satz aus. Sowie *Mann* weggelassen wird und nur *Geliebter!* bleibt, haben wir es mit einem Substantivum, also einem Wesenwort, zu tun, das zugleich Satzwort ist.

Eine gewisse Schwierigkeit machen die Zusammensetzungen. Sind das Gruppenwörter oder nicht? Ist *Neustadt (ich wohne in der Neustadt)* ein Gruppenwort oder ein Einzelwort? Nun wenn *Neustadt* ein Gruppenwort wäre, müßten ja auch *Schimmel (er reitet auf einem Schimmel)* und viele andere Gruppenwörter sein. Daß dem nicht so ist, kann man sich leicht an dem Unterschied in der Bedeutung von *neue Stadt* und *Neustadt* klar machen. Es ist genau so wie mit *alte Ware (der Bäcker hat mir alte Ware verkauft)* und *Altware (der Altwarenhändler handelt mit Altware)*. *Altware* ist in der Bedeutung nicht dasselbe wie *alte Ware*. Dagegen zwischen *in dem* und *im (er ist in dem Garten, er ist im Garten)* besteht kein Bedeutungsunterschied. Wenn also *in dem* zwei Beziehungsbedeutungen hat, muß sie *im* ebenfalls haben und ist daher ein Gruppenwort. *Altware* ist, weil es nicht gleich *alte Ware* ist, kein Gruppenwort, ebenso wenig wie *Schimmel* oder irgend ein anderes Wesenwort, z. B. das Wort *Tisch*, das ja auch die Bedeutung eines so oder so gearteten Möbelstücks hat, oder das Wort *Zange*, das ein Gerät mit ganz bestimmten Eigenschaften (Eigenheiten) bedeutet.

Der Einspruch, den Paul IF 14, 251 fg. gegen Brugmanns Formulierung des Wesens der Wortzusammensetzung vor Jahren erhob, vernachlässigt den Unterschied zwischen Einzelwort und Gruppenwort und geht daher von ungenügenden Voraussetzungen

aus. Wenn durch die Zusammensetzung der Sinn nicht verändert wird, kann — selbstverständlich — auch die Zahl der in dem Wort steckenden Beziehungsbedeutungen nicht verändert sein. In den Sätzen *die Hitze nimmt ab* und *ich freue mich, daß die Hitze abnimmt* wird man *nimmt ab* ebenso wie *abnimmt* entweder als ein Wort fassen oder als zwei. Läßt man beide als nur je ein Wort gelten, dann sind sie Einzelwörter, und zwar ist der Form nach *nimmt ab* Gliederwort, *abnimmt* Ganzwort. Die 'Altware' dagegen ist nicht dasselbe wie die 'alte Ware', und die 'Neustadt' nicht dasselbe wie die 'neue Stadt'. Der Ausdruck *Neustadt* benennt als Wesen nur eine einzelne Sache der Umwelt, die ebenso wie jede andere Sache bestimmte Eigenschaften, oder wie ich sage, Eigenheiten hat. Dagegen der Ausdruck *neue Stadt* benennt als Wesen außer einer Sache, die ihre Eigenheiten besitzt, noch eine von diesen Eigenheiten der Sache besonders [1]). Darum ist *Neustadt* ein Einzelwort, während es in dem Ausdruck *neue Stadt* zwei sind. Aber das eine kann in das andre übergehen, und zwar besonders leicht, wenn nicht einmal eine Veränderung der Endung, sondern nur eine der Betonung nötig wird wie bei *νέα πόλις*: *Νεάπολις*. Ganz richtig beurteilt Misteli, Charakteristik 143 das Wort *Hausknecht*, wenn er sagt, daß ihm nur ein einzelner Begriff [ich würde sagen: eine einzelne Beziehungsbedeutung] entspricht. Hierauf beruht auch der Unterschied zwischen engl. *blackbird* und dem anders betonten *black bird*, das ebenso wie *gold ring* vom Engländer als Adjektiv + Wesenwort aufgefaßt wird, während *easy chair* wegen seiner Bedeutung 'Lehnstuhl' als ein Gliederwort, und zwar als Wesenwort zu gelten hat. Mir scheint übrigens entgegen Paul in dem norddeutschen *da kann ich nichts für* ein etwas anderer Sinn als in dem hochdeutschen *dafür kann ich nichts* zu stecken. Nach meinem Sprachgefühl sagt der norddeutsche Ausdruck vielmehr dasselbe wie *da kann ich nichts dafür*, das in meiner Heimat Coburg gebräuchlich ist. Norddeutsch *da . . . für* sind zwei Wörter, nicht ein Gliederwort.

Manchmal kann die Einordnung zweifelhaft sein. Hat man ein indisches Kompositum wie *tatpuruṣa* 'dessen Diener' als ein Einzelwort oder als Gruppenwort zu bewerten? Ich denke als Einzelwort; das indische Sprachgefühl wird anders gewesen sein als das unsrige, dem ein derartiges Kompositum als Einzelwort

1) Die kitzlige Frage, ob ein Ding der Umwelt in Wirklichkeit eine Eigenheit hat oder ob mein Begriff von ihm nur die Eigenheiten enthält, lasse ich unangeschnitten und bediene mich lieber meiner laienhaften, philosophisch oder sprachphilosophisch vielleicht nicht einwandfreien Ausdrucksweise.

fremdartig vorkommt. Sehr schwierig wird aber die Entscheidung bei den Riesenkomposita des klassischen Sanskrit sein.

Zur Gruppe der Wesenwörter gehören unter anderem unsere sämtlichen sogen. substantivischen Pronomina wie *ich, wer?* usw., da sie Subjekt zu einem Tätigkeitswort sein können.

7. Von den Wesenwörtern sind die Sachwörter zu unterscheiden, obwohl beiden in den Gegebenheiten der Umwelt ungefähr dasselbe oder ganz dasselbe entsprechen könnte. Der Unterschied liegt darin, daß sie nie Subjekt zu einem Tätigkeitswort sind, sondern das Werkzeug bei einem Vorgang ausdrücken.

Ich will das klarmachen am Russischen, das in seiner Entwicklung mehr und mehr auf eine Scheidung von Wesenwörtern und Sachwörtern hindrängt. Schon oben 4 habe ich den russischen Satz zitiert *vêtrom otnosit golos* 'mit dem Wind trägt es die Stimme fort'; wir würden sagen *der Wind trägt die Stimme fort.* Im Russischen dürfte man sich auch so ausdrücken: *vêter otnosit golos.* Indem der Instrumental und das Impersonale gebraucht werden, fehlt das Charakteristikum des Wesenwortes. Pedersen hat KZ 40, 136 geglaubt, daß in dieser Ausdrucksweise ein uralter Typus stecke. Durch Schwyzer RhM 76, 433 fg. ist das sehr wahrscheinlich gemacht worden. Jedenfalls kennen aber die andern slavischen Sprachen diese Ausdrucksweise mit einem Akkusativobjekt so gut wie nicht. Jagić erwähnt Wien. Denkschriften 46, 5, 20 nur noch einen einzigen Fall aus dem Polnischen.

Das Russische weicht also hier von den übrigen Slavinen ab. Und das geschieht auch in andern Fällen, die ebenfalls einen Unterschied zwischen Wesenwort und Sachwort spiegeln. Das Russische hat da Spracherscheinungen, die an sich in den slavischen Sprachen vorliegen, nach dieser Richtung weiter entwickelt.

Der zweite Fall zeigt sich in der Verwendung des Genetivs statt des Akkusativs bei lebenden Wesen. Um den Gleichklang mit dem Nominativ zu meiden, hat man sich mehr und mehr des Genetivs bedient. Das Russische hat nur noch den Akk. Sing. Fem. der *a*-Deklination belassen, der formell vom Nominativ geschieden ist. Nun beachte man, daß der Akkusativ mit zum Wesen des Tätigkeitswertes gehört (vgl. 10). Die Aufgabe des Akkusativs bei den Ausdrücken für belebte Wesen führt also wie der zuerst genannte Punkt auch zu einer Scheidung von Wesenwörtern und Sachwörtern.

Vielleicht darf man daran noch zwei weitere Erscheinungen anknüpfen. Der Russe bedarf der Kopula nicht, z. B. *Moskva gorod* 'Moskau [ist] eine Stadt'. Im Altrussischen hätte man wohl noch

jest' 'ist' hinzugefügt. Indem man unter finnischem Einfluß, wie Gauthiot gezeigt hat, die Kopula wegließ, beseitigte man das Kennzeichen des Wesenworts.

Noch in einem vierten Pnnkt entfernt sich das Russische von den andern slavischen Sprachen, was das Tätigkeitswort anlangt. Mehr oder weniger ist in allen Slavinen als Präteritum das *l*-Partizip aufgekommen. Aber nur das Russische hat auch hier die Kopula radikal beseitigt. Man darf einen Ausdruck wie *ja byl* 'ich war' nicht als einen Satz mit Tätigkeitswort auffassen; *byl* ist vielmehr Zustandswort (vgl. oben 5) und heißt zunächst 'gewesen', also 'ich gewesen', wobei eine Partizipialform zur Verwendung kommt, die attributiv nicht brauchbar ist. Wie in dem dritten Fall ist auch hier die Weglassung der Kopula ein Schritt dazu, das Tätigkeitswort zu meiden und damit das Wesenwort zu beschränken.

Im Russischen wird also auf zwei verschiedenen Wegen dem Substantivum zur Bezeichnung einer leblosen Sache die Eigenart des Wesenwortes, die dahin nicht paßt, genommen: 1) durch Sonderung der Bezeichnungen für Wesen und Sache, 2) durch Aufgabe des Tätigkeitswortes. Die zwei Wege führen nicht in dieselbe Richtung. Der erste Weg führt dahin, daß das Russische Sachwörter neben den Wesenwörtern bekommt, der zweite dahin, daß Dingwörter (s. unten 8) an die Stelle von Wesenwörtern treten. Es wird zu untersuchen sein, ob in allen vier Fällen finnischer Einfluß bei der Erhaltung oder Ausdehnung dahinter steckt, vgl. Lewy ZslPh 2, 415 fg. und Bubrich ZslPh 3, 478 fg.

Das dem Vorgangswort sich nähernde russische Impersonale hat das logische Subjekt im Instrumental bei sich. Falls man diesen Instrumental in der Übersetzung mit 'durch' richtig wiedergibt, ist er ein Instrumental des Mittels oder Werkzeugs. Mittel oder Werkzeug kann nur eine Sache sein. Dadurch ist meine Bezeichnung Sachwort hervorgerufen. Falls aber das logische Subjekt durch einen Ablativ gedeckt wird, läßt sich das zum Vorgangswort gehörige Substantiv in der Art nicht von der des Subjekts eines Zustandsworts trennen. Hier bedarf es noch genauer Nachprüfung.

8. Das, was unsern Wesenwörtern in anderen Sprachen entspricht, wird man vielfach weder als Wesenwörter noch als Sachwörter fassen dürfen. Das ist der Fall in solchen Sprachen, in denen der verbale Ausdruck stets Zustandswort ist. Das Sachwort ist ja an das Vorgangswort geknüpft wie das Wesenwort an das Tätigkeitswort. In einem Zustand kann sich ebensowohl ein

Wesen wie eine Sache befinden. Zu dem Zustandswort als Verbum gehört demnach als Substantivum eine Wortart, die im Satz weder das Wesen noch die Sache hervorkehrt. Wir haben keine einwandfreie Bezeichnung, die Wesen und Sache umspannt; gelegentlich wird wohl dafür Ding gesagt. So will ich diese Art von Substantiven Dingwörter nennen. Im Gegensatz zum Sachwort ist auch das Dingwort zum Subjekt geeignet, aber nur zum Subjekt des Zustandswortes. Welche Sprachen Zustandswörter und Dingwörter haben, wird noch zu untersuchen sein.

9. Die Tätigkeit, der Vorgang, der Zustand können auch als eine Zugehörigkeit aufgefaßt werden. Also statt 'ich tue': 'mein Tun', statt 'der Mann geht': 'des Mannes Gehen'. Dabei wird der verbale Ausdruck gar nicht von dem substantivischen geschieden; z. B. von 'mein Haus'. Aber auch da besteht eine gewisse Zweiteilung. Die Wörter, die in der Übersetzung durch 'Tun', 'Gehen', 'Haus' wiedergegeben sind, könnte man als Besitzwörter, die, welche unserem 'mein', 'des Mannes' entsprechen, als Besitzerwörter bezeichnen. Die Benennung wäre aber nicht sachgemäß, weil ein Besitz nur einem Wesen zukommt, hier aber nur ein Zugehören vorliegt, das man auch von einer Sache aussagen kann. Mir scheint für beide Teile, zumal sie unter gewissen Umständen von Satz zu Satz die Rollen tauschen können, die eine Bezeichnung Zugehörigkeitswörter zu genügen. Die Zugehörigkeit durchzieht das System vieler Sprachen. Inwieweit es irgendwo in aller Schärfe heraustritt, vermag ich nicht zu beurteilen.

10. Ich fasse noch einmal zusammen. Wir sahen, daß Tätigkeitswort: Wesenwort, Vorgangswort: Sachwort, Zustandswort: Dingwort zusammengehören und daß es außerdem statt dieser Paare auch die Zugehörigkeitswörter gibt. In den bisher beschriebenen Weisen war es ja so: 1) Die im Verbum ausgedrückte Gegebenheit ist aufgefaßt als eine Tätigkeit, die von einem Handelnden (Subjekt) ausgeht und die vielfach auf ein Ziel (Akkusativobjekt) gerichtet ist. Wie das Akkusativobjekt des Indogermanischen aufs engste auch mit der Bezeichnung des örtlichen Ziels zusammenhängt, kann hier nicht ausgeführt werden. Wenn ich z. B. einen vor mir liegenden Gegenstand, etwa ein Bild, betrachte, so ist das Bild das Ziel meiner Tätigkeit. Im Deutschen drücken wir das also ganz sachgemäß so aus, daß das Betrachten als eine von dem 'Ich' ausgehende Tätigkeit hingestellt ist, die das Ziel, das Bild, voll umfaßt. 2) Im Vorgangswort ist eine andre Auffassung gegeben. Das Betrachten wird als ein Vorgang ausge-

drückt, der keinen Handelnden als Urheber erkennen läßt, der sich aber durch das 'Ich' wie durch eine Sache oder von dem 'Ich' aus verbreitet. Der Vorgang vollzieht bei jemand, an jemand oder etwas usw. Ein Akkusativ ist also beim Vorgangswort nicht zu Hause. Wir können diese Vorgangsausdrucksweise im Deutschen nur unvollkommen nachahmen, etwa: *durch mich* oder *von mir aus Betrachten an dem Bild*. 3) Die Tätigkeit des Betrachtens kann auch als Zustand erscheinen. Der Zustand wird auf ein Wesen oder eine Sache bezogen, die sich in dem Zustand befinden. Das führt sprachlich zum Nominativ. Der Zustand des Jemand oder des Etwas kann bei einem Ding, in ihm usw. stattfinden; deutsch etwa: *ich [bin] liegend im Bett*. Auch eine Tätigkeit kann dem Sprechenden als Zustand erscheinen, und das Ziel, auf das die Tätigkeit des Handelnden gerichtet ist, als das Ding, bei dem, an dem usw. der Zustand stattfindet, also im Deutschen etwa: *ich [bin] betrachtend an dem Bild*. Ein Akkusativobjekt kommt auch hier an sich gar nicht in Frage. Wird trotzdem zum Zustandswort ein Akkusativobjekt gesetzt, dann hat das Zustandswort bereits seine eigenen Grenzen überschritten und sich dem Tätigkeitswort genähert. 4) Die Tätigkeit des Betrachtens kann auch unter dem Gesichtspunkte der Zugehörigkeit zu dem Ich aufgefaßt werden: 'Mein Betrachten des Bildes'. Ein Akkusativobjekt kommt wiederum nicht in Betracht.

Nun gibt es aber unter den nichtindogermanischen Sprachen solche, in denen sich keine von den genannten Wortarten deutlich greifen läßt. Alle diese Wortarten setzen ja enge Beziehungen der Wörter im Satz voraus. Wieso aber hätte der Mensch es nötig, sich Beziehungen der Dinge und Geschehnisse der Umwelt zu denken, die er dann sprachlich ausdrückt! Er braucht die vorgeführten Beziehungen nicht zu berücksichtigen und kann daher die Wörter des Satzes auch ohne Beziehungen untereinander lassen. Er kann also in einem Satz die eigene Person, das Betrachten und das Bild erwähnen, ohne daß sprachlich auch nur andeutungsweise Beziehungen der Wörter untereinander ausgedrückt sind.

Im Chinesischen, das bekanntlich ein Repräsentant der sog. isolierenden Sprachen ist, spielt die Wortstellung ebenso wie die Tonhöhe eine Rolle. Der Sinn des Satzes wird durch diese Mittel sehr häufig festgelegt. Aber ich kann weder Misteli (z. B. Charakt. 169) zugeben, daß man im Chinesischen von Subjekt sprechen darf, noch gar Finck, daß im Chinesischen der Typus der Tatverben gilt (Haupttypus 14). Mir scheinen beide die Dinge durch die indogermanische Brille anzusehen. Ein Angehöriger einer

anders gearteten Sprache könnte gerade so gut behaupten wollen, daß im Chinesischen der Typus der Vorgangswörter herrscht, oder ein dritter könnte lauter Zustandswörter im sog. chinesischen Verbum sehen und ein vierter Zugehörigkeitswörter. Aus der Wortstellung, dem Ton, dem ganzen Sinne kann man wohl im Chinesischen entnehmen, daß ein Wort in einem bestimmten Satz für ein Wesen der Umwelt, ein anderes für eine Tätigkeit der Umwelt steht usw. Aber damit ist weder das eine zum Wesenwort noch das andre zum Tätigkeitswort gestempelt. Letztere sind erst dann anzuerkennen, wenn eine Tätigkeit von einem Subjekt im Satze ausgesagt ist. Und gerade das ist nicht der Fall. Fincks Mustersatz S. 15 'der Vater informiert den Schüler' heißt wenn ich für 'Vater verwandt' und für 'lernen geboren' unser 'Vater' und 'Schüler' einsetze, nur: 'Vater informieren Sohn'. Damit ist ganz und gar nicht gesagt, daß dies sprachlich heißt 'der Vater informiert den Sohn' noch 'durch den Vater informieren bei dem Sohn' noch 'Vater informierend bei dem Sohn' oder 'des Vaters Informieren bei dem Sohn'. Es heißt keins von den vieren; sondern es heißt nur 'Vater informieren Sohn'. Welche grammatische Beziehung obwaltet, ist nicht ausgedrückt, und zwar deswegen, weil keine da ist. Die Beziehung ist offen gelassen. Wer Werturteile für Sprachenerscheinungen liebt (ich lehne sie ab) könnte sagen: das ist ein Manko. Man könnte umgekehrt auch sagen: das ist ein Vorzug. Denn wenn für die drei Verschiedenheiten der Umwelt: Tätigkeit, Vorgang, Zustand in anderen Sprachen nur eine Art des verbalen Ausdrucks vorhanden ist, wird nur das eine Drittel sachgemäß gedeckt. Und daß der Zugehörigkeitsausdruck den Gegebenheiten der Umwelt besonders gerecht würde, läßt sich auch nicht behaupten. So ist also das Chinesische, insoweit es die syntaktischen Beziehungen der Wörter untereinander überhaupt nicht hervortreten läßt, immer sachgemäß. Aber im Gegensatz zu den Sprachen mit den Zugehörigkeitswörtern unterscheidet das Chinesische durch Ton und Stellung gelegentlich Sache und Tätigkeit. Gleichwohl sind die Wörter nicht wie bei uns in grammatische Beziehung gesetzt. So haben also diese chinesischen Wörter nur eine Sachbedeutung, keine Beziehungsbedeutung; sie benennen nur ein Objekt der Umwelt oder der Gedankenwelt. Ich möchte sie daher Benennungswörter taufen. Andre haben dafür wohl schon den Ausdruck Begriffswort gebraucht. Ich meide ihn lieber, weil Begriff ein zu stark belastetes Wort ist.

11. Es mag sein, daß allerlei Sprachen noch andre Auf-

fassungen nötig machen. Ich habe den Eindruck, daß bei vielen die verschiedenen bereits berührten Wortarten durcheinanderlaufen, daß sie Übergänge von einem System des nominalen und verbalen Ausdrucks in das andere zeigen. Diesen Sprachen ist am schwersten beizukommen. Häufig spielt in ihnen ein Kasus eine Rolle, der außerhalb der Konstruktion des Satzes steht. Es fragt sich nun, ob dieser Absolutivus die Fortsetzung von einem Benennungswort ist oder ob man es mit einem Anakoluth zu tun hat oder wie sonst dieses eigentümliche Verhältnis erklärlich wird. Wenn ein Anakoluth vorliegt, wird von Hause aus leicht eine kleine Pause dahinter gewesen sein. Spezialisten hätten festzustellen, ob hinter einem Absolutivus eine kleine Sprechpause vorhanden oder geschwunden ist.

Von den Sprachen mit einem Absolutivus greife ich das Grönländische heraus. Es ist eine Sprache ohne Akkusativ. Finck hat den grönländischen Verbalausdruck zu den Empfindungsverben gestellt, die ich als Vorgangswörter bezeichne. Ich erlaube mir kein abschließendes Urteil darüber, ob teilweise so etwas wie ein Vorgangswort vorliegt, etwa da, wo bei uns ein transitives Verb steht. Ich glaube es nicht. Fincks Übersetzung ist jedenfalls unrichtig, wenn er dabei unser deutsches Subjekt im Grönländischen als Dativ (S. 39) auftreten läßt, wie mir Thalbitzer bestätigt hat. Diese Formen scheinen vielmehr einem Genetiv in der Bedeutung nahe zu stehen, die Form lautet gleich der adnominalen für unseren possessiven Genetiv. Da, wo wir in der dritten Person ein absolutes Verbum (also ohne Objekt) verwenden, gebraucht der Grönländer für unseren Nominativ seinen Absolutivus und für unser Verbum finitum eine Form, die einem Partizipium nicht unähnlich ist. So ist das regelmäßig; diese Ausdrucksweise ist also nicht die Ausnahme, wie Finck sagt. Gleichgültig, ob sich der Ausdruck auf eine Tätigkeit z. B. gehen, einen Vorgang, z. B. sterben, oder einen Zustand, z. B. liegen, bezieht, benutzt der Grönländer hier seine partizipähnliche Form. Das wäre also so etwas wie ein Zustandswort. Der dazu gehörige Absolutivus wirkt fast wie ein Nominativ als Subjekt. Was aber die Auffassung als Vorgangswort in dem einen Fall, als Zustandswort in dem andern fast verhindert, ist das Zusammenwirken von Absolutivus und Possessiva, die auf den Absolutivus und den Genetiv bezogen sind; Finck übersetzt z. B. S. 40 'dem Hund Frau Erscheinung deren dessen' = 'der Hund sieht die Frau'. Ich würde lieber übersetzen 'des Hundes Frau (Absol.) Sehung deren (der Frau) seine (des Hundes)'. Damit kommen wir in das Gebiet der Zugehörigkeitswörter. Der

Satz ist stärker auseinandergerissen, und trotzdem macht das auf den Absolutivus bezogene Possessivum fast den Eindruck einer Beziehung auf das Subjekt gleich dem *-t* in *canis feminam videt*.

Überhaupt kommt an verschiedenen Stellen des grönländischen Verbums eine Annäherung an unser Tätigkeitswort zum Durchbruch.

So, wenn das Pronomen für 'sein', der Laut *a* durch alle Formen hindurchgeführt ist und die ehemaligen Beziehungen verschoben scheinen. Die Übersetzungen bei Finck sind, glaube ich, nicht einmal etymologisch richtig; sie geben aber unmöglich das wieder, was der Grönländer fühlt. Es ist, meine ich, ausgeschlossen, daß er 'ich höre sie' ausdrückt durch ein 'Ertönen-derselben-meine' (S. 37) mit dem Plural 'meine', und 'du hörst mich' durch 'Ertönen dessen-deinem-meinem'. Für mein Sprachgefühl wäre es verständlicher, wenn man übersetzte: 'Hörungen deren meine' und mit Fortlassen des analogischen 'dessen': 'Hörung deiner meine'. Wie mir Thalbitzer mitteilt, heißt 'ich höre sie' im Grönländischen überhaupt nicht *tusarpaka*, sondern *tusarpakka* (ich verzichte auf genauere phonetische Schreibung der Laute). Es steckt also in der Form gar nicht *a* 'sein', sondern *kk* ist nach Thalbitzer aus *tk* assimiliert, und man hat ohne weiteres *-at-ka* 'deren meine' zu verstehen. Übrigens darf man auch nicht übersehen, daß besondere Passivformen vorhanden sind. Vielleicht fühlt der Grönländer in einem Teil seiner verbalen Ausdrücke bereits so etwas wie wir in unseren transitiven Tätigkeitswörtern mit Objekten, aber über den Umweg eines Zugehörigkeitswortes. Seine Formen dieser Art sind mit Hülfe der Analogie so umgeschaffen, wie sie jetzt sind, und können durch etymologische Übersetzungen wohl dem historischen Verständnis, nicht aber der Erkenntnis des Wesens nahe gebracht werden. Hier muß uns ein Fachmann erst noch gründlicher belehren.

Auch das Baskische hat nur intransitive Ausdrucksweise. Aber sein Verbum ist von anderer Art als das grönländische. Ich stimme Schuchardt bei, daß es (in dem üblichen Sinn, nicht in dem von IF 18, 528 fg.) passivisch ist, soweit es unserem transitiven Verbum entspricht; zum großen Teil auch gegenüber unserem intransitiv-absoluten Verbum. Es besteht aber ein Unterschied im Vergleich zum Grönländischen, insofern ein Subjekt vorhanden ist, also ein Nominativ, nicht ein Absolutiv, und insofern die unserem Akkusativobjekt entsprechende Form *(-k)* von der des possessiven Genetivs getrennt ist und ablativischen Sinn hat. Wenn Schuchardt für diesen Kasus auch instrumentale Bedeutung zuläßt (Anzeiger

Wien. Akad. 1925, 82), so beachtet er nicht, daß für den Instrumental des Mittels ein besonderes Suffix mit *-z* vorhanden ist. Allerdings berühren sich Instrumental und Ablativ in ihren Gebrauchsweisen. Aber wenn man bedenkt, daß das in Rede stehende Ablativsuffix beim Passivum mit *-k* gebildet ist und daß daneben ein anderes Ablativsuffix auf *-ik* (mit allerlei Bedeutungsentwickelungen, vgl. Schuchardt, Primitiae linguae Vasconum, Anm. 26) steht, wird man nicht leicht an der ablativischen Auffassung für unser Akkusativobjekt zweifeln dürfen. Demnach ist das baskische Verbum ein Zustandswort. Das kommt in den vielfachen Auseinandersetzungen Schuchardts nicht recht zum Ausdruck. Ein Zustandswort würde auch vorliegen, wenn man z. B. *nindadükan* 'ich wurde gehalten' mit Schuchardt, Wien. Denkschr. 42, 3, 5 in *ni-n-da-düka-n* 'ich war er gehalten wird welcher' auflöst. Inwieweit hinter dem Zustandswort des Baskischen von früherher ein Zugehörigkeitswort stecken kann, will ich nicht erörtern.

Ein Zustandswort soll das Verbum z. B. auch im Finnisch-Ugrischen sein. Aber es nimmt bereits einen Akkusativ als Objekt zu sich und nähert sich darum dem Tätigkeitswort. Andrerseits erinnert es mit seinen verbalen Possessivsuffixen an Zugehörigkeitsausdrücke. Ähnlich ist es im Türkischen, das ebenfalls ein Akkusativobjekt kennt. Finck erwähnt diesen Gebrauch Haupttypus 74 fg. nicht und charakterisiert das türkische Verbum überhaupt widerspruchsvoll, da er S. 80 ein Subjekt zugibt und S. 79 ableugnet.

Berufene Fachmänner sollten sich zu diesen Fragen eingehend äußern. Ich habe geschwankt, ob ich in meinen kurzen orientierenden Aufsatz überhaupt Bemerkungen über nichtindogermanische Sprachen aufnehmen sollte, da ich dabei zu sehr Gefahr laufe, Falsches zu sagen. Ich hoffe aber doch mit meiner kurzen Kritik am einfachsten den Anstoß für Fachleute zu geben, diese Probleme wieder einmal aufzunehmen und die fremden Sprachformen durch Gegenüberstellung etymologischer und wörtlicher Übersetzungen zu charakterisieren.

12. Den Wesen und Sachen der Umwelt haftet oft eine Eigenheit an. Die Sprachen tragen dem Rechnung, wenn sie durch ihre Ausdrucksweise den Wesen und Sachen oder dem, was sie als Wesen usw. ausgeben, eine Eigenheit beilegen. Das geschieht z. B. wenn man sagt: *das siegreiche Heer* oder *das Heer war siegreich*. Hier haben wir es mit einem Eigenheitswort zu tun. Dieselbe Wortart haben wir in lat. *victor* in dem Satz *exercitus victor prae-*

miis donatus est. Dagegen, wenn man sagt *exercitus, victor, praemiis donatus est* oder *exercitus Romanorum victor fuit*, ist *victor* Wesenwort. Warum? Jede Schulgrammatik fällt da die richtige Entscheidung, nur ohne die Gründe anzugeben. Die Unterschiede sind in der Tat sehr fein, aber sie sind da. Worin bestehen sie? Wenn ich *victor* mit einer Pause hinter *exercitus* als Apposition spreche, habe ich ebenso wie in dem letzten Satz nicht in derselben Weise die Eigenheit der Sieghaftigkeit zum Ausdruck gebracht wie in dem ersten Satz, sondern ich habe *victor* als etwas Wesenhaftes bezeichnet. In *exercitus victor* will man sagen, daß das Heer mit der Eigenheit des Siegreichen behaftet ist, daß das Siegreiche dem Heer innewohnt. Auf das Behaftetsein kommt es an. In dem Satz *exercitus Romanorum victor fuit* läßt das Sprachgefühl dieses Behaftetsein nicht recht aufkommen, wohl weil ein lateinisches Wort auf *-or* überhaupt normalerweise gar kein Eigenheitswort ist, sondern Wesenwort. Jedes lateinische Wesenwort hat ja vor dem Eigenheitswort etwas voraus, es besitzt ausnahmslos eigenes grammatisches Geschlecht. Daran ändert die Tatsache nichts, daß es ein Femininum *victrix* gibt; ja daß der Dichter sogar ein Neutrum wagen darf, wie Vergil Aen. 3, 54 *victriciaque arma*, oder daß man sagen muß, sobald ein Substantivum mobile ins Spiel kommt, z. B. *Athenae omnium doctrinarum inventrices fuerunt.* Sowie man noch ein Eigenheitswort zu *inventrices* hinzusetzt, zeigt sich sofort der Eigenbesitz des grammatischen Geschlechts an *inventrices: Athenae doctrinarum illustrissimae inventrices fuerunt.* Ein Eigenheitswort dagegen hat nie eigenes grammatisches Geschlecht. Die Sieghaftigkeit ist zweifellos an sich eine Eigenheit. Aber eine Sprache braucht die Eigenheit nicht als Eigenheit hinzustellen; *exercitus Romanorum victor fuit* enthält ebenso wie *das römische Heer war Sieger* keine Eigenheitsangabe: *victor, Sieger* sind Nomina agentis, sind Wesenwörter. Will man die Eigenheit zum Ausdruck bringen, dann muß man sagen *exercitus Romanorum victoriosus fuit, das römishe Heer war siegreich.*

Genau wie das Wesenwort und das Tätigkeitswort usw. über ihre sachliche Sphäre, das Wesen und die Tätigkeit usw., hinausgreifen, ist das auch bei dem Eigenheitswort der Fall. Daß eine Quantität behandelt wird wie eine Qualität, versteht man ohne weiteres. Der Ausdruck Eigenheit paßt für die Quantität besser als Eigenschaft. Daß auch die Ordnung *(der zweite Sohn)*, die Zahl *(zwei Söhne)*, der Ort *(die hiesigen Zeitungen)*, die Zeit *(die heutigen Nachrichten)* in die Bezeichnung der Eigenheiten eines Wesens oder

einer Sache einbegriffen werden, liegt ein wenig ferner, ist aber ebenfalls verständlich.

Es kommt ja bei den Wortarten immer nur darauf an, wie die Sprache etwas auffaßt. Genetiv und Adjektiv liegen einander sehr nahe. Es wäre aber falsch, den Genetiv aus der Klasse der Wesenwörter usw. auszuschalten und ihn in dieselbe Klasse zu setzen wie die Adjektiva, was z. B. Schuchardt (Sitzungsber. Wien. Akad. 1925, 4, 9) in gewissem Sinn tut. Allerdings können Genetiv und Adjektiv eine Eigenheit eines Etwas der Umwelt reflektieren; aber sie tun das auf verschiedene Weise und nur das Adjektiv als Eigenheitswort. *Das Haus des Vaters* kennzeichnet das Haus in andrer Weise als *das väterliche Haus: des Vaters* gibt den Besitz an, die Zugehörigkeit, die einem Wesen oder einer Sache zukommt, dagegen *väterliche* läßt diesen Besitz, diese Zugehörigkeit als eine Eigenheit erscheinen. Wie eng sich beides berührt, zeigt die Geschichte des Genetivs der Personalpronomina und die der Possessiva in den indogermanischen Sprachen. Ist die Entstehung des Possessivs ein Beispiel für die Entstehung eines Adjektivs aus einem Genetiv, so zeigt im Lateinischen die Genetivbildung auf *-ī* von adjektivischen und substantivischen *o*-Stämmen die Möglichkeit des umgekehrten Weges auf. Darum gehören aber die beiderseitigen Ausdrücke noch nicht derselben Wortklasse an. Etwas, was eben doch nur ein Kennzeichen des indogermanischen Substantivs ist, das eigene grammatische Geschlecht, gehört wohl zu dem Genetiv *des Vaters*, nicht zu dem Adjektiv *väterliche*. Der Genetiv verträgt den Zusatz eines flektierten Adjektivs, das Adjektiv, das gewöhnlich nur den eines Adjektadverbs erlaubt, zumeist nicht. Weiter zeigt sich der Unterschied zwischen Adjektiv und Genetiv auch darin, daß das Adjektiv selber ebenfalls einen Genetiv bilden kann. In der Verbindung *das Schicksal alter Leute* kann man sich unmöglich *Leute* als eine Eigenheit von *Schicksal* ausgedrückt denken, der dann ihrerseits weiter die Eigenheit *alter* zukäme. Die Eigenheit des 'Alten' kommt den 'Leuten' selber zu, aber nicht dem 'Leutischen' wenn ich mich so ausdrücken darf, um den Genetiv 'Leute' als Eigenheit zu fassen. Die Sache liegt anders in der Verbindung *ganz alte Leute*, wo *ganz* eine Eigenheit der Eigenheit 'alt' ausdrückt, und auch anders in der Ilias *E* 741 *Γοργείη κεφαλὴ δεινοῖο πελώρου*.

Die Übergänge aus der Wortart des Wesenworts in die des Eigenheitsworts und umgekehrt gibt es allenthalben, z. B. im Prädikatsnomen. Porzig hat Streitbergfestschrift 148 daraus gemacht, daß ein artikelloses Prädikatssubstantivum Adjektivcharakter habe: *er war König*. So ist das sicher unrichtig. Wohl aber gehört Artikel-

losigkeit dazu, um das Substantiv ins Adjektiv überzuführen: *es ist schade*, wofür man mit Steigerung sagen kann: *es ist sehr schade*; das Substantiv verlangte: *es ist großer Schade*. Aber attributiv läßt sich *schade* noch nicht verwenden. *König* in *er ist König* ist von der Umbildung wie bei *schade* weit entfernt, es verträgt den Zusatz eines Adjektivs: *er ist alleiniger König*. *König* drückt hier nicht eine Eigenheit des im Subjekt genannten Wesens aus, sondern erklärt dieses zuerst mit *er* genannte Wesen mit Hülfe der Kopula als ein Wesen bestimmter Art.

Daß der Sprechende solche Unterschiede vielfach fühlt, ergibt gelegentlich die Verschiedenheit der Formenbildung: so unterscheidet das Lateinische im Ablativ *sapiente* als Partizip und Substantiv von dem Adjektiv *sapienti*.

Nun gibt es eine interessante Schwierigkeit. Eine Eigenheit braucht in der Umwelt gar nicht immer einem Wesen oder einer Sache anzugehören: 'die Lampe ist hell'; sie kann auch einer Tätigkeit: 'die Lampe beleuchtet mein Zimmer hell', einem Vorgang: 'es blitzt hell auf', einem Zustand oder einer Eigenheit: 'das Zimmer ist hell erleuchtet' zukommen. Wenn die Sprache die Eigenheit der Helligkeit so wie in den eben genannten letzten drei Sätzen ausdrückt, verwendet sie da eine andere Wortart als in dem ersten Satz, wo die Eigenheit einer Sache (Lampe) als Wesen zugeschrieben wird? Ich möchte hier nicht gerne von zwei verschiedenen Wortarten sprechen. Ich gebrauche ja auch den Ausdruck Eigenheitswort, nicht Eigenschaftswort, und tue das mit deswegen, weil man unter letzterem das versteht, was man sonst Adjektiv nennt. Ich möchte also die sogenannten Adjektivadverbia mit den Adjektiven in einer Klasse vereinigen und nenne sie beide Eigenheitswörter.

Gleichwohl kann ich Otto, Grundlegung 89 fg. nicht beipflichten, wenn er sagt, daß engl. *enough* in der Verbindung *money enough* weder zur Klasse der Adjektiva noch zu der der Adverbia gehöre. Wenn man einmal die übliche Scheidung zwischen Adjektiv und Adverb vornimmt, kann es wohl so sein, daß man in diesem Fall nicht zu entscheiden vermag, in welche von beiden Klassen man *enough* setzen soll: es paßt in beide. Aber gewissermaßen zu sagen, daß es außerhalb der Wortklassen stehe — falls ich Otto richtig verstanden habe — scheint mir grundsätzlich verkehrt zu sein. In einem System der Wortklassen müssen alle Wörter der Welt ihr Fach haben. Und wenn ein Wort nirgends unterzubringen ist, dann fehlt noch ein Fach.

Es ist nun nicht uninteressant zu beobachten, was denn die sog. Adjektivadverbien wie *schnell*, *pulchre* im Deutschen oder Latei-

nischen etymologisch darstellen. Sie werden oft als ein Ablativ bzw. als ein Instrumental aufgefaßt: ahd. *snello* soll von Hause bedeutet haben: 'infolge von Schnellem', lat. *pulchre* 'infolge von Schönem', bzw. 'mit Schönem' ('auf schöne Weise') m. a. W. das Adjektivadverb ist in beiden Sprachen gar nicht von einem sog. Eigenschaftswort gebildet, sondern von einem substantivierten Adjektiv, also von einem Wesenwort. Das können wir uns an nichts besser klar machen als an der Adverbialform des deutschen Adjektivs, z. B. *am schönsten*. Hier spielt auch das Substantiv (Wesenwort) *das Schönste* hinein. Und bezeichnenderweise wird diese in die Wortklassen schwer einreihbare Verbindung auch noch an Stelle des Adjektivs im Prädikat gebraucht: *Klaras Kleid war am schönsten*. Mir scheint *am schönsten* ebenfalls ein Eigenheitswort zu sein, und zwar in der Gestalt eines Gliederworts. Das prädikative *das schönste (Klaras Kleid war das schönste)* unterscheidet sich von *am schönsten* nicht, wie Lewy, Orient. Litztg 31, 99 meint, durch die Wortart, sondern nur durch eine andere Nüance derselben Wortart, wie ja auch *Verteidiger* und *Verteidigung* zu derselben Wortart gehören. So lange die Vorgänger der Formen *snello*, *pulchre* noch Kasusformen waren, konnten sie natürlich noch nicht als 'Adjektivadverbien' gefühlt werden. Im Urindogermanischen wird es Adjektivadverbien wohl nicht gegeben haben.

Der Ausgleich der Prädikatsform des Adjektivs und der Adverbialform des Adjektivs im Neuhochdeutschen wäre kaum zustande gekommen, wenn nicht auf beiden Seiten dieselbe Beziehungsbedeutung der Wortart vorläge. Darauf beruht ja auch die doppelte Verwendung des Superlativs *am besten*. Der Unterschied ruht nicht in der Bedeutung als vielmehr in der Verwendung. Um den Ausdruck einer Eigenheit handelt es sich auf jeden Fall. Will man aber Wortarten scheiden, je nachdem ob eine Eigenheit einem Wesen oder einer Tätigkeit zukommt, dann ist man auch gezwungen, z. B. für Verwendung des Adverbs *sehr* drei verschiedene Wortklassen aufzustellen, je nachdem, ob es vor einem Verb, einem Adjektiv oder einem Adverb steht.

Daß in den Sprachen oft ein Unterschied besteht zwischen den Formen des zu einem Wesenwort gehörigen Adjektivs und einem zu einem Tätigkeitswort gehörigen Adjektivadverb, beweist nichts für die Trennung in zwei Wortklassen. Die Kongruenz des Adjektivs ist ja psychologisch durch die Perseveration in ihrer Entstehung zu leicht begründet. Es gibt auch andre Wortklassen, die Beziehungen zu mehreren Wortarten haben wie die Präposition, vgl. unten 14. Daß Adjektiv und Adjektivadverb im Satz eine Eigen-

heit ausdrücken, ist nicht zu bestreiten. So müssen sie auch zusammen eine Wortklasse bilden: die der Eigenheitswörter.

Wie eng schließlich Adjektiv und Adjektivadverb zusammengehören, kann man an den Formen der Sprache selber schon sehen. Das sog. Adverb steht zum Teil auch beim Adjektivum, nicht nur so eines wie *sehr*, das nur etymologisch noch Adjektivadverb ist, sondern auch andre, die heute noch Adjektivadverbien sind, z. B. *ganz : ganz klein*. In der niederen Sprache heißt es z. B. *eine ganze kleine Frau;* ähnlich setzt man frz. *tout* ins Feminin, und andre Sprachen kennen Entsprechendes, worüber Fraenkel, MSL 19, 10 fg. gehandelt hat.

13. Bei weiterer Umschau stellen sich neue Schwierigkeiten ein. Einem *tertius cantus* mit Adjektiv entspricht ein *tertium cantavit* mit einem aus dem Adjektiv gebildeten Adverb, einem *tres cantus* entspricht beim Verbum *ter cantavit*. Ist dieses *ter* auch ein Eigenheitswort? Bei Wörtern wie *hiesig, heutig* machen wir in der Form einen bemerkenswerten Unterschied; die Adverbialform wird da nicht auf *-ig* gebildet: *er wohnt heute hier*. Die Adjektiva des Ortes und der Zeit lassen sich nicht einmal im Prädikat gebrauchen, nur der Volksmund erlaubt sich ein *er ist hiesig* für *er ist hier*. Natürlich: *hiesig, heutig* im Sinn von 'hier, heute vorhanden' sind ja erst die adjektivischen Ableitungen von den Adverben *hier, heute*. Diese Orts- und Zeitausdrücke sind in ihnen zu Eigenheitswörtern gestempelt. Aber geben denn an sich Orts- und Zeitausdrücke eine Eigenheit an?

Die Antwort darauf kann nur lauten: nein. Es ist darum eben doch häufig ein Wortunterschied zwischen Akjektiv und sog. Adverb. Wohl gibt das Adjektiv immer eine Eigenheit an, aber das sog. Adverb keineswegs immer: das nichtadjektivische Adverb bezeichnet einen Umstand, es ist also Umstandswort.

Welcher Unterschied besteht nun zwischen Eigenheit und Umstand? Die Eigenheit ist mit einem Wesen oder einer Sache, einer Tätigkeit usw. enger verbunden als ein Umstand mit einer Tätigkeit, einer Eigenheit usw. Eine Eigenheit haftet einem Ding an, sie gehört mit zu dem Ding, sie ist ein Teil von ihm. Der Umstand steht in einem lokereren Verhältnis zu einer Tätigkeit usw. Machen wir uns das an folgenden Beispielen klar: *gestern fand die Begrüßung der Gäste statt, es war ein stimmungsvoller Abend; auch heute verlief die Feier sehr würdig*. Das weniger enge Verhältnis des Umstands ('gestern') zu dem Vorgang ('fand statt') zeigt sich nicht etwa darin, daß der Umstand weniger wichtig ist oder daß er auch unerwähnt bleiben könnte. Unser Beispiel mit dem Gegensatz

gestern : heute zeigt ja gerade, daß die Erwähnung nötig ist. Die Eigenheit gehört mit zu dem Wesen einer Sache, einer Tätigkeit usw.; der Umstand dagegen ist nicht ein Stück der Tätigkeit usw., sondern mehr nur eine zufällige Verbindung. In der Sprache läßt sich das allerdings umgestalten, und zwar so, daß ein Umstand der Gegebenheiten der Umwelt zu einem Teil, einem Stück des Wesens einer Tätigkeit, eines Vorgangs usw. geprägt wird. Das kann z. B. in der Weise geschehen, daß sprachlich der Vorgang zum Wesen und der Umstand zur Eigenheit dieses im Satz so abgestempelten Wesens gemacht wird: *der heutige Verlauf der Feier war sehr würdig.*

Mit einem Wesen oder einer Sache ist ein Umstand nicht oft verbunden; wohl aber kann ein Wesenwort leicht mit einem Umstandswort verbunden sein; nämlich dann, wenn eine Tätigkeit, ein Vorgang usw. sprachlich zum Wesen erhoben werden: *die Feier heute verlief sehr würdig. Feier* ist ja nichts als ein sprachlich als Wesen angesehener Vorgang. Die Sprache kann es sich erlauben, mit diesem 'Wesen' wieder einen Vorgang *verlief* zu verknüpfen. Ich glaube, daß man *heute* in diesem Satz *(die Feier heute verlief sehr würdig)* ohne weiteres als Umstandswort ansprechen darf.

In anderen Fällen macht die Einreihung größere Schwierigkeiten; das ist z. B. im Altgriechischen bei ähnlichen Beispielen so. *Die Menschen heutzutage*, wie wir allenfalls sagen können, enthält in *heutzutage* doch wohl ein Umstandswort. Wie ist es aber mit *νῦν* in *οἱ νῦν ἄνθρωποι*? Ist das auch Umstandswort, oder ist der Umstand durch die Wortstellung zwischen Artikel und Substantiv sprachlich zur Eigenheit gestempelt, also *νῦν* ein Eigenheitswort wie in dem deutschen Beispiel *die heutigen Menschen?* Für beide Auffassungen lassen sich Gründe vorbringen. Ähnlich ist es mit *deinceps:* Caesar b. G. 5, 40, 4 *reliquis deinceps diebus.*

Und wie steht es, wenn man sagt: *die Menschen von heute?* Bleibt das Umstandswort in seiner Kategorie, wenn eine Präposition davor steht, oder tritt es dadurch in die Klasse unserer Wesenwörter über? Mir scheint ihr Charakter dadurch nicht verändert zu werden, so in: *nach vorne, von links, seit gestern, außer heute, für jetzt.* Ich will aber auf diese Ansicht keinen besonderen Wert legen; mein System wird nicht berührt, wenn jemand derartige Verbindungen anders einschätzt.

Was sprachlich zum Umstand gestempelt ist, läßt sich in der Umwelt oft teils örtlich teils zeitlich leicht als ein bei der Tätigkeit usw. waltender Umstand erkennen. Ich betone, daß auch für das Umstandswort der Zeit die Gegebenheiten der Umwelt die

Grundlage liefern können. Daß der eine etwas 'früher' tut, was der andere erst 'später' ausführt, kann man oft mit eigenen Augen sehen. Meist aber entzieht sich der zeitliche Umstand ganz den Sinneseindrücken und ist nur dem geistigen Auge sichtbar. So läßt sich auch *nicht* unter die Umstandswörter einreihen, da die Sprache das Nichteintreten einer erwarteten Tätigkeit, das Nichtvorhandensein einer Eigenheit usw., das man entweder mit seinen Sinnen oder mit seinen Gedanken erfaßt, als einen mit der Tätigkeit usw. verknüpften Umstand hinstellt. Mistelis Behauptung (Haupttypen 20 fg. 358): 'In der Natur gibt es kein Nein' ist entweder überhaupt unrichtig oder doch für die Einreihung der Negation gleichgültig.

Vielfach fällt das anschauliche Moment bei dem durch ein Umstandswort gedeckten Etwas ganz weg. Das ist der Fall bei den Umstandswörtern des Grundes. Die Sprache überträgt das örtliche *daher* auf die Schlußfolgerung, sie sieht die logische Folge wie eine örtliche Herkunft an. So gewinnt *daher* dieselbe Bedeutung wie das ganz ähnlich entstandene *darum* und das auf etwas anderem Weg seiner Anschaulichkeit entblößte *deshalb*. In solchen Fällen darf man schwanken, ob man noch von Umstandswörtern und nicht lieber von Bindewörtern sprechen soll. Hier eine feste Entscheidung zu geben, liegt nicht in dem Sinn meines Systems.

14. Wir haben noch eine letzte Klasse von Wörtern zu betrachten, die Gegebenheiten der Umwelt sprachlich umsetzt; das sind die Verhältniswörter. Diese drücken Verhältnisse aus, in denen die im Satz genannten Tätigkeiten und Wesen oder Sachen usw. der Umwelt untereinander stehen. Ich bitte das wohl zu beachten; die Verhältnisse, in denen die im Satz genannten Tätigkeiten und Wesen usw. der Umwelt zu einander stehen, nicht die Verhältnisse, in denen die im Satz stehenden Tätigkeitswörter und Wesenwörter usw. stehen. Die letzteren Verhältnisse werden durch die Bindewörter (15) und die Beziehungswörter (16) dargestellt. Die Verhältniswörter dagegen ruhen ebenso wie die bisher genannten Klassen zumeist auf den Gegebenheiten der Umwelt. Es ist notwendig, an dieser Stelle noch einmal besonders darauf hinzuweisen, daß die Verhältniswörter gleichwohl nicht in der Art Ottos Grundlegung S. 85, als durch die Beziehungen auf die Verhältnisse der Dinge und Geschehnisse usw. der Umwelt gekennzeichnet, hingestellt werden dürfen. Die Beziehungen auf diese Verhältnisse sind nur die Grundlage; zu Verhältniswörtern werden sie erst dadurch, daß der sprachliche Ausdruck jene Verhältnisse zwischen Gegebenheiten der Umwelt als zwischen den im Satz durch das Tätigkeits-

wort gekennzeichneten Tätigkeiten, bzw. Vorgängen, bzw. Zuständen oder den durch das Wesenwort gekennzeichneten Wesen oder Sachen und den durch das Umstandswort gekennzeichneten Umständen usw. obwaltend hinstellt: *er geht in die Stadt, der Weg in die Stadt, das an der Vorderseite weißgestrichene Haus, der Segen kommt von oben.*

Wollte ich einen Satz bilden wie *er sitzt Baum*, so wäre er vieldeutig: er würde nicht sagen, welches Verhältnis zwischen dem Sitzen der Umwelt und dem Baum der Umwelt gemeint ist. Mit Hülfe des Verhältnisworts läßt sich das in der Umwelt vorhandene örtliche Verhältnis im Satz genauer angeben: *er sitzt auf dem Baum, er sitzt unter dem Baum, er sitzt an dem Baum, er sitzt bei dem Baum, er sitzt in dem Baum.*

Die Verhältnisse können anschaulich in der Umwelt auch in der Zeit begründet sein, z. B. *er steigt gerade vor mir in den Zug.* Hier berühren sich das örtliche und zeitliche Verhältnis sehr nahe.

Genau so wie sich mir ein Gedankending in eine Sache verwandelt und ich von ihm ebenso mit einem Wesenwort rede wie von einer anderen Sache, z. B. *die Tapferkeit der Deutschen im Kriege machte auf alle Welt den größten Eindruck*, so kann ich auch ein Verhältnis in Gedanken zwischen einem Wesen, einem Gedankending und einer Tätigkeit usw. konstruieren und dies sprachlich durch ein Verhältniswort ausdrücken: *aus diesem Grunde bleibt er fern, er handelt dem Gesetz gemäß, wegen des schlechten Wetters unterblieb die Fahrt.* Wir haben also etwas Ähnliches wie bei den Umstandswörtern: die Übertragung des Örtlich-Zeitlichen auf das Geistige, das Kausale usw. Aber hier wird dadurch nicht in derselben Weise der Übertritt in eine andere Wortklasse nahegelegt. Ich rechne die Präpositionen bis auf die gleich zu besprechenden Fälle nach altem Herkommen sämtlich zu den Verhältniswörtern.

Die Ähnlichkeit mit den Umstandswörtern, die sich zunächst ganz äußerlich offenbarte, beruht auf tieferem Grund: die Verhältniswörter sind zumeist aus Umstandswörtern entstanden. *Er geht in das Haus* war einmal soviel wie 'er geht hinein Haus', wobei *Haus* den Sinn von 'in das Haus' hatte. Damals drückte *in* den Umstand aus, der mit dem Gehen verknüpft war. Allmählich ist das anders empfunden worden, sodaß *in* das Verhältnis ausdrückte, in dem das Haus der Umwelt zu dem Gehen der Umwelt gedacht ist. Dadurch ist *in* sprachlich aus der engeren Verbindung mit *geht* herausgerückt hinein in eine engere zu: *das Haus.* Und nun ist es so, daß *in* den Kasus regiert. Daß nicht das Verbum der Bewegung, sondern die Präposition den Kasus bedingt, sieht man

daran, nur nach *in*, *an* usw. auf die Frage wohin? der Akkusativ, dagegen hinter *zu* und *nach* der Dativ steht. Sehr schön findet man die Rektion der Präposition z. B. an arkadisch *ἐς* 'aus' bestätigt, das die Konstruktion von *ἐν* angenommen hat. Derartig ist es durchweg mit unseren Verhältniswörtern.

15. Alle bisherigen Wortklassen ruhten auf den Gegebenheiten der Umwelt. Und soweit die Umwelt selber die Gegebenheiten nicht lieferte, hatte sich doch der Sprechende etwas wie eine Gegebenheit zurechtgelegt eben kraft seiner oft berührten Fähigkeit, in der Sprache ein Etwas anders zu gestalten, als es der Wirklichkeit entspricht, die der naive, d. h. nicht wissenschaftlich-philosophische, Beobachter vor sich zu haben glaubt. Das ist anders bei den Bindewörtern und den Beziehungswörtern. Hier fehlen die Gegebenheiten der Umwelt als Grundlage entweder ganz oder doch so sehr, daß sie kaum in Betracht kommen. Eine Vermittlung von der Umwelt zu dem rein Gedanklichen ist natürlich vorhanden. Wir sahen ja wiederholt, daß die bisherigen Wortklassen rein Gedankliches in der Sprache zu Gegebenheiten umstempeln. Hier ist es so, daß die Gegebenheiten der Umwelt als Grundlage keine rechte Rolle mehr spielen. Bindeglieder zwischen beiden sind häufig zu finden, die Grenzen sind nicht scharf: wie immer bei den Wortarten. Ohnedem könnte ja gar nicht ein Wort in eine andre Wortklasse übergehen.

Ich behandle zuerst die Bindewörter. Machen wir uns ihr Wesen durch Gegenüberstellung von Wörtern mit Gegebenheitsgrundlagen klar! In einem Satz wie *Karl ging vorhin schnell zu Fritz* sind sechs Gegebenheiten der Umwelt bezeichnet, die ich alle mit meinem Auge beobachten kann. Es sind fünf verschiedenartige Gegebenheiten: 2 Wesen, 1 Tätigkeit, 1 Umstand, 1 Eigenheit, 1 Verhältnis. Die Bindewörter betrachten nicht eine Gegebenheit der Umwelt und stellen nicht etwas als solche hin, sondern sie drücken nur die zwischen Gegebenheiten gedachten Beziehungen aus, ohne selbst eine Gegebenheit zu meinen. In der Wortverbindung *eine kurze schwere Krankheit* ist *kurze* wie *schwere* als Ausdruck für eine Eigenheit gekennzeichnet. Die beiden Eigenheiten stehen für den Sprecher in einer gewissen Beziehung zueinander. In der Sprache kann ich diese Beziehung in der mir vorschwebenden logischen Bedeutung hinstellen. Ich kann sagen *eine kurze und schwere Krankheit* oder *eine kurze, aber schwere Krankheit*. Die zwei Wörter habe ich nur logisch miteinander verbunden, so darf man *und aber* mit Recht Bindewörter nennen. Die Binde-

wörter verknüpfen also zwei Satzteile gleicher Art (vgl. unten 16) oder zwei Sätze, um die dem Sprecher vorschwebenden logischen Beziehungen zwischen ihnen auszudrücken.

Jedes der Bindewörter hat seine Sachbedeutung wie seine Beziehungsbedeutung. Wie ein Wesenwort, ein Tätigkeitswort usw. ihre Sachbedeutung haben z. B. *Teil, teilen,* so hat auch das Bindewort *teils* seine Sachbedeutung: *er bezahlt teils bar teils mit Scheck.* Ich glaube nicht, daß man *teils* als Umstandswort fassen darf, ebenso wenig wie *bald: er bezahlt bald bar bald mit Scheck.* Nötigenfalls käme es mir aber wie bei jeder nicht zweifelsfreien Einreihung nicht darauf an, beide Beispiele preiszugeben. Unter allen Umständen sind Bindewörter anzuerkennen, wenn man sagt: *er bezahlt entweder bar oder mit Scheck, er bezahlt bar oder mit Scheck.* An diesen Beispielen läßt sich die Sachbedeutung der Bindewörter *teils, bald, entweder oder,* oder sehr gut nachfühlen. Genau so wie die Wörter *Teil, Stück* neben der gleichen Beziehungsbedeutung als Wesenwörter ihre verschiedenen Sachbedeutungen haben, so haben jene Bindewörtchen erst einmal die gleiche Beziehungsbedeutung, nämlich als Bindewörter, mit der Aufgabe gleichgeordnete Satzteile oder Sätze gliedernd zu verbinden, zweitens aber unterschiedliche Sachbedeutungen logischer Art. Das distributive Verhältnis kommt an jedem der Wörter verschieden zum Ausdruck: bei *teils — teils* wird Barzahlung als ein Teil der Zahlung der Scheckzahlung als anderer Zahlungsweise gegenübergestellt; bei *bald — bald* werden die zwei Zahlungsweisen zeitlich gegliedert; bei *entweder — oder* wird die Unterschiedlichkeit der Zahlweise betont; bei *oder* kommt eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber der Zahlweise zum Ausdruck.

Wie *entweder oder* usw. haben auch *aber, sondern* die Aufgabe, logisch gliedernd zu verbinden. Aber wie die Wesenwörter *Teil, Stück* unter sich eine ähnliche Sachbedeutung haben gegenüber z. B. *Löwe, Tiger,* so haben *teils, bald, entweder oder* auch eine ähnliche Sachbedeutung, die des Distributiven, und andrerseits wieder *aber, sondern* unter sich, nämlich die des Gegensatzes. Dabei besitzt wieder *aber* gegenüber *sondern* seine abweichende Sachbedeutung.

Am deutlichsten ergibt sich der vielleicht nicht leicht faßliche Unterschied zwischen Beziehungs- und Sachbedeutung der Bindewörter bei der Umwandlung in ein Wesenwort: *bald kann als Umstandswort und als Bindewort gebraucht werden, in besonderen Fällen wie in diesem Satz ist es Wesenwort.* Mit dem Subjekt *bald* spreche ich hier zugleich von dem Umstandswort und dem Bindewort; aber selber ist das Subjekt *bald* weder Umstandswort noch Bindewort,

sondern Wesenwort; denn hier gibt es nicht einen Umstand an, noch verbindet es Sätze oder gleichgeordnete Satzglieder, sondern es dient als Subjekt zu einem Tätigkeitswort.

Die Grenze des Bindeworts gegenüber andern Wortklassen ist wie immer flüssig. Oft scheint die Einreihung trotz geringen Unterschieds in der Bedeutung leicht. In dem Satz: *du lügst so, daß ich dir in Zukunft nicht mehr glaube* ist *so* Umstandswort; aber in dem Satz: *du lügst, sodaß ich dir in Zukunst nicht mehr glaube* ist *so* Bestandteil eines Bindeworts geworden. Ähnlich lassen sich scheiden *ich liebe den Vater so wie die Mutter, ich liebe den Vater sowie die Mutter.* Ja auch ohne das *so* kann bei *wie* verschiedene Bedeutung und Wortart vorliegen: *ich liebe den Vater wie die Mutter* kann heißen: 'ich liebe sie gleichmäßig stark', dann ist *wie* Umstandswort; es kann aber auch heißen: 'ich liebe beide', dann ist *wie* Bindewort. Die Betonung sorgt in beiden Fällen für die Erkenntnis der gemeinten Bedeutung.

Schwieriger mag die Entscheidung vielleicht bei Wörtern wie *bevor, nachdem* werden. Beide gelten als Konjunktionen, das heißt als Bindewörter. Aber die logische Bindung, die hier zwischen zwei Sätzen vorgenommen wird, kann eine anschauliche Grundlage haben, z. B. *er betrat das Haus, nachdem ich ihn draußen erblickt hatte.*

Nicht uninteressant ist die Tatsache, woran mich W. Krause erinnert, daß im klassischen Sanskrit die Klasse der Bindewörter, die im ältesten Indisch sehr wohl vertreten ist, durch die Komposita sehr stark verdrängt wird. Das Chinesische dagegen z. B. scheint mir für Sätze Bindewörter zu kennen.

16. Es gibt eine zweite Sorte von Wörtern, die nicht Gegebenheiten der Umwelt bezeichnen wollen, sondern nur gedachte Beziehungen. Sie unterscheiden sich aber im Wesen von den Bindewörtern dadurch, daß ihre Sachbedeutung mit der Beziehungsbedeutung zusammenfällt. Ich nenne sie daher **Beziehungswörter.** In dem Satz *il donne le livre à mon ami* ist *à* nicht Verhältniswort wie in *à Rome* 'in Rom'; es dient vielmehr dazu, das entferntere Objekt zu bezeichnen, wie das im Lateinischen durch die Endung des Wesenworts *amico* geschieht. Da das entferntere Objekt im Französischen seine Stellung hinter dem näheren hat, wäre ein Ausdruck wie *il donne le livre mon ami* ausreichend zur Kenntlichmachung des entfernten Objekts, wie ja im Englischen z. B. *he gives my friend the book* diese Beziehung zum Tätigkeitswort nicht durch eine besondere Endung, auch nicht durch ein besonderes

Wort, sondern in erster Linie durch die Wortstellung ausgedrückt wird. Als Wesenwort sind *ami* und *friend* allerdings auch schon durch den Zusatz *mon, my* gekennzeichnet. Und es bedürfte nicht einmal einer geregelten Wortstellung, um den Sinn und die Beziehungsbedeutung des entfernten Objekts klar erkennen zu lassen. Wenn im Französischen *à* hinzugefügt ist, so wird also der Charakter von *mon ami* als ferneres Objekt nur noch besonders betont. Eine andre als diese Beziehungsbedeutung hat *à* nicht, ebenso steht es mit dem genetivischen *de*.

Es wäre nun völlig verkehrt zu meinen, diese Beziehungswörter hätten keine Sachbedeutung. Man kann doch z. B. folgende Sätze bauen: *Im Französischen vertritt das Wörtchen à die Endung des Dativs andrer Sprachen. Dieses unscheinbare à gilt etymologisch als identisch mit der Präposition à 'in'.* In dem zweiten Satz ist *dieses unscheinbare à* Subjekt, *à* ist durch den attributiven Zusatz und durch den Gebrauch als Subjekt zweifellos zum Wesenwort erhoben. Ein Wesenwort hat, wie wir sahen, seine Sachbedeutung, also hat auch das dativische *à* seine Sachbedeutung: nämlich die als Kasuswort, genauer als Dativwort, als Wort zur Bezeichnung des indirekten Objekts. S a c h b e d e u t u n g u n d B e z i e h u n g s b e d e u t u n g s i n d d e m n a c h b e i d e m B e z i e h u n g s w o r t n i c h t u n t e r s c h i e d e n. Es ist also wirklich nicht richtig zu glauben, das Beziehungswort habe keine Sachbedeutung, d a s B e z i e h u n g s w o r t h a t a l s S a c h b e d e u t u n g s e i n e B e z i e h u n g s b e d e u t u n g und heißt darum mit Recht Beziehungswort. Das sind keine Wortklaubereien, vielmehr für mein ganzes System der Wortklassen eine nicht unwichtige Erkenntnis.

Es wird gut sein, das Wesen der Beziehungswörter an einem Beispiel noch einmal besonders klarzustellen. Man vergleiche die Sätze *der Strolch nahm dem Wanderer Geld* und *der Strolch nahm von dem Wanderer Geld*. In dem zweiten Satz drückt das *von* die Richtung von einer Örtlichkeit her aus. Dadurch bekommt der Satz einen ganz andern Sinn als der erste, er bedeutet: 'der Strolch nahm von dem Wanderer Geld als Geschenk', während der erste Satz heißt: 'er nahm ihm Geld weg'. Man kann allerdings vielleicht sagen, daß eigentlich auch der dativischen Konstruktion etwas Anschauliches zugrunde liege. Ich möchte das etwas anders aufgefaßt wissen, als Delbrück in den Grundfragen der Sprachforschung 133 in seinem Satz *der Fischadler holt den Fisch aus dem Flusse herauf* den Sieg und das Unterliegen mit Augen gesehen sein läßt. Ich meine mehr so, daß in dem Dativ das ein klein wenig anschauliche örtliche Fortnehmen des Besitzes als Schaden für den Besitzer

zum Ausdruck kommt. Aber diese Anschaulichkeit ist so gering, daß sie gar nicht in die Wagschale fällt. Der Dativ drückt viel mehr als diese Anschaulichkeit das gedankliche Verhältnis aus, das sich der Sprechende zwischen dem Nehmen und dem Wanderer denkt. Der Dativ stellt also in diesem Satz die durch das Tätigkeitswort ausgedrückte Tätigkeit in ein bestimmtes logisches Verhältnis zu der durch das Substantivum ausgedrückten Sache. Das Substantivum kommt hier demnach nicht ohne weiteres in seiner Eigenart als Wesenwort zur Geltung. Ich habe oben 6 bemerkt, daß ich gleichwohl unser Substantiv ein- für allemal Wesenwort nenne, um das Charakteristische des Indogermanischen immer herauszukehren; an sich läge kein Hindernis vor, in solchen Fällen von einem Dingwort zu sprechen. Also diese genannte Beziehung bildet im Satz der Dativ ab. Das ist seine Beziehungsbedeutung. Sie ist somit eine andre, als wenn *Wanderer* Subjekt wäre. Aber diesen Unterschied lasse ich fallen, indem ich auch bei dem Dativ *Wanderer* von einem Wesenwort spreche. Daß sprachlich gar nicht *Wanderer*, sondern *dem* als Dativ gekennzeichnet ist, spielt keine Rolle. Das Nehmen kann übrigens in der Umwelt genaugenommen immer nur auf einen Besitz gehen, der einem Eigentümer entzogen wird, also kämen wir auf einem Umweg sogar bei dem Dativ zu einem Wesenwort. Und ähnlich ließe sich in vielen andern Fällen aus einem Dativ ein Wesenwort herausschälen ebenso wie aus einem Instrumentalis der Begleitung, da doch nur ein lebendes Wesen begleiten kann, während beim Instrumental des Mittels das Sachwort durchschimmert, das als solches bei den russischen Impersonalien u. a. eine Rolle spielt. Ich lasse das, wie gesagt, fallen und will mich für die Konstruktion von *nehmen* nicht darauf berufen, daß auch in einem Satz wie *Säure nimmt der Politur den Glanz* eigentlich die Politur als ein Besitzer des Glanzes hingestellt ist. Wesentlicher ist mir in diesem Zusammenhang, daß in dem Dativ des Substantivs immer nur die Beziehung ausgedrückt wird, die durch den Sinn des Satzes zwischen der durch das Tätigkeitswort gekennzeichneten Tätigkeit usw. und dem durch den Dativ gekennzeichneten Wesen oder der durch ihn gekennzeichneten Sache geschaffen ist; daß also immer die Beziehung zu einem Wesen oder einer Sache gedacht ist. Diese Sonderheit der Beziehung braucht sprachlich nicht durch ein besonderes Sprachmittel an dem Wort ausgedrückt zu sein. An dem Wort *Wanderer* ist ja auch der Dativ nicht sichtlich; nur an dem in Kongruenz zum Substantiv stehenden Artikel hat es sprachlich eine Bezeichnung gefunden. Im Lateinischen geschah das durch

die Dativendung, im Französischen geschieht das durch ein besonderes Wort: durch *à*. Eben darum ist *à* in dieser Bedeutung zu den Beziehungswörtern zu rechnen.

Ein Wort wie *à* ist demnach gar nicht notwendig. Es unterstreicht nur die Beziehung, die an sich im Satz auch ohne *à* für das folgende Substantiv vorhanden ist. Man kann daher sagen: das Beziehungswort drückt eine im Satz schon vorhandene Beziehung noch einmal besonders aus. Genau wie das Bindewort dient es zur Bezeichnung von mehr oder weniger nur Gedachtem. Aber das Beziehungswort hat eine andre Aufgabe; es dient im Satz dazu, die Beziehungen zwischen zwei Gliedern des Satzes, deren Beziehungen zum Satz im übrigen bereits festgelegt ist, auszudrücken. Zwei Glieder, deren Beziehungen bereits festgelegt sind, d. h. zwei Wörter, die im Satz ihre Beziehungsbedeutung bereits haben, können untereinander unmöglich noch einmal besondere Beziehungen haben, wenn sie nicht den andern Satzgliedern gegenüber dieselbe Beziehungsbedeutung haben, mit andern Worten: Die Bindewörter können im Satz nur zwei gleichgeordnete Satzglieder verbinden. Da, wo sie zur Verbindung der Sätze stehen, ist die Gleichordnung der Sätze selbstverständlich keine Voraussetzung. Durch diese Nebeneinanderstellung von Beziehungswort und Bindewort ist das Wesen des letzteren wohl genügend verdeutlicht.

Beziehungswörter gibt es von der verschiedensten Art. Dahin gehören z. B. unser *zu* und engl. *to*, beide vor dem Infinitiv. Auch unsere Kopula *ist* kann man versucht sein dahin zu stellen, z. B. *das Wetter ist schön*. Aber da wird stark zu scheiden sein. In einem Satz wie *das Eisen ist ein Metall* kann man *ist* nicht als Kopula bezeichnen, hier ist es jedenfalls Tätigkeitswort. Auch den Artikel darf man vielleicht zu den Beziehungswörtern stellen, wenn man ihn nicht als Eigenheitswort gelten lassen will. Mir kommt es so vor, als spielten auch in Sprachen wie dem Chinesischen die Beziehungswörter eine Rolle, während sie in den älteren indogermanischen Sprachen fehlen. Die Sinologen werden aber vielfach nur schwer entscheiden können, ob sie es mit einem Beziehungswort oder einem Teilwort zu tun haben. Die moderne Entwicklung des Chinesischen scheint an manchen Punkten das Wesen des Benennungswortes zu überwinden.

Damit habe ich die in grammatischer Hinsicht selbständigen Wortarten, die ich kenne, erledigt. Es ergaben sich mir die folgenden:

1) Tätigkeitswort, aufgebaut auf den Tätigkeiten der Umwelt und ein Etwas (eine Tätigkeit, einen Vorgang, einen Zustand usw.) im Satz hinstellend als eine Tätigkeit der Umwelt; ich sage dafür kurz: für die Tätigkeiten
2) Vorgangswort für die Vorgänge
3) Zustandswort für die Zustände
4) Wesenwort für die Wesen
5) Sachwort für die Sachen
6) Dingwort für die Dinge
7) Zugehörigkeitswort für die Zugehörigkeiten
8) Eigenheitswort für die Eigenheiten
9) Umstandswort für die Umstände
10) Verhältniswort für die Verhältnisse

} der Umwelt

11) Bindewort für Gedankenbeziehungen

} Die Sachbedeutung ist von der Beziehungsbedeutung getrennt.

12) Beziehungswort für Gedankenbeziehungen. Die Sachbedeutung fällt mit der Beziehungsbedeutung zusammen.
13) Benennungswörter nur mit Sachbedeutung ohne Beziehungsbedeutung.

17. Bei den **Gruppenwörtern** handelt es sich um solche Wortgebilde, die in sich die Bedeutung von mehreren Wörtern umfassen. Frz. *au jardin* 'im Garten' enthält in dem einlautigen *au* zugleich Präposition und Artikel, also Verhältniswort Nr. 10 und Eigenheitswort Nr. 8, bzw. Beziehungswort Nr. 12. Hier liegen die zwei Bedeutungen so weit auseinander, daß man *au* gar nicht auf etwas Einheitliches in der Erfassung seiner Wesenheit bringen kann.

Scheinbar ganz von derselben Art sind Verbalformen wie lat. *imus*, die in ihrer Bedeutung zugleich das Wesen, den Täter, und die Tätigkeit angeben. Also wäre *imus* ein Gruppenwort? Ebenso *it* 'er geht'? Jedenfalls nicht *it* in *Gaius it*. Ich ziehe es vor, auch *imus* nicht zu den Gruppenwörtern, sondern lieber zu den Einzelwörtern zu stellen. Eine Tätigkeit kann sich nie ohne Täter vollziehen. Ich kann also eine Tätigkeit sprachlich nicht als Tätigkeit hinstellen, ohne dabei irgendwie den Täter mitzunennen. Fasse ich beides in einem Wort zusammen, wie in lat. *imus*, so darf man das Wort, obwohl es auch den Täter in der Bedeutung mitumspannt, ohne weiteres zu den Tätigkeitswörtern stellen. Sind sprachlich die beiden Bedeutungen zerlegt wie in unserem *wir gehen*, dann haben wir es mit zwei Wörtern zu tun. In unseren

Imperativen wie *komm* liegt also auch kein Gruppenwort, sondern ein Tätigkeitswort als Einzelwort vor.

Man muß sich die Sache nur einmal noch genauer überlegen. Lat. *eamus* drückt ja doch einen andern Modus als *imus* aus. Ich werde aber deswegen nicht in *imus* und *eamus* außerdem eine besondere Wortbedeutung für den Modus suchen, obwohl man im Deutschen die Aufforderung durch ein besonderes Wort ausdrückt: *laßt uns gehen.*

Diese Überlegung führt noch weiter. Man könnte ja auch die Zeitangabe im Verbum obendrein noch als besondere Wortbedeutung buchen wollen, umsomehr, als das indogermanische Zeichen der Vergangenheit, das Augment, aus einem Wort mit der Bedeutung 'ehemals' entstanden zu sein scheint. Solche Auffassung wäre sicher unberechtigt. Jede Tätigkeit vollzieht sich in einer Zeit, zu jeder steht der Handelnde in einer modalen Beziehung usw. Also verleiht weder die Personenangabe, noch Modus, Tempus usw. dem Tätigkeitswort besondere Bedeutungen, die das Wort in die Klasse der Gruppenwörter brächte.

Das ist nicht anders als bei den Substantiven. Unser Wort *Haus* als Wesenwort meint auch ein Bauwerk mit bestimmten Eigenheiten. Darum aber ist doch nicht *Haus* ein Gruppenwort, etwa mit der Bedeutung des Substantivs 'Bauwerk' und der des Adjektivs 'schützendes' oder ähnlich. An *Neustadt* habe ich das oben 6 bereits auseinandergesetzt.

Bei frz. *au* 'in dem' liegt das anders, wenn es die Bedeutung der Präposition und des Artikels vereinigt, genau so bei unserem *im*.

Vielfach ist es aber so, daß die eine Bedeutung des einen Teils des Gruppenworts stark überwiegt, so z. B. bei lit. *duokim* 'gib mir' oder *pamiduok* 'gib mir', perfektiv. Diese litauischen Gruppenwörter möchte man wohl unter die Tätigkeitswörter mit einreihen, weil das *-m*, *-mi-* darin fast verschwindet. Ähnlich ist das oft. Nämlich gewöhnlich dann, wenn ein Satzteil dem andern untergeordnet ist. Derart sind die sog. einverleibenden Verbalformen z. B. im Grönländischen und im Mexikanischen usw.; in letzterer Sprache wird ja sogar das substantivische Objekt miteinverleibt, was im Grönländischen ausgeschlossen ist.

Das litauische *duokim* pflegt auch der Litauer als ein Wort anzusehen. 'Gieb' heißt ja sonst nicht mehr *duoki*, sondern *duok*, und 'mir' ist hier zu dem Konsonanten *-m* zusammengeschmolzen. In andern Sprachen gibt es allerlei Zweifel in ähnlichen Fällen. Im Coburger Deutsch heißt 'gib es mir' *gäb mərš*, 'wie geht es dir denn?' *wi gedəršn?* Wie viel Wörter liegen vor? Kommt ein

Gruppenwort in Betracht? Vendryes will in seinem Buch Le langage 1922, S. 103 den ganzen Satz *je ne l'ai pas vu* als ein Wort rechnen; das wäre natürlich ein Gruppenwort.

Das Gruppenwort wird oft die Übergangsstufe zu einem Einzelwort bilden. Im Litauischen heißt 'komm her' *eikš*, das ist aus *eik* + *še* zusammengesetzt; man könnte es als Gruppenwort betrachten. Die Tatsache der Verschmelzung zweier Wörter ist aber dem Bewußtsein des Sprechenden abhanden gekommen; *eikš* ist ihm zum Einzelwort geworden. Daher hat er den Plural *eikšte*, ja mit neuerlicher Imperativendung *eikškit*, dazu bilden können.

Das Litauische liefert des öfteren Gruppenwörter, so *pasigiduok* 'übergib dich also'. Die Frage, wieweit das zwischen Praeverb und Verbalform eingeschobene Reflexiv im Sinn eines Gruppenworts als ein Teil mit eigener Bedeutung mitzuzählen hat, wird nicht immer leicht zu beantworten sein.

Eine indogermanische Sprache mit vielen Gruppenwörtern ist das Altirische. Auch das klassische Sanskrit dürfte in seinen Zusammensetzungen vielerlei Beispiele liefern, falls man z. B. in einer Verbindung wie *mātarapitarau* den Sinn 'Mutter und Vater', aber nicht 'Eltern' anerkennen will. Die Entscheidung wird besonders bei den Elefantenwörtern recht schwierig sein. Ich wäre nicht abgeneigt, dem klassischen Sanskrit viele Gruppenwörter zuzuerkennen, wie ich auch *sunufatarungo* des Hildebrandsliedes hierhin ziehen möchte. Aus dem Gotischen sei an *gaulvaselvi* erinnert.

18. Die **Satzwörter** umfassen in einem Wort einen ganzen Satz. Dahin lassen sich z. B. auch die Imperative wie die Vokative stellen: *komm, Karl!* Die beiden Arten haben unter sich etwas gemein, was sie von den meisten andern Satzwörtern mehr oder weniger unterscheidet: sie lassen besonders häufig Zusätze zu, sodaß sie nicht mehr allein den Satz ausfüllen: *komm zu mir, mein lieber Karl!* Ich habe darum eine Form wie *komm* bereits oben 17 als Tätigkeitswort bezeichnet. *Karl* darf man auch als Wesenwort ansprechen so, wie in anderen Sätzen, das sahen wir schon oben 6.

Der Vokativ als Satzwort enthält (wie jeder andere Vokativ) die verschiedenartigsten Bedeutungen, er ist bald Befehl, bald Warnung, bald Wunsch usw. Da ich aber nach der Bedeutung einteile, wird die Klassifizierung der Satzwörter zu geschehen haben nach der Satzart, die von dem Satzwort vertreten wird.

Satzwörter sind auch *halt!*, *bitte*, *danke* usw.

Innerhalb der Satzwörter stellen einen großen Teil die Interjektionen dar, die vielfach, aber nicht immer, für einen Ausrufesatz

stehen. Die Interjektionen können sich gelegentlich ebenso wie andre Satzwörter noch mit einem andern Wort verbinden. So setzen manche Mundarten dem Aussagewort *nein*, um einen Ausruf daraus zu machen, ein *aber* voraus oder lassen ihm ein *doch* folgen, wie man auch *pfui doch* verbinden kann. Der Grund, warum den sog. Interjektionen nur hie und da, dagegen den Vokativen und Imperativen häufig andre Wörter beigesellt werden, um den Satz vollständiger zu gestalten, liegt auf der Hand. Unser Vokativ ist zugleich Wesenwort, unser Imperativ zugleich Tätigkeitswort, beide können natürlich Zusätze bekommen wie sonst ein Wesenwort oder ein Tätigkeitswort. Eine Interjektion dagegen hat die Möglichkeit, noch andre Wörter neben sich zu stellen, in ganz beschränktem Maß, weil sie nicht zugleich auch innerhalb der Einzelwörter eine Wortart bildet.

Ebenso wie ein Einzelwort zugleich Satzwort sein kann, ist das natürlich auch bei Gruppenwörtern der Fall. Die amerikanischen Sprachen scheinen dafür viele Beispiele zu bieten. Daß sie auch anderwärts nicht fehlen, konnte der oben 17 genannte französische Satz lehren.

19. Die sämtlichen bisher behandelten Ganzwörter wiesen eine selbständige Bedeutung auf, das ist bei den **Teilwörtern** nicht der Fall. Hier liefern erst mehrere Wörter zusammen ein Wort mit selbständiger Bedeutung: das **Gliederwort.** Teilwörter und Gliederwörter können eine Rolle ebenso gut spielen bei den Einzelwörtern, wie den Gruppenwörtern und den Satzwörtern.

Gliederwörter unter den Einzelwörtern sind sehr häufig in den indogermanischen Sprachen: in allen analytischen Verbalformen, z. B.: *wurde gelobt, laudatus est, laudatum iri*, frz. *ne . . pas* usw., ferner in vielen Verbindungen mit dem Reflexivum: *[er] freut sich, [il] se repent*. Hier sind *sich, se* nicht mehr Objekte, sondern erst das Reflexiv und die Verbalform zusammen ergeben die Wortbedeutung.

Ohne Ausnahme sind die Teilwörter, aus denen sich ein Gliederwort zusammensetzt, aus Einzelwörtern entstanden. Diese Einzelwörter haben ihre Bedeutung verloren. Für sich allein hat so ein Teilwort seine Beziehungsbedeutung eingebüßt, auch seine Sachbedeutung wie *wurde, sich* in den obigen Beispielen.

Mir kommt es so vor, als ob auch im Chinesischen Gliederwörter vorhanden seien, z. B. unter Fincks Beispielen 'Osten Heim' für 'Prinzipal'. Nun habe ich aber oben 10 auseinandergesetzt, daß die sog. Substantiva und Verba der chinesischen Wörter ohne Beziehungsbedeutung sind. Die Teilwörter eines chinesischen Gruppen-

worts können daher nicht eine Beziehungsbedeutung verloren haben. Die Einbuße hat sich bei ihnen also an der Sachbedeutung vollzogen. Man kann sich das sehr hübsch an dem von Finck zum Verständnis herangezogenen Wort *Handschuh* klar machen. Man wird bei dem Wort *Handschuh* an *Hand* und *Schuh* erinnert; aber erst die Zusammensetzung ergibt den richtigen Sinn. Ähnlich wird das mit dem chinesischen 'Osten Heim' für 'Prinzipal' oder 'früher geboren' für 'Lehrer' sein. Wörtlich darf man die Teile der Verbindung nicht nehmen, ebenso wenig wie bei unserem *Handschuh, Himmelsschlüssel, Hexenkessel, Stiefelknecht.*

Die Gliederwörter sind genau so wie die Gruppenwörter Vorläufer von Zusammensetzungen. Das Gruppenwort unterscheidet sich von der Gruppe der es bildenden Wörter dadurch, daß seine Teile ohne Bedeutungsverlust in ein Wortganzes eingegangen sind, während das Gliederwort, ohne die Zahl der in der Gruppe vereinigten Wörter zu ändern, in der Bedeutung der einzelnen Wörter eine Einbuße erlitten hat. So ist unser *in stand setzen* längst in seiner Bedeutung zu einem Wort geworden. Aber unser Sprachgefühl hat sich noch nicht deutlich dafür entschieden, darin ein einziges Wort zu sehen; man kann es noch als Gliederwort auffassen. Dudens Rechtschreibung billigt neben *in stand setzen* auch *instandsetzen*, und das ist dann ein zusammengesetztes Ganzwort.

Selbstverständlich gibt es Gliederwörter auch unter den Gruppenwörtern und Satzwörtern. *Ich wünschte mich auszuruhen* enthält in *mich auszuruhen* zwei Wörter mit Sachbedeutung: das Tätigkeitswort *mich ausruhen*, das ein Gliederwort darstellt, und das Beziehungswort *zu*; zugleich ist *auszuruhen* ein Gruppenwort aus dem Beziehungswort *zu* und dem Teilwort *ausruhen*. Ein Gliederwort ist z. B. *profecta sum*. Beispiele derart, daß sich die Teilwörter des Gliederworts auf die Bedeutungen des Gruppenworts verteilen, kann es natürlich nicht geben, weil ein Teilwort ein Wort ohne selbständige Bedeutung ist.

Als Gliederwort eines Satzwortes könnte man z. B. die Zusammensetzung *o weh* oder auch die Doppelungen *piff paff, husch husch, klipp klapp* ansehen. Ein solches Gliedersatzwort ist einmal auch *Jesus Domine* gewesen, als es von Leuten gebraucht wurde, die das Lateinische nicht verstanden. So konnte es in ein Wort verschmelzen als *Jemine* und mußte sich später die neue Verbindung *ach Herr Jemine* gefallen lassen, die im Mund von ungebildeten Leuten zum Satzgliederwort von neuem herabsank, indem es da nur noch die Bedeutung einer Interjektion des Schreckens hat.

20. Mein Versuch, das Wesen der Wortarten zu erfassen und sie in ein System zu bringen, hat sich im Wesentlichen auf die indogermanischen Sprachen, in erster Linie aufs Deutsche, gestützt. Ich kann nicht erwarten, daß ich keine der Wortarten, die es in den Sprachen der Erde gibt, übersehen hätte. Aus diesem Grund schon muß ich sogar damit rechnen, daß auch mein System als solches unzulänglich ist. Ich darf also zufrieden sein, wenn mein Versuch wenigstens die Anregung gibt, ein dauerhaftes System der Wortarten zu schaffen. Dazu wird notwendig sein, daß nunmehr Ernst gemacht wird mit einem Erfassen des Typischen verschiedenartigster Sprachen. Innerhalb des Indogermanischen dürfte ein Typus wie das Altgriechische nicht fehlen neben einem solchen wie dem Deutschen oder anderen wie dem Englischen, dem Altirischen, dem klassischen Sanskrit, dem Neupersischen. Besonders wünschenswert aber wäre es, wenn die Kenner der nichtindogermanischen Sprachen an das Problem von neuem herangingen. Dabei ist die Mitarbeit der Spezialforscher nötig. Daß die Kenntnis vieler Sprachen den zuverlässigen Aufschluß über eine Einzelsprache noch nicht gewährleistet, beweist Fincks Büchlein, das zwar sehr viel Gutes bringt, vor allem Anregung gegeben hat und ohne das dieser Aufsatz nicht zustande gekommen wäre, das aber gerade in Hauptpunkten das Wesen der dargestellten Sprachen stark verzeichnet hat.

Berichtigung.

S. 23 4 v. u. und S. 24 9 muß es statt 'Akkusativobjekt' heißen 'Subjekt eines transitiven Verbums'.

Eduard Hermann.

Die deutschen Alexander-Dichtungen des 12ten Jahrhunderts.

Von

Edward Schröder.

Eingereicht im September 1928.

§ 1. Einleitung. Seiner Besprechung der Ausgabe von „Lamprechts Alexander" von Karl Kinzel (Halle 1884) in unsern Anzeigen 1885 Nr. 7 hat W. Wilmanns s. Z. eine Erkenntnis einverleibt, die wir heute zu den schönsten Entdeckungen auf dem Gebiete der altdeutschen Litteraturgeschichte rechnen, die sich aber damals nicht sofort durchsetzen konnte. Wir hatten uns völlig daran gewöhnt, die in der großen Vorauer Sammelhs. enthaltene Fassung des Alexanderliedes als einen wenn auch altertümlichen, so doch brutal und stümperhaft gekürzten Text anzusehen, dem in dem Straßburg-Molsheimer Kodex das vollständige Werk des Pfaffen Lamprecht lediglich in formaler Bearbeitung gegenüberstehe: und nun sollten wir mit einem Male umlernen und anerkennen, daß der vielgepriesene Lamprecht (sein Ruhm ist in den meisten litterarhistorischen Darstellungen noch unerloschen) nur eben ein so kümmerliches Machwerk geliefert habe, wie es sich jetzt, wo Wilmanns Ansicht durchgedrungen ist, in der zutreffenden Charakteristik von G. Ehrismann, Littgesch. II 239 („handwerksmäßig") hinstellt. Man sträubte sich dagegen, einen der wenigen Autorennamen die uns die mittelhochdeutsche Frühzeit aufbewahrt hat, preiszugeben, und dafür einem blassen S, dem „Straßburger Alexander", das weit größere Verdienst einzuräumen.

Zu denen die sich zuletzt, aber dann gründlich bekehrt haben, gehöre ich. Ich habe damals in der DLZ. 1885 nr 22 sofort meinen Einspruch erhoben und knapp begründet, und mit dieser Rezension figurier ich in den Litteraturangaben noch heute unter den Ungläubigen. Ich darf mich darüber um so weniger beklagen, als ich noch auf der Straßburger Philologenversammlung von 1901 (s. deren Verhandlungen S. 134) gegenüber einem für Wilmanns ein-

tretenden Vortrag Zwierzinas ein kleines Rückzugsgefecht riskiert habe.

Schon seit langem hab ich das Bedürfnis gefühlt, meine Meinungsänderung zu bekunden, zugleich aber auch die Gründe anzugeben, die mich früher zum Widerspruch führten. So leg ich nunmehr alte Beobachtungen vor, die ich zu verschiedenen Zeiten wiederaufgenommen und jetzt, stark vermehrt, revidiert und befestigt, zu einem vorläufigen Abschluß gebracht habe, nachdem durch wertvolle oder doch, wo ich ihren Ergebniswert bestreiten muß, anregende Neuerscheinungen gerade der anonyme Straßburger Alexander in immer helleres Licht gerückt worden ist.

Die Sache liegt heute so, daß jeder Widerspruch gegen Wilmanns grundsätzliche Auffassung verstummt ist, aber neue Schwierigkeiten zunächst von ihm selbst aufgezeigt und von andern auf anderen Wegen weiterverfolgt sind.

Nachdem zwei Schüler von Wilmanns, Alwin Schmidt (1886) und Theodor Hampe (1890) in Bonner Dissertationen die Grundverschiedenheit in dem Verhältnis von VS I (Alberich v. Besançon) und S II zu den antiken Quellen dargelegt hatten, deckte Konr. Zwierzina (1901 aaO.) einige bedeutsame Differenzen in der Reimgrammatik wie in der Wahl der Reimwörter auf. Später hat dann, von C. v. Kraus angeregt, einer der letzten Zuhörer von Wilmanns, Joachim Kuhnt (Greifswalder Diss. 1915) die Reimgrammatik der beiden Teile darzustellen unternommen[1]); ein Schüler Vogts Joris Forstius hat (Marburger Diss. 1917) die Reimbrechung als ein weiteres Kriterium behandelt. G. Ehrismann, der schon 1902 in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 2, 142 ff. charakteristische Unterschiede im Duzen und Ihrzen bei V und S beobachtet hatte, lieferte dann im zweiten Bande seiner Litteraturgeschichte (1922) die erste Behandlung des litterargeschichtlichen Problems: hier sind (S. 235—255) in der gründlichen und feinfühligen Weise an die uns dieser Gelehrte gewöhnt hat, alle Fragen behandelt: von der Überlieferung ab bis zur Stellung der Werke in Kunst- und Geistesgeschichte. Auch die 1916 ans Licht getretenen Fragmente einer Tobias-Dichtung des „Pfaffen Lamprecht" (ed. Degering PBBeitr. 41, 528—536) konnten bereits mit hineingezogen werden: sie waren gewiß eine große Überraschung — eine Enttäuschung nur für den der etwa an Lamprecht als Autor des ganzen Alexander festgehalten haben sollte. Ich selbst tat das längst nicht mehr.

1) Als ich meine kurze Anzeige dieser Arbeit (Anz. f. d. Alt. 39, 88) schrieb, waren mir meine eigenen Aufzeichnungen nicht zur Hand.

Was mich 1886 zum Widerspruch gegen Wilmanns trieb und diesen Widerspruch auch 1901 noch nicht ganz aufgeben ließ, war ein Teil der Tatsachen die ich im nachfolgenden mitteilen werde, nachdem ich eine andere Deutung für sie gefunden habe. Ich hatte festgestellt, daß die Reinheit des Reims in S II beständig zunimmt; weiter daß gewisse lautlichen Erscheinungen der Mundart immer mehr zurücktreten, wie z. B. der Ausfall und Abfall des *h* (unten § 7); daß späterhin auch Formen und Reimbindungen völlig gemieden werden, die über VS I hinaus noch auf eine Strecke hin sich fortsetzen: wie das Part. Prät. *geschiet* (§ 11) oder wie *burch* im Reime (§ 20); daß dann plötzlich noch in späten Teilen solche Formen als Reimwörter wieder auftauchen, wie *tûsant* (§ 22) und *engagen* (§ 10), die als für VS I d. i. L. (Lamprecht) charakteristisch angesehen werden müssen, während sich S II d. i. St. (der Straßburger Bearbeiter) sonst anderer Formen bedient.

Sodann: ich konnte mir das Verhältnis zum Rolandslied, das doch jünger als L. zu sein schien und älter als St. sein mußte, wenn nicht alle und jede Kriterien vom Fortschritt der litterarischen Kunst und Kultur trogen, nur so erklären, daß der Pfaffe Konrad auch S II in einer ältern Fassung gekannt haben mußte. Ich kannte natürlich (schon aus Kinzel S. LIX ff.) jene Berührungen mit dem Rolandsliede, die später Wilmanns zu einer auch für ihn recht unbequemen Komplizierung des Problems genötigt haben (Zs. f. d. Alt. 50, 137 ff.). Und ich bekenne, daß ich hier auch noch heute nicht zur vollen Klarheit durchgedrungen bin. Nur soviel weiß ich: das „Handschriftenverhältnis“ und insbesondere die Hs. B helfen uns hier gewiß nicht.

Schließlich will ich gern bekennen, daß ich in der Jugend vorübergehend die Neigung hatte, archaische und dialektische Reime hinter der Überlieferung aufzusuchen und selbständig zu rekonstruieren. So find ich in meinem Exemplar am Rande notiert: 2233 f. *sô wil ich niemer gerûn, in gezeige û waz ich mach getûn;* 3382 f. *und newolden besehen niet den mort der dâ was geschiet.* Gerade durch die Kritik welche Bartsch an meiner Erstlingsarbeit über das Anegenge geübt hatte (PBBeitr. 8, 494 ff.), war ich auf diese Bahn geführt worden, von deren Gefahren mich erst die eingehnde Beschäftigung mit dem „Albrecht von Halberstadt“ überzeugt hat.

§ 2. Der Basler Alexander. In verhängnisvoller Weise ist zunächst die Textkritik an der frühmhd. Alexanderdichtung gehemmt und späterhin ihre litterargeschichtliche Beurteilung, bis

in die letzte Zeit, gestört und getrübt worden durch die junge Basler Hs. (B), die schon Julius Zacher seinem Schüler Kinzel als erwählten Herausgeber von „Lamprechts Alexander“ zugänglich machte, und die dann durch R. M. Werners Prolegomena und Ausgabe (1879 resp. 1881) Allen bequem erreichbar ward. Dabei wirkt überall der Glaube an die Zauberkraft des Stammbaumes mit, den man unter allen Umständen aufstellen zu müssen glaubt: Lachmann dachte bekanntlich anders.

Die Sache lag noch ziemlich einfach solange man den Straßburger Alexander in seiner ganzen Ausdehnung für eine Überarbeitung von Lamprechts Werk hielt; immerhin standen sich schon damals zwei Auffassungen schroff gegenüber: die von Kinzel (Stemma S. XV), die B näher zu S stellte, und die von Werner (Stemma zuletzt in der Ausgabe S. 2), welche von Roediger (Anz. f. d. Alt. 11, 257 ff.) am nachdrücklichsten verfochten wurde, wonach B und V enger verwandt sein sollten.

Nachdem aber die grundstürzende Beobachtung von Wilmanns bekannt geworden war und ihr Ergebnis sich mehr und mehr durchgesetzt hatte, lag das Problem ganz anders und wesentlich schwieriger[1]): jetzt war B, falls ihm überhaupt ein Platz im Stammbaum zugewiesen werden sollte, keine bloße minderwertige Handschrift mit umstrittener Vorlage mehr, sondern *B repräsentierte eine litterarische Station, die sich zwischen Lamprecht und den „Straßburger Alexander“ einschob, und dem Verfasser mußte man, da ihm ja die Fortführung des Werkes zufiel, mindestens die gleiche Bedeutung zusprechen wie S resp. St. Daß es eine solche Zwischenstufe, die zeitlich recht nahe an Lamprecht heranrücken sollte, in der Tat gegeben haben müsse, glaubte Wilmanns (1908) Zs. f. d. Alt. 50, 135 ff. aus dem Verhältnis zum Rolandslied erweisen zu können, ohne daß er sich dabei um B kümmerte, dessen Unwert ihm anscheinend außer allem Zweifel lag.

Auch die Dissertationen von J. Kuhnt (1915) und J. Vorstius (1917) haben für ihre Spezialaufgaben (Reimgrammatik resp. Reimbrechung) mit gutem Grunde auf B keine Rücksicht genommen. Daß sie beim Pflügen auf ihrem Arbeitsfelde auf keine lästigen Steine gestoßen sind, die etwa *B hingestreut hätte, will ich immerhin erwähnen, ohne doch den Wert ihrer Leistung zu überschätzen.

So hat denn erst Ehrismann in s. Littgesch. II (1922) 235 ff. Ernst gemacht und die Konsequenzen gezogen wie sie sein Stamm-

1) Den ganzen Wirrwarr der im Laufe der Zeit geäußerten Ansichten zeigt die Übersicht bei van Dam S. 3.

baum S. 237 veranschaulicht; er kommt äußerlich demjenigen Kinzels näher, markiert aber scharf die Station X = BS als solche und setzt dann noch vor S ein Y ein, das den stilistisch fortschrittlichen Dichter, eben den den ich als St. bezeichne, vorstellt. An Ehrismann hat sich, mit Hinzufügung eigener Beobachtungen, angeschlossen Jan van Dam, Zur Vorgeschichte des höfischen Epos. (Bonn 1923), der S. 8 das Stemma Ehrismanns wiedergibt, und neuerdings hat Helmut de Boor in seinen Frühmittelhochdeutschen Studien (1926) S. 5—149 auf dieser Basis weitergebaut, deren Zuverlässigkeit sich ihm durchaus bewährt habe.

de Boor, in dem ich einen der tüchtigsten unserer jüngern Fachgenossen respektiere, hat auch in dieser Arbeit über Reim, Taktfüllung, Zeilenfüllung und Brechungstechnik in ihrem Fortschritt von V über *B zu S großen Fleiß, wissenschaftliche Energie und Scharfsinn bewiesen. Und er hat uns aus der Unsicherheit, ob *B oder S den größern Fortschritt bedeute, herausgebracht: dem Straßburger Alexander bleibt seine bedeutsame Rolle, die bei Ehrismann immerhin beeinträchtigt erscheinen konnte.

Aber ich habe gegen de Boor zwei starke Einwände zu erheben: 1. er ist zwar mit der Kuhntschen Dissertation über die Reimgrammatik nicht zufrieden, hat aber nichts getan um sie für sich (was das wichtigste war) und für uns durch eine bessere zu ersetzen; 2. sein eigenes idiomatisches Verständnis des Mittelhochdeutschen ist recht mangelhaft: das zeigt sich immer wieder in der Interpretation (resp. dem Mangel einer solchen) und gelegentlich in verunglückten Konjekturen und Rekonstruktionen aus neuhochdeutschem Sprachempfinden heraus. So hält er, um nur einzelne Beispiele herauszugreifen, Reime von V wie 733 f. *gewalt : helt* (*helit!*), 869 f. *gesâhen : lach*, 889 f. *werlte* (*werilde!*) *: werden*, 1123 f. *prâht : gesaget* (*gesacht!*), 1431 f. *enwizzin : sehszic* allen Ernstes als Eigentum von L. für möglich, und er sieht gar nicht, daß die Reimworte *chinden* 285, *werlte* 889 schon um des Sinnes willen angefochten werden müssen. Die Überlieferung in V zu beurteilen ist gewiß nicht leicht, aber de Boor war dafür auch nicht gerüstet! Unter diesen Umständen begreif ich nicht, warum er die gut überlieferten Verse des Tobias (vorsichtig gezählt mindestens 210) als Operationsbasis unausgenützt läßt.

So erscheint mir denn was ich über die Unterschiede von V und S (d. i. L. und St.) ermittelt habe, die Publikation gerade nach dem Erscheinen des Buches von de Boor erst recht zu verlangen. Daß ich dabei im Einzelnen auf eine Diskussion mit ihm verzichte, gebietet schon der mir zugemessene Raum; daß ich eine eigene

Untersuchung über B nicht liefere, mag meine Arbeit durch sich selbst rechtfertigen.

Immerhin muß ich hier vorausschicken wie ich über B denke, und von vornherein offenbaren, warum ich zu immer geringerer Einschätzung und schließlich zu völliger Nichtachtung seines Wertes gelangt bin.

B (resp. *B) war ein Mann der in frühern Jahren wiederholt deutsche Alexandertexte abgeschrieben und wohl auch verkauft hatte. Als er nun einen neuen derartigen Auftrag erhielt, waren ihm zwar einige lateinische Quellen, aber nicht mehr die deutschen Gedichte zugänglich, deren eines man eigentlich von ihm verlangte. So entschloß er sich zu einer Flickarbeit: er arbeitete die Einleitung und einige andere, fabulose Partieen neu aus und verließ sich im übrigen auf sein Gedächtnis! Es ist schlechterdings unmöglich — mechanisch sowohl wie psychologisch — daß umfängliche Textpartieen, wie diejenigen in denen sich B mit S resp. V deckt, in der vorliegenden Form beim Übertragen von Pergament zu Pergament zustande kommen können![1]).

Handelt es sich aber um das Opus eines berufs- oder gar eines gewerbsmäßigen Schreibers, so ist es möglich, bei dieser von mir Seite für Seite empfundenen Arbeitsweise auch den Umstand zu erklären der bisher die größten Schwierigkeiten gemacht hat, daß nämlich bei durchgehend näherem Verhältnis zu S doch in den ersten Partieen Lesarten stecken, die sich nur aus V erklären lassen, wie z. B. das berühmte *stützel* (*: lützel*) B 1295 = V 1034, wo S 1452 *bal* (*: sinewal*) einsetzt und des weitern festhält. Die Tatsache hat auch Zwierzina zugegeben, und er hat als Erklärung vorgeschlagen, daß *B zu Anfang einen V-Text, späterhin einen S-Text benutzt habe. Eine solche kombinierte Fassung konnte immerhin leicht zustande kommen: der Besitzer oder der Schreiber eines V-Textes erfuhr nachträglich, daß es vollständigere Hss. des Werkes gebe, und gelangte dann zu der Möglichkeit, einen S-Text für die Fortsetzung zu benutzen. Nach dem aber wie ich die B-Fassung beurteile, ist auch eine andere Erklärung möglich: der

1) Man wird mit der oben für *B vermuteten Entstehungsweise von kombinierten Texten öfters rechnen müssen als es bisher geschehen ist: so find ich darin jetzt auch die Erklärung für den Mischtext einer Veronica-Legende aus Gundacker v. Judenburg ∞ Heinrich v. Hesler, den ich Zs. f. d. Alt. 50, 386 ff. besprach, und von dem ich damals glaubte sagen zu müssen, daß der Schreiber seine „Vorlagen" mit einer mir anderwärts nie vorgekommenen Nachlässigkeit behandelt habe.

Schreiber, der aus dem Gedächtnis arbeitete, hatte früher sowohl den ältern, kürzern, wie den jüngern, längern Alexander kopiert.

Unter diesen Umständen ist es nicht nur aussichtslos, ein „untrügliches Stemma" aufzustellen, es hat auch gar keinen Zweck, sich über die Einzellesarten von B den Kopf zu zerbrechen, wie das früher vor allem Roediger in einer den Leser quälenden Weise getan hat — und wie es jetzt wieder de Boor tut.

Meine eigenen Untersuchungen haben, zu sehr verschiedenen Zeiten, an ganz verschiedenen Stellen eingesetzt; ich habe nicht „methodisch" gearbeitet wie de Boor, sondern stets nach neuen Mitteln gesucht, um das Verhältnis von L. zu St. festzustellen: immer und immer wieder bin ich zu dem Resultat gekommen, daß von V zu S oder präziser von L. zu St. kein langer Weg mit einer bedeutungsvollen mittleren Station führt, sondern ein einziger fester und sicherer Schritt. Ich habe nirgends etwas gefunden was auf einen Vermittler hinweist, d. h. eine dritte Individualität zwischen L. und St. anzunehmen nötigt oder auch nur möglich macht. Ich sehe dies mein Ergebnis aber auch nicht als ein rein negatives an, sondern vielmehr als etwas recht bedeutsames, denn gerade die Art wie Freund Ehrismann S. 242 zwischen den vortrefflichen Charakteristiken Lamprechts und des auf uns gekommenen Straßburger Alexander eine Redaction X zu erfassen sucht (für die er freilich von anderer Seite eine „abschließende Untersuchung" erwartet, Anm. 1 Schluß), erregten meinen Widerspruch: er meint nämlich (und de Boor hat das ja bestätigt), der Lamprechtsche Teil habe wohl in B keine eingreifenden Wandlungen erfahren, die Haupttätigkeit des Verfassers von X sei in der Vollendung des Gedichtes, in der Fortsetzung des Lamprechtschen Torso zu erblicken. Gut: ich werde das in § 4 zunächst insofern bestätigen, als ich nachweise, daß alle irgendwie markanten Änderungen in S I gegenüber V ihre deutlichen Parallelen und ihre genaue sprachliche Entsprechung in S II finden; es bleibt also tatsächlich für X hier nichts übrig, alles fällt Y zu. Nach der Auffassung Ehrismanns müßten ja nun diese Parallelstellen bei ihrer Wiederkehr in S II gleichfalls als Interpolationen resp. Retouchen von Y gegenüber dem Texte X angesehen werden — sie fügen sich aber sprachlich, reimtechnisch, stilistisch derart dem Gesamtbild ein, daß für X auch in S II nichts übrig bleibt. Während meine Ausführungen in S I das Nebeneinander zweier ausgesprochener Individualitäten zeigen werden (L. und St.), ist in S II von einer derartigen Mischung und Durchkreuzung von St. mit dem angeblichen Fortsetzer Lamprechts X nichts zu merken. Es ist aber höchst unwahrschein-

lich, daß sich X und St. in Grammatik und Sprachstil so nahe gestanden haben sollten, daß aus diesem Grunde derartige Beobachtungen ganz ausfallen: sollen wir doch glauben, daß X zeitlich ganz nahe an L. heranrücke und von Y d. i. St. um ein volles Menschenalter (ca. 1130—1160) getrennt werde, und ist doch de Boor direkt zu dem Ergebnis gelangt, daß dementsprechend X dem L. auch stilgeschichtlich eng verwandt blieb.

So freu ich mich denn hier ganz mit Hermann Schneider zusammengehn zu können, der in seinem trotz manchem Anfechtbaren schönen und reichen Buche „Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung" (1925) S. 179 schreibt:

„Die mittelhochdeutsche Dichtung hat in ihrem Fortschreiten keinen so weiten Sprung getan, wie den vom Vorauer zum Straßburger Alexander".

§ 3. Methodisches. In den nun folgenden §§ (ich wähle diese Bezeichnung, um mich bequem darauf beziehen zu können) wird natürlich Jeder bemerken, wieviel ich von meinen Freunden Zwierzina und Kraus, insbesondere aus der letztern Arbeit über Veldeke gelernt habe. Ich möchte aber ausdrücklich betonen, daß éin methodischer Grundsatz darin von Haus aus mein Eigentum ist: man muß nicht nur untersuchen was vorkommt, sondern auch was fehlt! Die Bedeutsamkeit dieser von mir zuerst in die Reimbeobachtung eingeführten Schlüsse ex absentia hat Kraus in einem Vortrag auf der Wiener Philologenversammlung 1894 (Verhandlungen S. 364) sofort mit allem Nachdruck hervorgehoben, und er, Zwierzina und gelegentlich Singer haben das Prinzip methodisch ausgebaut und fruchtbar verwertet. Aber die Spätern sind ihnen nur selten gefolgt: so hat man sich auch namentlich bei den Alexander-Dichtungen die einfachsten Tatsachen entgehn lassen, man hat die Frage ganz unterlassen; wodurch charakterisiert sich denn sprachlich oder reimtechnisch der hochwichtige „Bearbeiter und Fortsetzer" X (BS), wenn es so leicht möglich ist, V und S (resp. L. und St.) zu unterscheiden? Was bleibt denn für die Zwischenstation übrig? Daß de Boor, der diesen Bearbeiter zuerst zu charakterisieren versuchte, die sprachlichen Vorfragen ganz außer Acht gelassen hat, mußte seiner weitern Untersuchung von vornherein den Wert schmälern und hat ihn weiterhin zunichte gemacht.

§ 4. Reimgebrauch und Wortstil von L. und St. sind dermaßen verschieden, daß ich getrost behaupten darf: für drei Viertel von dem was sich in S I gegenüber V als Zusatz des Be-

arbeiters schon äußerlich verrät, lassen sich in S II deutliche und zumeist die Identität von Bearbeiter und Fortsetzer beweisende Parallelen auffinden. Wer es einmal unternimmt, einen kritischen Text von Lamprechts Alexander herzustellen — bisher hat man immer nur daran herumgebastelt —, der wird zuerst diese Arbeit vollständig leisten müssen, und er wird dann auch gegenüber dem etwa noch verbleibenden zweifelhaften Rest nicht mehr ganz ratlos sein: weil er nunmehr einen wirklichen Einblick in die Schaffensweise von St. als Umgestalter gewonnen hat.

Was ich im nachfolgenden biete ist nur ein Teil der zu leistenden Arbeit, und ich muß mir vielleicht den Vorwurf machen lassen, daß ich die Rosinen herausgepickt habe. Aber ich hoffe doch, daß der Kuchen auch ohne die Rosinen noch schmackhaft genug ist, um Andere zur Nachfolge zu reizen.

Vieles von dem was ich im nachfolgenden vorführe, hat Kinzel in seinen unendlich fleißigen Anmerkungen verzeichnet, und wenn er es mir überlassen hat, Schlüsse zu ziehen die ihm damals fern liegen mußten (und ja auch mir fern gelegen haben!), so verringert das durchaus nicht meine Dankbarkeit: hab ich auch selbständig gesammelt, so gab Kinzel mir doch fast überall die Möglichkeit der Kontrolle, und in einzelnen Fällen hat er auch zuerst meine Aufmerksamkeit geweckt.

Im Nachfolgenden trenn ich den Befund von S I und S II regelmäßig durch das Zeichen ∼, bemerke aber überdies ein für allemal, daß S II mit v. 2037 beginnt: in diese Zählung sind jedoch die 450 Verse eingerechnet, die K. auf den Blattverlust der Straßburger Hs. rechnet (509—958), denen also in V die Verse 430 bis 728 ohne Vergleichsmöglichkeit gegenüberstehn. Wir haben mithin in S I nur 1587, in S II dagegen 5264 Verse[1]; S I stellt noch nicht 24%, ein knappes Viertel von St. dar. Und nun laß ich die Auswahl des Wichtigsten folgen was nur in S vorkommt, in V keine Entsprechung hat.

69 f. *wunder : besunder* ∼ Lieblingsreim (12 ×) von S, s. Kinzel zu 70.

72 *starke si dô underquam* ∼ *underkomen* 2237. 6135 (beidemal *harte*), anderseits *dô forhten si starke* 5730; vgl. übr. Lob Sal. 14, 2.

75 *sîn fleisch und sîne vische* (: *tische*) ∼ wie hier mit Hinweis auf Salomon 4037 *fleisch unde vische* (: *tische*).

1) Genau gerechnet treten hierzu noch für S I die bei Kinzel S. 171 gedruckten 26 Verse (ich würde etwas anders zählen), die dann bei S II in Abzug kommen würden.

76 *zierheit* ~ 5179.

90. 1489 *unmêre* ~ 3142. 4236. 4311. 6207.

118 *daz sagih û âne lugene* ~ 1968 *daz wizzet âne lugene*; vgl. 1255.

121 s. 370.

174. 430. 1888 *riterlich*, *-liche* ~ *wol gewahsen und smal und riterlich ubiral* 6048, ähnlich wie 174 (*beide ubir vûze und ubir bein*) *riterlich er zetale schein.*

189 (1542) (*ubir*) *alliz ertriche* ~ (4862) 5153 (*ubir al e.*). 6607. 6883. 7104.

196 *vermezzenliche(n)* ~ 4617.

260 *noh—noh* ~ 6802 (und 3320!).

322 f. *vernomen : comen* ~ 2519 f. 3068 f. 4118 f. 6955 f. 7279 f.

324 f. *jungelinc : ginc* ~ 2065 f. : *enfinc.*

333 *freisliche stimme* ~ 5399; 338 *freislich(e) gebâren* ~ 4433.

353. 1813 *eislich : freislich* ~ 5809.

370 *neheine wis* : ~ im Reim 5647; im Vers 121 ~ 3723. 5565. 6099. 6218.

484 f. 1587 f. 1631 f. 1655 f. 1763 f. *comen : fromen* ~ 2105 f. 2383 f. 2858 f. 3430 f. 3616 f. 4470 f. 4506 f. 5781 f.

961 f. 993 f. 1016 f. *knehte : rehte* ~ 2698 f. (3253 f.) 6323 f. (!) (6391 f.).

973 f. *zevuoren : zestôren* ~ 6169 f.

975 f. 999 f. *leben : widerstreben* ~ 4680 f. 5409 f. 6638.

994 *gûte knehte(n) : vehte(n)* (auch in V 1339) ~ Lieblingsreim in S II (3253) 3322 f. 4544 f. 4620 f.

1001 f. *gerechen : ir stat zebrechen* ~ 5759 f.

1011—1022: außer *wênen : quême* lauter in S II geläufige Reime.

1047 f. *selide : helide* ~ 2674 f. 4528 f.

1174. 1964 *als ih mih versinnen kan* ~ 2422. 2713. 3546. 5428.

1176 *wiegenôz* ~ 2159.

1130 *wunderlichen* adv. steigernd ~ 3204. 5194. 5261.

1151 f. *bedûhte : mohte* ~ 3992 f. 5225 f. 5257 f.

1166. 1866 *ze banen werden* ~ 2440; vgl. Müllenhoff zu Hildl. 52.

1183. 1653 *wol gare* ~ 3231.

1197 f. *boume : goume* ~ 5067 f. 5103 f. 5127 f. 5195 f. 5811 f.

1207 f. 1241 f. *schîben : trîben*, auf S I beschränkt.

1254 *er frumete manigen sêren* : ~ 3297 *si frumeten manigen tôten* :; vgl. demgegenüber *und machte manigen helt sêr* V 930/S 1292 mit dem dreifachen Unterschiede: a) *machte*, b) *manigen helt*, c) *sêr* unflektiert.

1255 *vor ungelogen* ∼ 6066.

1293 f. *nîtspile : vile* ∼ 4225. 4385 (*: wile*).

1303 f. *libes : zwîbel* ∼ 4370.

1323 *alse der snê* ∼ 3226 (beidemal die Pfeile).

1345 f. 2023 f. *fursten : torsten* ∼ 2449 f. 2708 f. 2724 f. 3902 f. 6631 f.

1434 f. 1949 f. *gelfe : helfe* ∼ 2872 f. 4062 f.

1471 *drâte :* ∼ 2507. 7028.

1479 *zinsêre* ∼ 2462. 2512.

(1524.) 1699 *ergremet was ime sin muot* ∼ 4423 *des wart ergremet in der mût.*

1530. 1657 *cumber*, auf S I beschränkt.

1607 f. *strebete : lebete* ∼ 5409 f. 5731 f. 6637 f., dazu 6× *streben : leben.*

1703. (3265) (*nehein*) *muoter barn :* ∼ 6216. 6748. (6984).

1711 *Mennes der wigant* (*w.* übh. nur in S, u. sehr oft)[1] ∼ 2911 *Alexander der wigant*, 4217 *Dionisius der wigant.*

1733 f. *recken : mit den brûnin ecken* ∼ 3074 f. 3272 f. 3294 f. 4467 f. (!). 4476 f. (4666 f.); *recke* fehlt wie *wigant* in V ganz!

1749 *melm* ∼ 2955. 2958.

1818 *daz ros nam er mit den sporn* so wörtlich = Kchr. 4817.

1929 *sich verheben* ∼ 2320. 3438. 6178. 7161.

Schon hier fand ich nirgends Anlaß, zwischen L. und St. eine Instanz wie *B einzuschieben. Wir kommen überall mit dem Dichter Lamprecht und seinem einen, ihm weit überlegenen Bearbeiter und Fortsetzer aus.

§ 5. Noch einiges zum Wortschatz[2]) von L. und St.

Die Tobias-Fragmente haben uns ein paar bemerkenswerte Wörter gebracht; soweit die Überlieferung sicher ist, notier ich: *dinsen u. dragen* 58, *vezzeren* swv. 120, *redelicher dach* 'Gerichtstermin' 140, *entgaden* swv. 221, bisher unbelegt, der Gegensatz zu *(ge)gaten* Al. V 1324/S 1834 (S 5173).

Der Wortschatz des Alexander L. (VS resp. V) bietet auffallend wenig charakteristisches oder gar wegweisendes. Als eigentliches Dialektwort ist nur *stutzel* stm. V 1034. 1043 zu notieren (an erster Stelle durch den Reim gestützt), nach der H. de pr. *pila*, also Spielball der Kinder (aber allenfalls auch 'Spiel-

---

1) der Sing. und der Plur. je 12× im Reime!

2) vgl. hierzu die Korrekturnote am Schluß!

kugel, Kreisel') und so in S durch *bal* ersetzt. Der gehobenen Sprache gehört das sonst nur im Rother 3026 bezeugte Adj. *măregrôz*[1]) an, an dem V wie St. Anstoß genommen haben, das aber viermal gesichert ist: 55: V *vil groz* : S. *mere unde groz* — V 1235 : S 1707 *starc und groz* — V 1315 : S 1823 *vil groz* — V 1526 : S Lücke; dieser letzte Beleg garantiert die Echtheit der Schlußpartie bis V 1529.

Außerdem wären allenfalls bemerkenswert: *nôtval* stm. V 107/S 131 — *swanc* Adj. V 246 (S 285 *slanc*) — *gadem* stm. 'Pferdestall' V 321, wofür S 376 (u. 302) *marstal* — *heim sinnen* V 387 'nach Hause streben' = Anno 399[2]), vgl. *heim hugen* Kchr. 11 678. Anh. I 173 — *sezman* stm. 449 ist nicht 'vasallus castrensis' (Kinzel), sondern der zum *gesez* V 816, dem Belagerungsheer Gehörige — V 506 *verdwâsen* swv. — V 618 *verweltigen* swv. (Credo) — V 1290 st. Prät. *gebranc* — V 1324 *gaten*, richtiger S 1834 *sih (ge)-gaten* 'sich gesellen, vergleichen', von St. 5173 wieder aufgenommen — V 1802 *unhuge* stf. (Herbort).

St. weist, an seinem Umfang gemessen, auffallend wenig dialektisches Sondergut auf, wenn ich von dem Teil des Wortschatzes absehe den es mit andern md. Denkmälern gemein hat. Mundartlich beschränkt dürften *sumersâze* swm. 4146[3]) und *lederswale* swf. 5049 sein; ferner *galpen* swv. 6024 vom lauten Bellen der Hunde. — Die meisten auffälligen Wörter, Wendungen und Reimbilder wurden bereits in § 4 notiert; hinzukäme allenfalls als nur in S II belegt *rechen sînen anden* 2874. 3157. 6288. 6981. — Wenig zahlreich (verglichen etwa mit dem Rother und gar dem Roland) sind altertümliche Ausdrücke der Dichtersprache: nur St. allein überliefert *walphat* 3309, *wineholde* 2255.

§ 6. Volle Endungen. Weder im Tobias noch in VS, d. h. in rund 900 zuverlässig überlieferten Reimpaaren Lamprechts, findet sich ein einziger Fall von im Reim bewahrter archaischer Endung, während die Handschrift V solche Formen mehrfach aufweist: *ferweltigot* 618, *argoren* 1406. Ja wenn wir V 111 f./S 135 f. auf das Verspaar *(va)wandelôte sich : verdunchelôte sich* treffen, wo ein unschöner rührender Reim durch einen andern überboten wird, möchte man (falls hier nicht sehr frühe Änderung im Archetypus vorliegen sollte) geradezu vermuten, daß L. derartigen Formen im Reim aus dem Wege ging.

1) V schreibt es stets getrennt, und Kinzel behält das bei.
2) von Roediger im Glossar falsch erklärt.
3) keinesfalls „Übersetzung" von 'bos pascualis', wie Kinzel meint.

Ganz sicher aber ist die Sache noch nicht, denn in S II liegen die Dinge recht merkwürdig. Wir haben hier 1. ein schw. Prät. d. 2. Kl. *warnôte* (*:têtc*) 2602; 2. zwei desgl. Partizipia: *unversculdigôt* (*:tôt*) 2594 und *gelasterôt* (*: tôt*) 3397; 3. den Superlativ *vorderôst* (*:trôst*) 2357. 2487; 4. allenfalls noch das Subst. *gegenôt(e)* (Dat.) (*:guote*) 5511 — also im Ganzen 5—6 Fälle[1]), die sich auf knapp 800 Verse verteilen und vor der Mitte der Dichtung aufhören. Aber das gilt wieder nur dem Reim: im Versinnern ist nicht nur 3380. 6139 das vom Rhythmus verlangte *(ver)-wandelôte* bewahrt, es muß auch zweifellos 7260 eingesetzt werden:

und wandelôte sine site.

Wir werden also gerade dem jüngern St. gegenüber L. eine gewisse Neigung für die archaischen Endungen zuschreiben müssen, die er aber freilich in den Reimen späterhin unterdrückte. Demnach ein Kriterium allmählich gefestigter sprachlicher Prinzipien.

§ 7. Ausfall und Abfall des *h*. Zu den am ersten in die Augen tretenden lautlichen Eigentümlichkeiten aller mittelfränkischen Reimwerke gehört der Ausfall des innern und der Abfall des auslautenden *h*. Nehmen wir daraufhin den „Tobias" Lamprecht vor, so können wir die folgenden Fälle als gesichert ansehen, auch da wo das Reimwort in der Überlieferung fehlt[2]): 9f. *die:gezien*, 17f. ⟨?⟩*:vân*, 49f. ⟨*vân*⟩*:gân*, 87f. *irslân:getân*, 127f. *vlên:Jerusalêm*, 179f. *porte:vorhte*, 191f. *mê:bejê*, 211f. *alsô:hô*, 241f. *irslân:underdân*, 273f. *vlên:Jerusalêm*. Mithin:

-ahen > *ân* 2×
-âhen > *-ân* 2×
-ehe > *-ê* 1×
-êhen > *-ên* 2×
-iehen > *-ien* 1×
-ôh > *-ô* 1×
-rht- > *-rt-* 1×;

das sind 10 Fälle auf 274 Verse = rund 1:12 Reimpaare.

Lamprechts Alexander (VS) bietet, gleich nach der obigen Rubrik geordnet[3]):

---

1) der starke Inf. *howan* (*: man*) 2630 erscheint unmöglich: es ist zu schreiben *howen sân*.

2) ich stell es in ⟨ ⟩ nur ein, wo es mir sicher scheint.

3) das genügt hier für meinen Zweck, die Rechtfertigung im Einzelnen würde zu tief in die Textkritik eingreifen.

-ahen > *-ân* 6× (< *slahen*)
-âhen > *-ân* 13× (< *vâhen, entfâhen* 10×[1]), < *hâhen* 2×, *sâhen* 1×)
-âhe > *-â* 1× (< *bevâhe*)
-ehe > *-ê* 1× (< *vehe*)
-ihe > *-ie* 1× (< *gesihe*)[2])
-iehen > *-ien* 4× (< *ziehen* 3×, < *fliehen* 1×)
-âh > *-â* 2× (< *nâh*)
-âh.te, -êh.te > *-âte, -ête* 2× (*versmâhten, versmêhte*)
-rht- > *-rt-* 3× (< *worhte, forhte, entworht*).

Dabei wäre von der Zahl der Reimfälle ein Reimpaar als doppelt gezählt abzuziehen (*slân : hân* V 1073 f. / S 1490 f.), sodaß 32 Reimpaare blieben; aus der unsichern Überlieferung von S I dürften aber vielleicht noch 2 hinzutreten, sodaß wir hier bei rund 1600 zu L. gezählten Versen auf 1 : 24 Rpp. kämen. Die Überlieferung ist recht ungünstig: V steht diesen Bindungen verständnislos und freilich auch unbeholfen gegenüber, St. hingegen kennt sie recht wohl, weiß aber, wie wir gleich sehen werden, daß sie den Dialekt verraten, und zeigt anfangs Zurückhaltung, dann aber wachsende Enthaltsamkeit, die zur Ablehnung wird.

Indem ich mich nunmehr zu S II wende, nehm ich zur Veranschaulichung des Tatbestandes von vornherein eine rein mechanische Halbierung vor. Ich scheide also

S IIa 2038—4660:

-ahen > *-ân* 7× (sämtlich *slân* < *slahen*)
-âhen > *-ân* 5×
-ehen > *-ên* 1×
-ehen > *-ien* resp. *-ên* 2×
-iehen > *-ien* 1×
-ehe > *-ê* 1×
-âh > *-â* 1×
-âh.ten > *-âten* 1×
-rht- > *-rt-* 2×
-lh- > *-l-* 1×

22 Fälle, wobei die Zahl der Reimpaare wieder um 4 geringer ist, mithin 18 auf 2612 Verse, also 1 : 73 Rpp.

---

1) dadurch ist das Reimpaar *enphâhen : genâden* V 661 f. (Blattlücke in S) von vornherein verdächtig.

2) gegen v. Kraus zu Kl. Ged. VIII 90 halt ich an Kinzels Änderung V 408 *hie* fest, denn *hien* ergäbe einen unmöglichen Reim *gesie : hien*.

S IIb 4661—7302:

-ahen > *-ân* 1×
-âhen > *-ân* 1×
-ehen > *-ên* 1×
-ihet > *-iet* 1×
-âh > *-â* 1×
-ôh > *-ô* 3×
-rht- > *-rt-* 2×
-lh- > *-l-* 1×.

Also 11 Fälle, 10 Reimpaare auf 2648 Verse, d. i. 1 : 132 Reimpaare[1]). Aber diese Zahl und dies Verhältnis gibt noch immer nicht das richtige Bild des Rückgangs: zieht man die vier letzten Grüppchen ab, so bleiben für den intervokalischen Ausfall des *h* in den letzten 2648 Versen nur 4 Einzelfälle übrig (gegenüber 17 in S IIa) mit drei Reimpaaren; keiner davon fällt auf die letzten 1000 Verse. 6199 f. treffen wir noch einmal *slân : vân*, aber das ist auch der einzige Beleg sowohl für *slân* < *slahen*, das wir in der ersten Hälfte 7× finden, wie für *vân* < *vâhen*[2]), von dem jene noch 3 Reimvorkommen bietet (dazu je ein *gân* < *gâhen* und *hân* < *hâhen*).

Es handelt sich um eine anfangs lässige, späterhin sehr entschiedene Fernhaltung der als dialektisch von vornherein erkannten Reime. Sie setzt deutlich schon ein in S I, wenn etwa V 127 f. *getân : vân* in S 151 f. durch *getân : gân* ersetzt, oder noch deutlicher wenn im Reime auf *getân : gesân* V 140 durch einen neuen Vers mit *âne wân* S 166 verdrängt wird. Dies *sân* < *sâhen* freilich war St., der sich *jân* gelegentlich gestattet (3937) besonders anstößig: der Plural (und der Konj.) des Prät. von *sehen* reimt bei St. durchweg zweisilbig: zumeist als *sâgen* (: *plâgen*) 2154. 2711. 3375. 3407. 5048. 6464. 6847, resp. *sêge* (: *plêge*) 2164. 3102. 5793 (zusammen 10×); mit *h* geschrieben in *jâhen : gesâhen* 7042; *jêhe : gesêhe* 2086 und in *gesâhen : genâde* 2221.

Demgegenüber konstatier ich daß kein einziges *enphâhen* bei St. vorkommt — auch für L. glaubte ich es oben (S. 58 Anm. 1) gegenüber V bestreiten zu müssen.

Eine besondere Behandlung verlangen noch *nâ(h)* und *hô(h)*.

S I bietet 2× *nâ* im Reim, die zwar nur durch V (446. 719) überliefert sind, aber unbezweifelbar L. angehören. In St. liegt

---

1) fortgelassen hab ich natürlich die (nur hier vorkommenden) Fälle der Assimilation: *sahs : was* 4651 u. *wôhs : grôz* 5813.

2) das Part. *becân* 6935 (vgl. *gevân* 3571) setzt natürlich den Infinitiv ohne *h* voraus, ist aber direkt kein Beleg für den Ausfall.

die Sache eigen: die mehr als dreifach so umfangreiche Dichtung weist auch nur 2 durch den Reim gesicherte *nâ* auf (2621. 4925); demnächst 2 neutrale Bindungen *gâh : nâh* (2641 f. 4393) und dann 4 Fälle wo *nâch* durch das Reimwort unbedingt gesichert ist: *wâch* 2558. 4951; *: mâch* 5738 und *: gescach* 3243; vgl. dazu noch *gâch : sprach* 4639.

hô taucht erst 6101 (*: alsô*). 6466 (*: dô*) auf. Reime auf *zôh*, *flôh* fehlen — dagegen findet sich *flô : dô* 5379. Die Spärlichkeit des Vorkommens spricht unbedingt für eine gewisse Unsicherheit gegenüber dem Reimgebrauch.

Das für eine Reihe mitteldeutscher (rheinischer wie thüringischer) Denkmäler charakteristische *nâr* fehlt beiden Autoren.

§ 8. Erhaltung und Schwund des stummen *e*. Das „stumme *e*" nach kurzer auf Nasal oder Liquida ausgehnder Silbe (Wurzelsilbe oder Ableitungssilbe) ist bei L. (VS) noch überall im Reime berücksichtigt. Darauf führt uns auch die Beobachtung des folgenden §: L. kennt nur *nider < nidar*, nicht *nidere < nidiri*, und darum kann er es nur zweisilbig reimen, wobei das Adv. *wider < widiri* kein Reimband bietet.

Die einzigen Vorkommen der Synkope resp. Apokope dieser Art in der Überlieferung von VS finden sich eben nur in S: *man : danẹ* 300 f.; *anẹ : man* 1146; *barn : bewarẹn* 1703 f., *enborẹn : zorn* 490 f., *zorn : sporẹn* 1817 f. — lauter Zusätze.

Aber auch St. erscheint auf den ersten Blick noch recht altertümlich. So haben das substantivische *vile* und (*ich*, *er*) *wile* ihre volle Form durchaus bewahrt; sie reimen entweder untereinander (4038 f. 5681 f.) oder auf den Dativ (*nît*)*spile*; so *vile* : 4224. 6037. 6773, *wile* : 3418. 4384. Ein Nom. Acc. *spil*, *zil* taucht denn auch niemals im Reime auf: diese Formen könnten nur unter sich reimen.

So gibt es denn auch für St. keine weitern Reime auf *getar*, *gebar*, auf *nam*, *gezam*, auf NAcc. *spër*, *gewër*. *unbeweret : heret* 4096 f. ist ein zweisilbiger Reim, ebenso wie *helet : gequelet* 6827 f.; dreisilbig ist wieder *werẹten : hereten* 1474 f., und *wedere*, *ebene*, *bilede*, *helede*, *degene*, (*en*)*gegene*, *zesamene* sind stets als dreisilbige, daktylische Reime aufzufassen, wie sie auch die gute Überlieferung bietet.

Es bedarf aber noch einiger besonderer Beobachtungen. Der Gen. Plur. 'eorum', dessen Verwendung im Reime eine besondere Liebhaberei von St. bildet, erscheint stets als *derẹ*: dies *dere* reimt: Dat. *spere* 2152, *: here* 3183. 5032, *: mere* 3405. 5499. Daneben aber

1) wo ich das *e* unterpunktiere hab ich es zur Verdeutlichung hinzugesetzt.

existiert auch ein emphatischer Nominativ *derę* 'ille', der in der Hs. S sogar gelegentlich im Vers als *derre* geschrieben erscheint 315; er steht gleichfalls im Reim auf *here* 3037. — Sodann gibt es alte Doppelformen für Sohn: *sune* (: *comen*) 5861 und *sun* (: *tuon*) 5599; weiter analogische Formen (wohl auch unter Einfluß des Adverbs?): *geware*: 2460. 3707. 4417. 5609 und schon eingeschaltet S I 360; *ungewone*: 4614. 5711.

Schließlich bleiben noch folgende Fälle übrig, wobei ich die oben angeführten aus S I mit einreihe:

alę : *al*. Adv. *walę* : *al* 2663. 2781; : *sal* 2907. 3052. 6903.

anę : *an*, *ân*. Adv. *anę* : *man* 1146. 2733. 3718. 5383. 5779. 6084; : *kan* 5427, : *hân* 2878, : *bestân* 4404, : *Indiam* 3589; *danę* (illinc)[1]) : *man* 301. 2707.

are : (*ar*) *âr*. *darę* : *wâr* 6713.

aręn : *arn*. *bewaręn* : *barn* 1704; *scaręn* : *barn* 3264; (*ir-*, *ge-*)*varęn* : *barn* 6215. 6747. 6983.

ore : *or*. *vore* : *tor* 2377.

oręn : *orn*. *enboręn* : *zorn* 490; *verloręn* : *zorn* 2182. 4138. 4323. 6194, : *bevorn* 2169, : *zevorn* 4161; *irkoręn* : *bevorn* 6075; *sporęn* : *zorn* 1818.

aręt : *art*. *gewaręt* : *hart* 6390.

ëret : *ërt*. *geweręt* : *swert* 6286.

Alles in allem 35 Fälle auf das ganze Gedicht[2]): d. i. 1 : knapp 100 Rpp. — auf L. (VS) würden danach mindestens 8 kommen: wir finden kein Beispiel! Um diese Feststellung nicht völlig zu isolieren, will ich hinzufügen, daß ich bei den Thüringern: Werner v. Elmendorf (ca. 605 Rpp.) und dem Verfasser des Grafen Rudolf (ca. 685 Rpp.), die beide etwas jünger sind als der Straßburger Alexander (und ihn beide gekannt haben), nur je ein leichtes Beispiel notierte: WvE. 277 f. *zorn* : *verkoręn*, Gr. Rud. K^b 14 f. *verloręn* : *zorn*. Ich bemerke daß für beide gleichfalls die Nebenformen *geware* und *gewone* zutreffen.

§ 9. Bei L. (VS) reimt (*dar*)*nider* : *sider* V 311. 1257. 1381; : *wider* ('aries') 1167; *wider* : *sider* 477 f. reimen unter sich. Es ist klar daß *widerę* 'econtra, rursus' gemieden wird, weil sich dafür kein passender Reim einstellt[3]): es war dreisilbig.

1) dagegen ist *dan*: 2787. 6379 (*noh dan*). 7179 zeitlich: = *danne*, aber nicht daraus apokopiert!

2) Verteilung: S I : 5; S II^a (— 4660) : 16 [1 : 81 Rpp.], S II^b (— 7302) : 13.

3) ich sage „einstellt“, denn unreine Reime wie *gesidelę*, *himelę* hätten sich leicht finden lassen.

Bei St. (S II), wo *wider* 'aries' garnicht vorkommt, steht das Adverb einerseits als *wider* gesichert im Reim auf *:sider* 2790. 4321. 4440; ebenso aber als *widere:gewidere* 6706. 6758, sodann richtig überliefert *widere:nidere* 2125f. 4254f. und sicher so zu lesen 4482f.; weiter *ubere:widere* 2642f. (Hs.), geschrieben *ubir: widir* 3210f. — Und anderseits *(der)nider:sider* 2381. 4352f. 4362f. sichern wieder die zweisilbige Form, die auch in den noch verbleibenden neutralen Reimen mit der Hs. festzuhalten ist: *wider: nider* 4728f. 5109f. 5471f. 5773f. 6181f. 6259f. 7011f.

Dabei wolle man aber beachten: a) daß diese letzten Reime sämtlich in die zweite Hälfte von S II fallen, b) daß nunmehr *sider* (das St. mit L. gemeinsam ist) nach 4843, wo es noch einmal *:himel* auftaucht, vollständig schwindet.

Auch diese Erscheinung hab ich früher als „allmähliche Verdrängung der Reimbilder Lamprechts" aufgefaßt.

§ 10. *(en)gagen* und *engegene*. Die eigenartigen Schwierigkeiten welche die Verwendung des adverbialen *gegen(e)* im Reim gegenüberstehn, hat Zwierzina Zs. f. d. Alt. 44, 302. 360; 45, 401 nur eben gestreift; die Schicksale des Wortes erfordern unbedingt eine Spezialuntersuchung. Die Gründe warum es die Dichter der Blütezeit ganz meiden, wie Hartmann, Gottfried, Walther, Freidank, oder nur vereinzelt zulassen, wie Wolfram (Will. 557, 11) oder das Nibelungenlied (B 1846. 1873), sind offenbar verschiedener Natur. Auch spätere rheinische Dichter, wie der Vf. von Morant und Galie, Gottfried Hagen und Hermann von Luxemburg, haben keinen einzigen Reimbeleg.

Für die frühen Dichter des 12. Jh.s waren die Bedenken naturgemäß geringer: Annolied und Rother, Roland und Kaiserchronik brauchten sich weder an der Dreisilbigkeit des Wortes noch an der Unsicherheit des Stammvokals zu stoßen, oder gar an kontrahierten Formen.

Sehr merkwürdig ist nun das Verhalten der beiden Dichter die uns hier angehn: L. hat das altertümliche und einstweilen nur für ihn allein im Reim bezeugte *(en)gagen*[1]), St. ebenso deutlich *(en)gegene*, jede von beiden mit vereinzeltem Ausweichen.

---

1) Eine Form *gagene* gibt es nicht: wo sie bei den Schreibern begegnet, ist es ein mechanischer Kompromiß von *gagen* ∞ *gegene*; vgl. S. 63 Anm. im Text.

VS *(en)gagen* : *tragen* V 136/S 162;
: *beslagen* V 336[1])/S 393;
: *sagen* V 1201/S 1653;
: *sagen* V 1219 — : *scaden* 1689;
[: *sagen* (V—)S 1713. (V—)S 1723[2])]

und dem gegenüber:

(ze)gegene : *menige* V 1502/S 3259.

Anmerkung: der Unterschied hängt auch zusammen mit der andern Differenz, daß St. den flektierten Infinitiv und somit die dreisilbigen Verbalformen braucht, welche L. nicht kennt. Die Hs. V hat wie 135 *ze tragenę* das Reimbild auch zerstört 569 *ze bitenę*[3]) (: *laiten*) und 1318 *ze sagenę* (: *reslagen*); der Zusatz des *e* unterblieb 1397 *ze slahen* (l. *slân*) (: *gân*). Reime wie in S 4032f. *ze sagene* : *ebene*, 4378f. *ebene* : *ze gebene*, 4884f. *ze nemene* : *ze gebene*, 5945f. *obene* : *ze lobene* finden sich bei L. nicht.

S II (*engegene* : *menige* 3259, aus L., s. oben u. d. Exkurs unten),
engegene : *helede* 3680,
: *degenen* 4204,
: *bilede* 4418.

Damit schließt die Verwendung des Reimworts *engegene*[4]) — und es taucht dann 4786f. noch einmal auf: *engagen* : *geladen* — deutlich ein Rückfall in die Reimform L.s, dessen Einfluß sich S schon 1713. 1723 beugte.

Für die Herkunft unserer hsl. Überlieferung S ist es übrigens wegweisend, daß dies seltene *(en)gagen* hier im Versinnern vielfach begegnet: 1632. 1855. 2054. 2413. 2459. 4068. 5845. 6511.

Exkurs: Das von der Normalform L.s *engagen* abweichende Reimbild V 1502 (das mit der ganzen Partie in S 3259 wiederkehrt) hat wahrscheinlich seine Ursache in einer Reminiszenz aus dem Annoliede; vgl. V 1501f. *mit einer minner menige sô reit er im engegene* mit Anno

---

1) wo die Reimzeile ausgefallen ist.

2) bei diesen beiden Fällen rechne ich mit der Wahrscheinlichkeit, daß St. hier unter dem Einfluß L.s gereimt hat; denn ich schreibe sie St. zu.

3) l. *baiten* wie V 357/S 422.

4) gegen den *e*-Laut des Stammes läßt sich aus den Reimen *zesamene* : *menige* S 2720f. 4694f. 6405f. an sich kein Bedenken erheben, denn a) wäre die Vokaldifferenz im dreisilbigen Reime erträglich (vgl. *ubere* : *widere* 2642f. *sagene* : *ebene* 4032f. usw.); b) gibt es kein dreisilbiges *gagene*, s. oben S. 62 Anm. 1; c) ist doch höchstwahrscheinlich *ze semine* zu lesen!

437 *Wer mohte gecelin al die menige*
die Cesari iltin ingegine

. . . .

443 *mit minneremo*[1]) *herige*
genanter an die menige.

§ 11. Das Prät. und das Part. Prät. von *geschehen.* Eine oberflächliche Betrachtung der Reime scheint zu ergeben, daß beide Dichter, L. und St. nur das starke Präteritum *geschach*, aber für das Part. Prät. die Doppelheit *geschiet* und *geschên* aufweisen: nach der von Nörrenberg PBBeitr. 9,416 gebotenen Tabelle wäre damit eine Zwischenstellung zwischen Ripuarien (das neben *geschach* auch *geschiede*, im Part. aber nur *geschiet* hat) und Rheinfranken (dem die schwachen Formen ganz fehlen) gegeben: also Moselland; und so hat denn auch J. Kuhnt S. 25 auf Kinzel fußend das in S I 1842 überlieferte schwache Präteritum *geschiede* energisch zurückweisen wollen.

Es handelt sich um die bekannte Stelle, wo mit der Entscheidungsschlacht zwischen Alexander und Darius die drei gewaltigsten Kämpfe verglichen werden die dem Dichter im Augenblick einfallen: 1. Hagen und Hetel, 2. Herwig und Wolfwin[2]), 3. Achilles und Hektor usw.

man sagit von gûten knehten,
die wol getorsten vehten,
in der Troiêre liede,
ê der sturm geschiede:
Achilles und Hektor usw.

Was in S steht, heißt: 'eh der Sturm erfolgte', d. h. der letzte Entscheidungskampf, dem in neun Jahren zahllose Kämpfe vorausgegangen sind. *sturm* ist zwar eines der „Synonyma für Krieg", über welche WGrimm in einer nachgelassenen Abhandlung Kl. Schr. III 516—567 gehandelt hat (vgl. bes. 549 ff.), aber es behält seit seinem ersten Aufkommen im Annolied (130 *duo gart er sich ci sturme*, 250 *rittin ci sturme*) immer etwas von seinem metaphorischen Werte: der heftige Angriff, sei es zu Beginn des Kampfes, sei es zur Entscheidung, zur Erstürmung einer Stellung, einer Furt oder eines sonstigen Defilés, einer Festung. Auch Lamprecht, der als erster nach dem Anno-Dichter einen sehr reichlichen Gebrauch davon macht, bestätigt dies, vgl. etwa V 398. 463. 761.

1) über diese Lesung vgl. Zs. f. d. Alt. 58, 95.

2) Was das für ein Kampf ist, wissen wir nicht; mit der 'Kudrunsage' hat er schwerlich etwas zu tun: dann ginge die Dreizahl verloren.

865 ff.; und ebenso sein Bearbeiter und Fortsetzer: S 1351. 1691 usw. *ê der sturm geschiede* bedeutet also dasselbe wie *ê man begunde sturmen* S 3206. Wenn Kinzel (Anm. zu S 1842 und vorher Beitr. z. dtschen Phil. S. 61) zur Stütze der La. von V 1332 *ê 'sich' der sturm geschiede*[1]) auf ein paralleles *da geschiet sich daz volcwic* V 1528 hinweist, so übersieht er, daß zwar ein *volcwic* 'geschieden' werden kann, indem beide Teile kampfesmüde sind, aber unmöglich ein *sturm*!

Wir haben also festgestellt: S 1842 bewahrt das schwache Präteritum Lamprechts, an dem der rheinische Schreiber keinen Anstoß nimmt. Daß es tatsächlich der gesprochenen Sprache sowohl von L. als von St. eignete, werde ich im folgenden wahrscheinlich machen, indem ich mich, hier mit voller Zuversicht, des argumentum ex silentio bediene.

In allen erzählenden Dichtungen des 12. und 13. Jh.s spielt naturgemäß das Prät. *geschach* im Reimbestand eine bedeutsame Rolle. Es wird genügen wenn ich mich auf die Hauptwerke der Blütezeit beschränke[2]). Ich setze in Klammer die Prozentzahl einmal des Gesamtbestandes und dann der *ach*-Reime.

Typus *-ach*	darunter *geschach*
Hartmanns Iwein 113 (2,8 %)	29 (25 ½ %)
Gottfrieds Tristan 143 (1,5 %)	45 (32 %)
Wolframs Parzival und Willehalm 401 (2,1 %)	118 (29 ½ %)
Nibelungenlied B 137 (2,9 %)	35 (25 ½ %).

Nun wird man bei Lamprecht und seinem Nachfolger die Zahl und damit den Prozentsatz der Reime des *ach*-Typus von vornherein wesentlich höher erwarten: denn einmal kommen zu den Reimen *-ach* : *-ah* noch die sämtlichen Reime : *-ac* = *-ag*, und dann dürfen wir alle unreinen Reime hinzuzählen soweit sie überhaupt ein *-ach* aufweisen (: *-ach* gebunden auf *-af*, *-az*, *-at* usw.). Dann erhalten wir:

Typus *-ach* (rein und unrein)	darunter *geschach*
L. Tobias : 5 (3,6 %)	0
L. Alexander (VS[3]) 28 (3,6 %)	1 (3,5 %)
St. Alexander S II[4]) 71 (2,8 %)	5 (7 %).

---

1) man beachte den an dieser Stelle, wo es sich doch um eine historische Angabe handelt, schwer erträglichen Konjunktiv!

2) Ich habe mich dabei dankbar der in den „Münchener Texten" erschienenen Reimwörterbücher bedient.

3) ich unterlaß es, im einzelnen zu rechtfertigen, welche der nur in einer Hs. überlieferten Reimpaare ich aufgenommen und warum ich die Verszahl auf rund 1560 angesetzt habe.

4) 5264 Verse.

Als einziger Beleg für *geschach* im Alexander Lamprechts ist gesichert in unmittelbarer Nähe des oben geretteten *geschiede:* V 1321 = S 1831 *der ûf Wulpinwerde gesach*[1] (*: lac*). Die Fälle aus S II sind 3342 (*: nâch*). 5190 (*: gemach*). 5224 (*: ungemach*). 5233 (*: tac*). 5339 (*: tac*). Man beachte: 1. von diesen 5 Fällen drängen sich 4 auf einen Raum von 150 Versen (5190—5339) zusammen; 2. die letzten 2000 Verse bleiben wieder ganz frei.

Daß die Gesamtzahl der *ach*-Reime nicht so hoch ist wie wir erwarteten, erklärt sich eben aus dem Fehlen resp. starken Zurücktreten des *geschach*.

Es steht also zunächst für Lamprecht fest, daß seine Sprache das schwache Präteritum *geschiede* besaß, wenn er auch nur einmal davon Gebrauch gemacht hat; das starke Präteritum *geschach* war ihm natürlich schon litterarisch, aber gewiß auch aus der Umgangssprache (wenn auch nicht seiner engsten Landsleute) bekannt; er hat es aber in den von ihm erhaltenen ca. 1830 Versen (Alexander und Tobias) auch nur ein einziges Mal angewendet.

Nicht viel anders steht es bei St.: wir würden an dem Beispiel Hartmanns gemessen unter den 71 *ach*-Reimen ca. 18 *geschach* erwarten, und wir treffen bloß 5! *geschiede* hat St. in dem einen Fall des alten Textes S 1842 stehn lassen, aber keine zweite Verwendung hinzugefügt. Allerdings war ja die Versuchung nicht groß: für *iete* zwar boten sich allenfalls *diete, miete, riete, gebiete*; für *iede* gibt es nur eben *liede* und die Prät.-Formen von *scheiden: schiede* 1. 3. Sg. Prät. Konj. u. 2. Sg. Ind., sodaß dieser Typus bei Hartmann, Gottfried und Wolfram, in der Kudrun, bei Walther und Freidank, Ulrich von Zatziehoven, dem Stricker und Hugo von Trimberg ganz ausfällt. Hier kann man also keinesfalls von einem „Meiden" der schwachen Form sprechen — daß sie dem Dichter eigentümlich war, ergibt sich vielmehr aus der Seltenheit von *geschach*. Auch dieses wird nicht eigentlich gemieden, wie der gehäufte Gebrauch auf einer kurzen Strecke zeigt, aber wenn es vorher und nachher auf Tausende von Versen fehlt, während bei andern Autoren auf je 250—450 Verse ein Beispiel entfällt, so sieht man: es war dem Dichter nicht eben geläufig, stellte sich nicht ungerufen ein. —

Ebenso lehrreich und kompliziert ist das Verhalten der beiden Dichter beim Part. Prät. Für Lamprecht ist die schwache Form *gesciet* im Reim auf *niet* dreimal gesichert: V 279 (S ändert!).

1) wobei es sich überdies um ein Zitat resp. eine Reminiszenz handeln könnte.

V 989 = S 1377. V 1515 (= B, S 3278); das starke Part. *geschehen* kommt dagegen garnicht vor.

In St. setzt sich dieser Gebrauch zunächst fort: S 3139. [3278 [1]]. 3597 haben wir die Bindung *geschiet : niet* — dazwischen aber auch das Part. *geschehen:* schon 2775. 3383. Und nun tritt, noch vor der Mitte des Gedichtes, etwas Merkwürdiges ein: es wird nicht nur das *geschiet* fortab gemieden, obwohl fortgesetzt sich Reime boten, besonders *niet*, sondern es fehlt jetzt auch die starke Form *geschehen*! St. hat also zunächst den Brauch Lamprechts mit *geschiet* festgehalten, aber sich auch die litterarische Form *geschehen* gestattet; aber indem er sich von der ihm geläufigen schwachen Form lossagte, hat er zugleich auf die starke verzichtet und nun bis zum Ende fast viertausend Verse geschrieben, ohne ein einziges Mal das Partizip zu verwenden! Ja, die Sonderbarkeit geht noch weiter: 3444 ist das letzte Vorkommen auch des Infinitivs *geschehen* (resp. *geschien*, wie wohl die Lautform war); von nun ab scheinen beide, Part. und Inf., auf den Untergrund von St.s Reimgedächtnis gesunken zu sein, und damit wird auch der ganze Reimtypus *-ehen* (*-ien*) selten: er beschränkt sich auf *jehen* : (*be-*, *ge-*)*sehen* 4152 f. 6157 f. 6185 f. 7111 f. — dazu einmaliges *flêhen* : *besehen* 3614 f. Was das bedeuten will, möge ein Blick in das Reimwörterbuch zu Hartmanns Iwein zeigen: dort begegnet der Typus *-ehen* 48 ×, danach würden auf St. v. 3445—7302 entfallen 22—23 Vorkommen — statt 4—5; unter den 48 *-ehen* des Iwein sind aber volle 44 mit *geschehen*: je zur Hälfte Infinitive und Partizipien!

§ 12. Das Präteritum von 'haben'. Vorausschicken will ich kurz (vgl. auch Zwierzina) was über das Präsens zu sagen ist.

Bei L. finden *hân* und *hât* noch keinen Platz im Reime trotz der durch die Kontraktion *ahe*, *âhe* > *â* (§ 7) gesteigerten Verwendungsmöglichkeit. Anderseits fehlen hier auch Belege für die Vollformen; im Versinnern bezeugen Überlieferung und Metrik gelegentlich noch deren Gebrauch: *ir habet brâht* V 1123/S 1551.

St., das schon in einem Zusatz S 476 f. einen streng litterarischen Reim *hât* : *begât* liefert, hat neben *ich habe(n)* : 3153. 6348 schon *ich hân* 2879. 4480. 6150; und *er hât* 2576. 2696. 4164; weiter *wir haben* 5417; *ir hât* 4155 und wieder *ir habet* 4147; bei *si haben* 2541. 4329 handelt es sich um Konjunktive — für die 3 P. Pl. Ind. Präs. scheint durch *slâfent* (: *gewâfent*) 4775 sowie bei L.

1) es ist dies der V 1514 entsprechende Vers.

durch *hörent* (: *zestöret*) V 1188 die Endung *-nt* gesichert. Für den Infinitiv hab ich 13 Reimbelege mit *hân* und 6 mit *haben* gezählt[1]).

Beim Präteritum tritt ein Unterschied von auffallender Schärfe zu Tage.

Für L. sind wir schon durch Tobias 259 f. *hetten : gedechten* (mit kurzem *e*!) vorbereitet[2]). Trotz allen Störungen der Orthographie in V und Lücken in S steht die Form *hatte*, Konj. *hette* als die dem Autor eigentümliche unbedingt fest:

Im alten Alexander ist nämlich zu lesen (die Schreibungen übergeh ich hier):

V 395 f. *hatte : gesatte* (S ändert stark).
V 453 f. *besatten : hatte* (S Lücke).
V 813 f. *hatte : Gratte* ∾ S 1123 f.
V 859 f. *hatten : satten* ∾ S 1199 f.
und V 371 f. *hette : gesette* ∾ S 435 f.

Daneben steht einmal das litterarische *hête* (Konj.) : *versmête* (Konj.) V 610[3]) (S Lücke). Dagegen fehlt vollständig die Vollform *habete*, obwohl doch allein das 3 malige *sagete* die bequemste Bindungsmöglichkeit bot.

Ganz anders ist das Bild in St. Von *hatte* findet sich nur allenfalls eine unsichere Spur: wenn wir nämlich 3350 f. in *neppe : hetten* umschreiben dürfen, ein Reim der in 5467 f. *bette : wecken* seine Entsprechung fände. Die herschende Form ist hier das in V d. h. bei Lamprecht vollständig fehlende *habete*. St. hat es schon in dem zugesetzten Verspaar *sagete : habete* S 1669 f. eingeführt und verwendet es dann weiterhin im Reime: 2432. 2509. 2626. 2671. 3355. 4670. 5227. 5268. 5337. 5500. 6538. 6954, in Summa noch 12×, und in einer Regelmäßigkeit, daß wir die Form als die dem Dichter unbedingt geläufige ansprechen dürfen. Ihr gegenüber müssen die eingestreuten Reime mit *hâte*, *hête* ohne weiteres als litterarisch gelten. Es sind für den Ind. Sing. *hâte* 2548. 6148; Plur. *hâten* 2420. 5270. 6082; Konj. *hête* 3493. Das ist genau die Hälfte der *habete*-Fälle.

---

1) Ich notiere hier als reine Zufallserscheinung und nur zur Warnung, daß man bei Verskomplexen mäßigen Umfangs sich vor voreiligen Schlüssen hüten möge, die Verteilung der Reimbelege auf die beiden Hälften von S II: a) bis 4650 10 *hân* : 3 *haben*, b) bis zum Schluß 3 *hân* : 3 *haben*.

2) dagegen wird Tob. 195 auch bei Aufklärung der Verderbnis kaum in Betracht kommen.

3) gesichert durch *versmâten : tâten* V 752/S 1008 — also keinesfalls *versmahte : hatte* (Zwierzina).

§ 13. Das Präteritum von 'gehn'. Ich will hier einmal vorweg die einfachern Verhältnisse von St. erledigen.

Der Singular bietet die Form die wir von vornherein in mitteldeutschen Denkmälern erwarten müssen, denen *gie* (und ebenso *vie, hie*) ganz fehlt (Zwierzina Zs. f. d. Alt. 45, 61 ff.) und die obendrein Kürzung erwarten lassen, also *ginc*: und dazu lautet der Plural *gingen*.

Wir haben in S I das dem Bearbeiter gehörige Reimpaar 324 f. *jungelinc : ginc*, in S II 2065 f. *jungelinc : entfinc*; dazu im Plural 2354 f. *gingen : jungelingen*, 2314 *: dingen*; auch der Konj. *kinden : vinge* in S I 1467 stammt nicht aus dem Urtext. — Im übrigen nur neutrale Reime: *ginc : vinc* 5247 f. 5341 f. 5387 f. 5403 f. 5451 f. 5661 f. 5845 f. 5941 f.; *: hinc* 7199 f.; *vingen : gingen* 5377 f. Daß sie erst so spät auftreten und daß von 10 Fällen 9 auf einen Raum von 700 Versen entfallen, ist hier jedenfalls nur Schuld des Reimgedächtnisses.

Bei Lamprecht steht die Sache ganz anders. Zunächst überrascht uns der Tobias: 63 hat den Versausgang *gevie*[1]), für den leider die Reimzeile fehlt, und dann wird 226 *bevê* auf *Ninivê* (und *mê*) gereimt. (Ein Plural kommt nicht vor.)

Im Alexander VS haben wir für die Singularform kein sicheres Zeugnis. Der neutrale Reim *ginc : entfinc* S 388 f. (V zieht zusammen) mag immerhin echt sein, und einen gleichen darf man V 1271 *finch :* — ergänzen (wo S stark abweicht). Die Frage, ob *ginc : vinc* nach mitteldeutscher Regel, oder *gie : vie*, wie nach dem Tobias ausnahmsweise zu erwarten ist, bleibt unentschieden. Die Entscheidung zu Gunsten des letztern bringt der Plural!

Dieser lautet nämlich — schon Weinhold, Mhd. Gr.² § 357 (S. 371 unten) hat das als Merkwürdigkeit hervorgehoben, und Zwierzina wie de Boor S. 36 hätten es darum wissen können: *gien*! Und zwar wird er nicht nur durch das eine Beispiel Weinholds, sondern nicht weniger als viermal gesichert, denn es ist zu lesen:

geflien : irgien V 99 f./S 121 f.

(be)zien[2]) *: gien* V 179/S 209 f. V 301 f. (S fehlt). V 857 f./S 1195 f.

1) der Schreiber hat hier freilich aus *geve* geändert, das anscheinend die Form der Vorlage war.

2) Zu dem dreimal *zien* und einmal *flien* tritt noch der sicher stumpf zu lesende Versausgang *zie : geflie* V 377 f./S 442 f. Danach darf man wohl auch V 227 f. *geliegen : gezien* (das sicher echt ist gegenüber S 258 f. *geliegen : betriegen*) einsetzen: *gelien*; ich würde das gleichwohl nicht riskieren, wenn nicht inzwischen im Tobias 215 f. der Reim *zielen : vielen* (für *ziegelen*) aufgetaucht wäre, der die Möglichkeit zur Sicherheit zu erheben scheint.

Dem gegenüber steht nur scheinbar V 285f. *chinden : gingen*, denn daß in dieser Situation überhaupt nicht von Knaben die Rede sein kann, die den Alexander zu dem äußerst gefährlichen Bucephalus begleiten, ist selbstverständlich; in der latein. Quelle redet er die Begleiter auch an 'o viri!' die Stelle ist also total entstellt. Anderseits ist das Wiederhervortreten der Vollform im Konjunktiv nur natürlich: *ginge : vinge* V 1045f./S 1468f.

Dieser Plural des Präteritums *gien* und das oben behandelte *gagen* sind entscheidende Eigentümlichkeiten, die bisher weder zusammen noch einzeln in irgend einer rheinischen Versdichtung belegt sind. Wenn es gelänge diese Formen auf irgend einem Wege zu lokalisieren und dazu womöglich in einem heutigen Dialekt das durch V 1034 (*lutzel* :) unbedingt gesicherte *stützel* in der Bedeutung Spielball oder einer ähnlichen [1]) nachzuweisen, so wäre damit die Heimat Lamprechts in einer Weise gesichert, wie die berühmte und in ihrer Art noch immer einzig dastehnde Festlegung des niederrheinischen Marienlobs im Ahrtale durch Konstantin Nörrenberg. Ich muß das freilich unsern rheinländischen Kollegen überlassen [2]), die dazu nicht nur berufen sind, sondern auch wohl ein stärkeres Interesse daran haben als ich, dem es im Grunde ziemlich gleichgiltig ist zu erfahren, wo Lamprecht geboren wurde und mit dem „Stützel" gespielt hat — der Litterarhistoriker möchte vor allem wissen, wo er dichtete resp., wie es Jacob Burckhardt einmal ausgedrückt hat, wer ihm den Auftrag gab. Und darauf komm ich am Schlusse zu sprechen.

§ 14. Part. Prät. *gegangen* — *gegân* und Konsorten. L. kennt nur die vollen Formen: V 708 *bevangen : spangen*, und untereinander gereimt *begangen : gevangen : erhangen* 513f. 1023f. 1179f.

Diese Formen überwiegen auch bei St.: ich zähle 19 derartige Reimpaare (darunter zwei neutrale), dabei *ge-*, *irgangen* 6×, *ge-*, *be-*, *ent-*, *umbevangen* 11×, *gehangen* 3×, *bestanden* 1×. — Aber daneben dringen schon in S I die analogischen Kurzformen in den Reim: *bestân* 1383, *umbevân* 1538. Und diese setzen sich dann in S II fort: *bestân* 2932; *gevân* 3571. 5763, *bevân*

---

1) Die Bedeutung „Spielball" scheint mir durch das latein. *pila* nicht ausreichend gesichert: Alberich kann recht wohl dafür ein anderes Spielzeug eingesetzt, oder: Lamprecht kann dessen Ausdruck sowohl misverstanden als willkürlich geändert haben: Spielkugel, Kreisel sind daher ebenso gut möglich.

2) ich verweise wieder auf die Korrekturnote am Schluß.

6835; *irgân* 3764. 3908, *gegân* 4970. 4983. 4988. 5006. 6872 — also im ganzen 13 Reimbelege (neutrale Reimpaare kommen nicht vor).

Auffällig ist S I 283 *ûf geslân:* als Analogieform wär es an sich nicht unmöglich, aber es paßt weder zu L. (V 483. 941 *erslagen*) noch findet es an St. eine Stütze, wo *ge-, ver-, ze-, durch-, erslagen* 16× im Reim erscheint.

§ 15. Synkopierte schwache Partizipien. Der Brauch der schwachen Partizipialformen im Reim ist zeitlich, landschaftlich und individuell sehr verschieden: *bereit, bekant* und *behuot* sind derartig festgeworden, daß sie geradezu als Adjektiva, wenn auch zunächst nur in prädikativer Verwendung erscheinen; *verbrant, gesant, genant, gewant; gezalt; getrôst, erlôst* und andere haben weiteste Verbreitung; wieder andere tauchen im 12. Jh. im Reime auf und sind dann bei den Klassikern mehr oder weniger verpönt, wie etwa *versuont* (*: tuont*), das Hartmann im Credo 1114 verwendet (s. Brüch § 74).

Von unsern beiden Texten hat jeder eine kleine Gruppe für sich. St. bietet *zerstôrt* 2242. 6364, *gehôrt* 4295. 6561. 7248, allemal auf *wort* gereimt; vgl. daneben neutral *zestôret : zefüret* 6169f.[1]. — Im Unterschied davon hat L. *geleit:* V 257/S 296 und V 281 (wo der Versausgang gesichert, aber das Reimband, möglicherweise schon früh, verderbt ist): *überspreit* (*: breit*) V 1517 = S 3069; letzteres deshalb wichtig weil die beiden in S II auftauchenden Verse dadurch für L. gesichert sind, denn St. hat kein einziges derartiges Reimpaar bei vielfacher Gelegenheit.

§ 16. *geit* und *steit — sleit — deit*. Ein mehr oder weniger aufdringliches Charakteristikum aller mittelfränkischen Denkmäler sind die vorstehend angeführten Formen, zu denen noch ein paar andere wie *dweit* und *veit* (*enpheit, umbeveit*) treten, wohl auch *heit* (zu *hâhen*), wofür ich freilich zur Zeit keinen Beleg habe — außerdem natürlich die Formen des 2. P. S. *geist, deist* usw. *geit* und *steit* sind die ältesten, erst nachdem die Infinitive *slân, dwân; hân, enphân* mit *gân* und *stân* zusammengefallen waren, traten sie in die Analogie auch der Flexionsendungen auf *-eist* und *-eit*; und erst nachdem die jungen Partizipialformen *gegân, gestân, enphân* neben *gegangen, gestanden, enphangen* getreten waren und so eine neue Gruppe mit *getân* bildeten, scheint die Möglichkeit für

1) bemerkenswert wäre noch *erfolt* (*: golt*) 7127.

eine Form *deit* gegeben; daß diese, wie ich glaube, jüngste Bildung gleichwohl weit häufiger vorkommt als *sleit, dweit, enpheit*, liegt natürlich an der gehäuften Verwendungsfähigkeit. Zum mindesten wird man sagen können, daß da, wo etwa wie im Tobias (⟨54⟩ 172) nur die Form *deit* im Reime belegt ist, auch *geit* und *steit* für den Autor gesichert sind.

Für den Alexander Lamprechts (VS) stehn durch den Reim fest (bei namentlich in V vielfach widerstrebender Schreibung): *umbegeit* V 24/S 26 — *versteit* V 30/S 32 — *deit : steit* V 123f./S 147f. — *steit* V 146/S 172 — *geit* V 186/S 216 — *geit* V 192/S 222 — *deit : steit* V 289f. (in S durch Umarbeitung beseitigt!) — *geit* V 344/S 401 — *deit* 416 (in S beseitigt); — dann gegenüber der großen Lücke[1]) von S: *deit* V 518 — *steit* V 473. 584. 699 — weiter *deit : versteit* V 1099f. (in S geändert!) — *reit :* ⟨*deit*⟩ 1228 (in S 1700 zu *mût : tût* geändert) — *sleit* V 1312 (in S geändert).

Den neutralen Reim *geit : steit* V 795f./S 1097f. haben beide Hss. in *get : stet* umgeschrieben.

Ein *gât* und *stât* im Reime kommt in VS nicht vor, wol aber ist ein *dût* (*: ubermût*) V 1403/S 1928 für L. gesichert: neben 6 *deit*, von denen St. das erste stehn läßt, vier weitere beseitigt (ein sechstes fällt in die große Lücke). — Außerdem hat St. das einzige Beispiel für *sleit* fortgeschafft, die 7 Fälle von *geit* und *steit* aber, von denen 6 nicht in der Bindung mit *deit* auftreten, in ihrer Reimstellung belassen.

Daraus würde man zunächst den Schluß ziehen: St. wird im weitern Verlauf *geit* und *steit* unbedenklich anwenden, *deit* (und *sleit*) dagegen meiden. In Wirklichkeit aber steht es anders: in S II treffen wir weder *deit* noch *geit, steit* im Reime an! Der übliche Schluß würde sein: sie waren also seiner Sprache fremd.

Aber dieser Schluß ist falsch[2]) — das läßt sich leicht beweisen.

Was zunächst die 3 P. S. von *tuon* angeht, die wir ja schon einmal in S I, und zwar als sicheres Eigentum Lamprechts, in *dût : ubermût* 1928 = V 1403 gefunden haben, so kehrt sie freilich in S II noch mehrfach so wieder, aber keineswegs oft: *tût : mût* 2795. 4886 *: homût* 2884, *: gût* 3451; dazu *nôt : tût* 3591, zusammen 5 Fälle[3]).

1) durch Blattverlust!

2) ich will hier nebenbei notieren, daß auch der Verfasser des König Rother *deit* wie *geit* und *steit* im Reime gemieden hat.

3) V 1087/S 1504 steht *ir tuot*. — Kinzel Beitr. z. d. Phil. 56 gibt sogar an '*tût : gût* oft' — dieser Reim kommt aber nur einmal vor.

Die Gesamtzahl der reinen Reime auf *-uot* beträgt 32; dazu dürfen wir aber die konsonantisch unreinen *-uot*, *-uop*, *-uoc* mit 3 und wohl auch die 4 Reime *-uot : -ôt* rechnen, also 39, das ist nicht ganz 1,5% der Reimpaare. Das steht natürlich in keinem Verhältnis zum Nibelungenlied (B) mit seinen durchweg stumpfen Reimen, wo dieser Typus 4,4% beansprucht. Eher ist ein Vergleich mit dem Iwein gestattet, wo der Prozentsatz 1,8 ist. Während aber von den 75 *uot*-Reimen des Iwein 20 die Form *er* (*si, man*) *tuot* bringen, d. h. 26⅔%, sind es im Straßb. Alexander kaum 12%, und dieser grobe Unterschied dürfte sich aus dem Inhalt kaum allein erklären lassen. Es kommt aber noch hinzu, daß die letzten 2400 Verse kein einziges derartiges *-uot* bieten. So werden wir doch zu dem Schlusse gedrängt: für Str. schien die Form *duot*, die ja schon L. 1× neben 6 *deit* anwandte, von vornherein die litterarisch einzig mögliche — aber die Form seiner gesprochenen Sprache war *deit*, und so kam ihm das *tuot* nicht so leicht in die Feder wie dem oberdeutschen Kunstgenossen. —

Sehr viel einfacher liegt die Sache bei den entsprechenden Formen von *gân* und *stân*. *geit* und *steit*, die Str. bei Bearbeitung seiner Vorlage duldete, kommen in der Fortsetzung nicht mehr vor. Aber auch *gât* und *stât* werden sichtbar gemieden, trotzdem die Gelegenheit nicht fehlen konnte.

Freilich ist die Zahl der *ât*-Reime verblüffend gering: zu 10 reinen Bindungen (worunter 2× neutral *gât : stât*) tritt nur noch 1 *ât : at* (4776 f.), 1 *ât : âch* (2964 f.), das sind 12 Reimpaare auf einen Gesamtbestand von 2632, also noch nicht 0,5% — gegenüber 1,25, also dem zweiundeinhalbfachen im Iwein! Der Grund ist einmal der daß dem Dichter die Form (*er*) *hât* noch nicht recht geläufig ist (wofür ich auf § 12 verweisen kann): sie kommt nur 3× vor: 2576. 2696. 4164 (im Iwein 25×); und dann daß er *geit* und *steit* sprach, wie also die beiden neutralen Bindungen 3434 f. 5493 f. zu schreiben sind, und nur ausnahmsweise je einmal zu *gât* (: *stat*) 4776 und *stât* (: *wât* 3643) griff (im Iwein, von den Bindungen untereinander abgesehen, 7× und 12×).

Also auch hier ein deutliches Hinwegstreben vom Dialekt!

§ 17. *lachte, sachte — gelacht, gesacht.* Die Reimmöglichkeiten sind nicht so zahlreich, daß wir ein umfangreiches Material erwarten dürften; was vorliegt reicht aber aus, um auch hier einen Unterschied zwischen L. und St. zu markieren.

L. Prät. [*sachte* (*sechte*) fehlt, desgl. der Ind. *lachte*, aber] gesichert ist unbedingt d. Konj. *ane lehten : gedehten* S 435 (*leiten* V 370, den Reim zerstörend).

Part. Prät. *gesaht : praht* V 1124, wo S 1552 ändert in *gedaht*. [*gelaht* fehlt, dafür *geleit : gelegenheit* V 257/S 296.]

Das Präteritum lautet immer *sagete : dagete* V 587 (S Lücke). *: jagete* V 1012/S 1407. *: chlagete* V 1401 ∼ *gedagete* S 1926. Aber daneben steht kein *gesaget*!

St. Prät. [*lachte* und *sachte* fehlen.]

Part. Prät. *belaht : herescraft* 2937. *gelaht : naht* 2978. [daneben *geleit : bereit* 3875, vgl. aber Präs. *treget : leget* 5581 f.]

Das Präteritum *sagete :* ist zweimal: 5125. 6953; das Part. Prät. *gesaget :* dreimal: 2534. 5654. 6573 belegt.

Das je einmal vorkommende *geleit* ist natürlich litterarischer Reim.

Die Formen *lachte*, *sachte* — *gelacht*, *gesacht* sind recht eigentlich die Dialektformen, wie man sie überall bei den Mittelfranken, die Partizipien (bes. *gelacht*) darüber hinaus auch bei den Rheinfranken und Hessen findet; vgl. z. B. aus d. 12. Jh. Tund. 12 (*gesacht*), Christi Geburt 114 (*gelaht*) und besonders den Wilden Mann, der *sachte* 1×, und *sechte* 2×, *gesacht* 6×; *lachte* 2×, *gelacht* 2× bietet, also in zusammen 1584 Versen 13 Reimbelege, d. i. 1 : 61 Reimpaare[1]). Aus späterer Zeit gibt Dornfeld § 126 für Gottfried Hagen folgende Zahlen an: (*laichte* fehlt), *gelaicht* 6; *saichte* 11, *gesaicht* 6 — Summa 23: 6292 Verse, d. i. 1 : 139 Reimpaare.

Es ist also augenscheinlich, daß sowohl L. wie St. diese grobmundartlichen Reime meiden und sich lieber litterarischer Formen bedienen, wo die Verba unumgänglich sind. Dabei geht die Zurückhaltung von St. auch diesen letztern gegenüber noch weiter als bei L.: St., das sich nur eben zweimal *gelaht* (*belaht*) und diese auf knappem Raume entschlüpfen läßt, braucht auch *gesaget* und *sagete* zusammen nur einmal auf 500 Reimpaare.

§ 18. *sal* und *sol*, *wale* und *wol*. Für L. wie für St. würden wir von vornherein als einzige Form *sal* und zwar im rückhaltlosen Gebrauch erwarten — und anderseits *wale*, das aber vor Eintritt der Apokope nicht auf jenes reimen kann. So liegen die Dinge etwa beim Wilden Mann und bei Wernher: *sal : val*

1) der Rother hat, wie ich ausdrücklich hervorhebe, kein einziges Beispiel — wieder ein Beweis daß der Verfasser nicht für Rheinländer dichtete!

Veron. 284, *:al* Vier Scheiben 482; *wale:zale* Veron. 45. 124, Vier Sch. 215. Die Überlieferung der beiden Alexanderdichter[1]) läßt die Sache zunächst nicht ganz so einfach erscheinen.

Für Lamprecht freilich ist *wale:zale* gesichert (V 183 =) S 213f., V 763f. (wo S ändert *ze tale:zale*), V 1455f./S 1989f. — und anderseits *sal:al* V 1430/S 1960 bezeugt. Dabei ist zu bemerken, daß hier die Hs. S die zweisilbige Form als *wale* 1989, *wole* 213 gewahrt hat.

In St. notier ich zunächst wieder das Vorkommen des zweisilbigen *wale/wole* im Reim:

1. *wale:tale* 2380. 2647. 3291; *:sale* 3163; *:zale* 3331; *:lederswalen* 5050;

2. scheinbar *wole:sole* (Konj.) 2075; *:dolen* 4541; *:dole* 6343; dazu dann die einsilbigen Formen:

3. *wal:al* 2662. 2781 — und hierzu gehörig die in S als *sol: wol* geschriebenen Reime *sal:wal* 2906f. 3052f. 6903f.

Auf Grund von 1. und 3. müssen die zweisilbigen Reime unter 2. als dialektisch unrein angesprochen werden. Dagegen ist die Reinheit der *a*-Reime unter 3. gesichert: a) durch die Bindungen *sal:val* 1445 (Zusatz von St.), *:al* 4228, *:sal* 5940; b) dadurch daß sowohl *sal* als *wal(e)* den Reimwörtern *hol*, *vol* aus dem Wege gehn, diese vielmehr stets unter sich binden: 4396f. 6677f. 7173f.

Das Resultat ist mithin: L. wie St. kennen und brauchen nur *sal* und auch für 'wol' nur die *a*-Formen: dabei hat L. nur das zweisilbige *wale*, während St. daneben von Anfang an auch das apokopierte *wal* im Reime verwendet.

§ 19. *burch* im Reime. Das oberdeutsche *burc* ist bekanntlich ein recht ungeselliges Wort: bei Hartmann und Gottfried, im Nibelungenlied und in der Kudrun wird man es vergeblich im Reime suchen; erst Wolfram hat das Reimband *:kurc* aufgebracht und darin Nachfolge gefunden, dazu kommt bei Konrad vWürzburg *:lurc*. — Auch der unreine Reim der Frühzeit ist wenig ergiebig: ich habe nur zur Hand Rol. 302. 861 *:furt*; 7645 *:gût* und Frau Ava Leb. Jesu (ed. Piper) 711 *:durft*.

Die Mitteldeutschen welche *burȥ* sprechen, hatten es etwas leichter — aber es spricht freilich nicht für das künstlerische Feingefühl Lamprechts, wenn er nun von dem Reime *burch: durch*, den wir später vereinzelt wohl in Morant u. Galie (1225) und als Notreim für Eigennamen bei Gottfried Hagen und Her-

1) die 274 Verse des Tobias bieten keinen Beleg.

mann v. Luxemburg finden, gleich ausgiebigen Gebrauch macht: nicht weniger als fünfmal ist er für ihn gesichert: V 642 (in S die gr. Lücke). V 904/S 1260. V 950/S 1328. V 979/S 1367. V 1185/ S 1623. Dazwischen fällt der nur in S 1380 überlieferte und höchstwahrscheinlich dem Bearbeiter St. zuzuschreibende Reim *burch : wurf*.

Im weitern ist das Verhalten von St. recht merkwürdig: in S II kommt zunächst noch einmal der gewohnte Reim *durch : burch* 2225 f. vor; darauf in rascher Folge dreimal ein neuer Reimgeselle:

burch : durft

2267 f. 2279 f. 2347 f. — und damit Schluß: mit dem ersten Drittel der ganzen Dichtung. Also zwei Einschnitte, die aber beide innerhalb S II fallen.

§ 20. *sibenzoch — sibenzich*. Die Formen der Zehnzahlen auf *-zug* (s. zuletzt Schatz, Ahd. Gramm. § 409) werden im 12. Jh. von denen auf *-zig* völlig verdrängt (Weinhold, Mhd. Gramm. § 337 bringt letzte Belege unter 50. 60. 70. 100). Die einzigen Reimbelege für *-zoch* bieten Anno 165 *sibenzoch : noch* und Friedb. Christ 143 *vunfzuc unde cehenzuc : noch* — und dann eben die jüngsten : Lamprecht!

V 462 *zehinzoch* (*: noch*) (s. vKraus bei Kuhnt S. 7) — S Lücke.

V 1444 *sibenzoch* (*: ouch* resp. *och*) (über S s. u.).

Der Reim zu V 1432 *sehszic :* ist zerstört (S setzt das Wort ins Versinnere), wahrscheinlich stand ursprünglich da *sehszoch : enwizzen* (*noch*). Daß die Vorlage von V noch die Schreibungen auf *-zoch* besaß, die der bajuvarische Abschreiber beim ersten Aufstoßen nicht verstand, beweist V 327, wo (im Versinnern) von *zehenzoch* nur eben das *zoch* stehn geblieben ist.

St. hat demgegenüber durchweg *-zich*! So schon

S 1971 *sibenzich* (*: rich*) gegenüber V 1444 (s. o.).

weiter: S 4959 l. *zwênzich* (*: lîf*)

S 5091 l. *drîzich* (*: lîf*)

S 5095 l. *zwênzich* (*: ich*)

S 6111 l. *drîzich* (*: hêrlich*).

Der Gegensatz offenbart sich also schon in S I und ist in S II zur Konsequenz geworden.

§ 21. Während die beiden Hss. — merkwürdig genug — in der Schreibung *tusint* (*dusint*) übereinstimmen (einer Form die der Rother 490 auch im Reime bietet), die in V sogar das Reimbild stört, ist für L. *tûsant*, für St. *tûsunt* als Reimform gesichert.

Bewahrt ist das Reimband in beiden Hss.: *tûsant : gesant* V 1450/S 1984, V 1466/S 2000; in V allein: *phant* V 810 gegen S 1116 *dusunt : zestunt*; *: besant* V 1495 gegen S 2034 *tûsunt : zestunt*; ferner V 1464 (*: lant*). 1468 (*: lant*), wo S beidemal ausfällt — also im ganzen 6 mal. — *tûsunt* braucht St. außer oben S 1116. 2034 noch 1052 (*: zestunt*) und 1681 (*: stunt*), wo das Wort beidemal aus dem Versinnern geholt ist — in allem 4 mal. Da ist es denn höchst merkwürdig daß nach längerer Meidung des Reims in S II 6513 *tûsant* (*: gewant*) noch einmal auftaucht, also die in S I gemiedene resp. verdrängte Form. Vgl. den Fall mit *gagen* § 10 (S. 63).

§ 22. a) Für L. sichern VS die nach frühem Schwund des *w* kontrahierte Form *ruon*: unter drei Reimen auf *tuon* (der dritte ist 399 f. *getuon : ruom*) begegnet uns zweimal *: geruon* V 262/S 303. V 373/S 438. Ich kenne diese Form aus zwei jüngern Zeitgenossen, dem Wilden Mann: Veronica 129 f. *gerûn : gedûn* und Werner v. Elmendorf 270. 826. 930 *gerûn : tûn*.

Bei St. fehlt sie: da er aber 8 × *tuon* im Reime verwendet, ohne zu ihr zu greifen, wird sie ihm fremd oder widerstrebend gewesen sein — für *ruowen* war eine reine Bindung schwer zu finden; vgl. allenfalls *gerûweten : mûweten* 6837 f.; im Versinnern steht *rûwen* 2552. Eine Assonanz bietet z. B. Gr. Rud. K 20 f. *rûwen : blûmen*, der sich damit in ähnlicher Weise von seinem Landsmann Werner von Elmendorf unterscheidet wie St. von L. —

b) Die Schreibung für 'turris' ist: im Tobias *torn* 201. 211; in V *turn*, in S *turm* (durchweg außer im Reim 1335). Als Reimform ist gesichert für:

L. *torne : zorne* V 875. V 957/S 1335.

St. *turme : sturme* S 1221 (Änderung). 4373. 4425.

Wo man *torn* sprach, blieb das *n* durch die Nachbarschaft von *dorn, zorn,* (*born*); *horn, korn* gesichert; in *turn* war es isoliert, und so kam es mit *turm* zum Anschluß an *wurm, sturm.* —

c) Das Substantivum *vare* 'color', das wir in dieser Form aus Herbort kennen (6470. 10528), ist für L. mit V 247/S 286 in dieser Form durch den Reim auf *aren* gesichert — in St. steht, bei sehr viel häufigerer Gelegenheit des Reimes *-are*, nur *varwe* (*: garwe*) 3561. 5303. 5955. 6140. —

d) 'dentes': L. *zende : lende* V 1287/S 1789 (*zenden : lenden*); *: hende* V 420 (S 495 *hande : zande*).

St. *zande : verwânde* S 3166;

unsicher 5010 f. *hande : zande*; Nebenform *zane : allizane* 5051. —

e) L. V 505 f. (Lücke in S) reimt *genâsen : verdwâsen*; in St. haben wir S 2173 f. *genâren : wâren*.

§ 23. Deminutiva. VS = L. hat kein einziges Deminutivum, St. immerhin deren vier: *twirgelin* 3110, *statelin* 4196, *glockelin* 5441, *fugelin* 5558, sämtlich im Reime. Das Material ist freilich zu gering um daraus Schlüsse zu ziehen — immerhin enthält das völlige Fehlen bei L. eine Warnung, nicht etwa für Konjekturen gegenüber V mit solchen Formen zu operieren.

Daß die Deminutiva an sich den mitteldeutschen Dichtern nicht zur Hand liegen, zeigt am besten Herbort von Fritzlar: in ca. 18500 Versen hat er kein einziges echtes Deminutivum: denn das 5 mal vorkommende *vingerlin* (im Reim 1027. 1105; im Vers 1033. 14118. 16564) wird garnicht als solches gefühlt, und das zweimalige *wezzerlin* (2181. 2185, beidemal im Vers!) ist Ersatz für den Plural: „die Gewässer".

Die vier *-lin* bei St. sind abermals schriftsprachlicher Einfluß: unter der Gunst des Reimes.

§ 24. Fremdwörter. V 763 *si werten sich 'von prise' wole* (: *zale*), wo S 1045 ff. mit selbständiger Verbreiterung abweicht, ist verdächtig; denn *prîs*, das noch im Roland, Kchr. und Rother, in Hartmanns Credo und den sämtlichen mittelfränkischen Gedichten der Zeit um 1160 fehlt und dann — gegen 1170 — etwa gleichzeitig bei Werner von Elmendorf und im Grafen Rudolf auftaucht, ist Lamprecht, wie alle romanischen Fremdwörter, gewiß noch ungewohnt gewesen. Er braucht ja nicht einmal — trotz einer französischen Quelle! — das bereits von Roland, Kchr. und Rother gebotene *palas*, sondern schreibt dafür *palenze* V 281/S 325. V 286. — *castel* V 628/S 1144. V 839/S 1161 sei immerhin erwähnt: es könnte aus der französischen Vorlage stammen und wäre dann das einzige Wort dieser Art — in S II kehrt es nicht wieder.

Auch St. ist noch auffallend arm an den modischen Wörtern: das einzige das er häufiger gebraucht, im Reim wie im Versinnern, ist eben das bei L. noch vermißte *palas* (gegen 30×); nur je einmal kommen vor *amîs* 3362 und *prîs* 5852; ferner *clâr* 3556: von dem gläsernen Sarge. Recht frühe, vielleicht die frühsten Belege bietet St. ferner für das seiner Herkunft nach noch immer dunkle *cumber* S 1530. 1657 (sicher Neuerung gegenüber V), das aber nur eben in der Bearbeitung des alten Textes erscheint und weiterhin aufgegeben wird.

Ich schließe hiermit die sprachlichen Betrachtungen, ohne sie erschöpft zu haben. Absichtlich sind sie nicht in irgend ein System gebracht; sondern lose aufgereiht, in einer Weise daß daraus ein-

mal die längst angenommene Scheidung von L. und St. neben den alten auch neue und, wie ich denke, eindrucksvolle Stützen erhält, und dann daß der schriftsprachliche Charakter oder doch das schriftsprachliche Streben von St. zum ersten Male herausgestellt wird. Bisher ging das Bemühen der Germanisten nur eben darauf hinaus, zu ermitteln, welchem der verschiedenen Dialekte des Rheinlands die beiden Autoren zuzuweisen seien; ich selbst habe diese Frage nicht absichtlich gefördert: ich muß es den Spezialisten von Rhein und Mosel überlassen, ob sie dafür den einen und andern von meinen Hinweisen brauchbar finden.

Im zweiten Teile meiner Arbeit wend ich mich nun litterarischen und geschichtlichen Erscheinungen zu: hier sind es nur eben Paralegomena die ich biete, eine geschlossene Untersuchung noch weniger als im vorausgehnden. Die Trennung von L. und St. wird aber dabei mehrfach noch schärfer hervortreten.

§ 25. 'Lied und Buch'. (Das Material war aus zwei Anmerkungen Kinzels zu entnehmen: zu v. 1 und v. 1980).

L. nennt sein eigenes Werk sowohl als die Quelle, die Dichtung des Alberich von Bisenzun, ein 'Lied', und er hat für beides ausschließlich diese Bezeichnung: VS 1 *Daz liet daz wir hie wirken* — VS 14 *der brahte uns diz liet zuo*, VS 19 *Dô Alberich diz liet irhuop*[1]; echt ist ferner S 36 (wo V überspringt) *des liedes wil ich vellevaren*, dagegen V 1531 *diz liet ist wâr unde reht* Schreiberzusatz. Eine Beziehung auf 'das Buch' hat L. nicht[2].

Dagegen ist es für St., der zwar ein älteres deutsches Gedicht bearbeitet, aber für die Fortsetzung nur lateinische Prosaquellen benützt, von vornherein charakteristisch, daß er schon in S I das 'Buch' mehrfach einführt: S 18 *als daz bûch saget sô sagen ouch ich* gegenüber V 18 *louc er, sô liuge ih*, und geradezu aufdringlich S 1980 (wo V eine Lücke hat) *wandiz kundet uns daz liet und daz bûch da ichz ane las*. Eigentum von S ist sicher auch 1714 *als ih daz bûch hôrte sagen*[3], 1961 *als ichz an den bûchen hân gelesen*

1) *inslûc* V ist gewiß der eigenartigere Ausdruck: aber a) wird dadurch der Reim gebessert und b) ist es nur auf bair. Boden bezeugt, s. Mhd. Wb II 2, 375.

2) denn natürlich scheiden hier V 36/S 38 (*daz nesaget uns nehein bûch*) und anderseits S 1060 (*der selbe der dâ Boreas in den bûchen heizet*) ebenso aus wie anderseits *in Troière liede* V 1331/S 1841 oder in S II 2062 *in liede und in bispellen*.

3) womit freilich auch das sonst für L. charakteristische Reimwort *ingagen* verdächtig wird!

und 2032 *als ichz an den bûchen las*; vgl. 3000 *als ichz an den bûchen las*, 2184 und 3555 *an den bûchen hân ich gelesen.*

Weitere Stellen in S II sind a) für den Singular: 2367 *ist iz als daz bûch quît*, 3317 *daz bûch saget uns alsô*, 4019 *als uns daz bûch hât innen braht*, 4503 *uns nehabe daz bûch gelogen*; b) für den Plural: 4033 *newére uns vil ebene in den bûchen niht geschriben.*

Dazu treten zwei Fälle wo sich in naiver Übertragung des Gewohnheitsmäßigen Alexander in seinem großen Briefe für Dinge die er selbst gesehen hat, auf 'ein Buch' (4917) oder auf 'die Bücher' (5417) beziehen soll.

Lassen wir sie fort, so beruft sich St. in dieser Weise 13× auf die Quelle als *bûch* (7× Sing. und 6× Plur.), und davon entfallen 5 Fälle (3 + 2) auf Einschaltungen und Änderungen in S I. Daß er am Schlusse sein eigenes Werk, wie Lamprecht das seine, als *diz liet* bezeichnet (7279), ist selbstverständlich.

§ 26. Abschweifungen von der Quelle. Lamprecht läßt schon in dem kurzen Fragment des Tobias — daß dieser das ältere Werk ist, unterliegt für mich keinem Zweifel — gelegentlich die Neigung erkennen, von dem eigentlichen Thema abzuschweifen; er gibt deutlich zu verstehn, daß ihm der 'Liber Thobiae' allein nicht genügt habe: 160 'in libro regum', 224 das Buch Jonas; von Ninive kommt er auf Ninus (von dem die Bibel nichts weiß) und von da zunächst auf den babylonischen Turmbau 200 ff., später auf die Stiftung von Trier 230. Ich vermute daß derartige Seitensprünge, so unkünstlerisch sie gewiß sind, uns im weitern Verlauf des Werkes immerhin einiges Interessante über den eigentlichen Stoff und seine „handwerksmäßige" Behandlung hinaus geboten haben würden.

Im Alexander ist diese Neigung direkt zu einer übeln Unart geworden. Die Erscheinung setzt hier gleich in der Einleitung ein, die der Quelle vorausgeschickt wird:

1. *diz mugit ir wol hôren*
   in libro Machabeorum VS 11 f;

sodann ebenso

2. *dô regina austri zuo ime quam* V 64/S 68

mit der neutestamentlichen Bezeichnung (Luc. 11, 31. Matth. 12, 42) der 'regina Sabae'[1]). Für die weitern Zusätze derart, bei welchen die Möglichkeit eines Vergleichs mit der franz. Quelle ausscheidet, erweisen andere Kriterien die Selbständigkeit Lamprechts.

---

1) wie natürlich auch in der Veronica des Wilden Mannes 25 einzustellen ist.

3. *diz was Darius der in Daniel steit,*
der mit dem criechisken kuninge streit;
diz was den Daniel slâfinde gesach
in einem troume dâ er lach usw. V 475 ff. (S Lücke).

4. *ein stat heizet Nicomedias,*
dâ sancte Pantaleon gemarteret was. V 601 f. (S Lücke).

5. Zu V 686 ff. ist Tobias 43 f. natürlich als Parallele sofort erkannt worden: man darf auch daraus schließen, daß der Tobias das frühere Werk ist.

6. *diz was dâ Naaman inne was,* (Syrien)
der von der miselsuhte genas V 693 f. (S Lücke).

7. *er zestôrte ouch Bethuliam,*
dâ Judith Holoferni sîn houbet nam V 695 f. (S Lücke).

8. *dar nâch wart Jerusalem verbrant*
und Betlehem ⟨*diu*⟩ *dâ bî steit* V 698 f. (S Lücke).

wo mindestens Betlehem ein Zusatz L.s ist.

9. *diz ist Libanus* ⟨*der*⟩ *in Arabien steit,*
dâ der Jordan ûz geit.
diz ist noch der selbe walt
den der kuninc Salomon galt usw. V 795 ff. ∾ S 1097 ff.

10. *al zestôret was dô Tyrus.*
die stifte sint der kuninc Apollonius usw. V 1009 f. ∾ S 1402 ff.

11. *Tyre ist noch die selbe stat*
dâ Chananea unsen hêrren bat,* *so S, *daz heiden wîb* V
daz er ir tohter erlôste
von dem ubelen geiste. V 1018 ff. ∾ S 1412 ff.

12. *die selbe burch Sardis,*
von ir saget uns Apocalipsis,* **daz bûch A.* V
daz si der siben burge ein wêre usw. V 1396 ff. ∾ S 1917 ff.

13. *Mêdinriche ist noch daz selbe lant*
dar der engel mit Tobia wart gesant V 1461 f. ∾ S 1995 f.

14. (Armenien)
diz was dâ diu archa gesaz usw. V 1470 ff. ∾ S 2005 ff.

Diese Hinweise und Abschweifungen haben natürlich in der Dichtung der Geistlichen ihre Tradition: vgl. speziell Annolied 152 (*Ninivê*) *dâ sint der merevisch Jonam ûz spê* mit Tob. 224 f. (*Nininivê*) *uns saget des prophêten bûch den der visch dare trûch* (Jonas). Allein erst Lamprecht im Alexander hat das zu einer schulmeisterlichen Manier ausgebildet.

St. hat diese nicht übernommen: in dem dreimal so umfangreichen Text S II finden wir nur eben 2205 ff., d. h. nahe dem Eingang der Fortsetzung: *Chorinthia was ein michel stat, di be-*

karte von der heidenscaf dar nâh sancte Paulus. Es bleibt aber bemerkenswert, daß St., obwohl er die Neigung L.s von sich aus nicht teilt, doch in S I gegenüber der Vorlage keinen einzigen Eingriff oder Abstrich für nötig befunden hat: hier liegt doch deutlich eine Grenze, wo nicht seines künstlerischen Vermögens, so gewiß seines künstlerischen Gewissens.

§ 27. Die Alexanderdichtung und die Kaiserchronik. In seiner Roland-Ausgabe S. XII Anm. 2 hat C. Wesle die These Kinzels S. LXII und 462 wieder aufgenommen, wonach bereits Lamprecht die Kaiserchronik gekannt habe, die ihm (nach Kinzel) in Baiern noch vor ihrer Vollendung zugänglich geworden sei. Nachdem wir wissen, daß Lamprechts Werk nur eben die Ausdehnung der Vorauer Überlieferung besessen hat, bleibt dafür nichts anderes als Beweis übrig als die Angabe der zahlenmäßigen Stärke einer Legion V 1430 ff./S 1960 ff.: 6660, die aus der Kchr. 6520 ff. entnommen sein soll (wo genauer 6666 angegeben ist). Allein Kinzel selbst hat schon in der Anm. zu 1962 darauf hingewiesen, daß dies Wissen um die Legion im Mittelalter weit verbreitet war, und in Köln vor allem war die Zahl durch die Legende vom Untergang der thebäischen Legion natürlich wohlbekannt; vgl. z. B. auch unser Passional K. 486, 32 f. (Mauricius), wo die „Rotte“ auf 6666 Mann gerechnet wird. Diese eine Stütze ist also mehr als morsch.

Umgekehrt hab ich auch in der Kaiserchronik keine zuverlässige Spur einer Kenntnis von Lamprechts Alexander-Dichtung gefunden.

Dagegen hat der Straßburger Bearbeiter die Kaiserchronik gewiß gekannt. Da es schwer ist, ohne eine genauere Untersuchung die zahlreichen, bei Kinzel fast vollständig verzeichneten Parallelstellen zu Rolandslied und Kaiserchronik richtig aufzuteilen — ich verweise immerhin darauf (§ 4) daß S 1818 einen Vers der Kaiserchronik wörtlich interpolierte — beschränk ich mich hier auf eine ganz bestimmte Partie, die zugleich zeigen mag, daß es sich bei St., soweit die Kaiserchronik in Frage kommt, nur um unsichere Erinnerungen aus einer zurückliegenden Lektüre handelt.

Dem Alexander wird, nachdem Darius besiegt und begraben ist, bereits in der Historia de proeliis[1]) eine Landfriedensordnung

1) und schon beim Archipresbyter Leo (ed. Pfister 99, 10 ff.) resp. Pseudokallisthenes.

zugeschrieben, und St. 3890—3911 hat nun die betr. Stelle — sie ist am bequemsten bei Kinzel unter dem Text zugänglich — mit Reminiszenzen aus Kchr. 8100—115 (Constantin) in eigenartiger Weise vermengt: gleich im Eingang entnimmt er die *herzogen unde grâben* 3893 der Kchr. 8102[1]; wenn dann aber die Kchr. 8112f. sagt: *er gebôt umbe bûliute und umbe choufman, daz si fride solten hân*, was nur heißen soll „der Bauer auf dem Dorfe und der Bürger in der Stadt", so hat St. das mit dem Satze der H. de pr. *omnia itinera aperta sint, ut euntes et redeuntes cum negotiis nihil patiantur mali* verzwickt: 3903ff. (*do gebôt er den fursten* ...) *daz si fride swûren den di durh daz lant fûren, koufmannen unde gebûren*, wobei es nun den Anschein gewinnen muß, als ob auch die Bauern große Reisen machen[2]).

Daß St. nach der Publikation der Kchr. geschrieben hat und also nicht gut vor 1150 geschrieben haben kann, steht unbedingt fest.

Auf die Frage des Verhältnisses von Rolandslied und Alexanderlied hoff ich bald einmal näher einzugehn.

§ 28. Zur Heimatkunde und Kulturgeschichte bei L. und St. Nachdem FPfeiffer Germ. 3, 494f. den Pfaffen Lamprecht an der Sprache als einen Niederrheiner erkannt hatte, war es im allgemeinen Brauch ihn in der Gegend von Köln zu lokalisieren, und gerade Scherer, der seine litterarische Tätigkeit gleich der des niederrheinischen Rother-Dichters nach Baiern verlegen und ihn so mit dem Rolandslied und der Kaiserchronik einerseits, mit der ältern Kudrundichtung anderseits auch in einen gewissen landschaftlichen Zusammenhang bringen wollte (QF. VII 62ff., XII 79), hat als erster auf ein spezifisch kölnisches Kriterium hingewiesen (QF. VII 61): die Erwähnung des hl. Pantaleon V 601f. (S Lücke). Die Quellenuntersuchung von Alwin Schmidt (Bonner Diss. 1886) S. 17 hat dies bestätigt: „Die in jeder Weise fremdartige und störende Einführung von Nicomedia scheint lediglich durch die Bedeutung veranlaßt, welche diese Stadt durch das Martyrium des heil. Pantaleon für die Heimat des deutschen Dichters hatte". Und damit für seine Leser, möcht ich ausdrücklich hinzufügen: denn diese sind in erster Linie in Köln selbst zu suchen.

Wenn man neuerdings davon abzukommen scheint und Trier vorziehen möchte, so ist das hauptsächlich auf die Dissertation von

---

1) das Paar *h. u. gr.* kennt St. natürlich (und ebenso L.: V 1419/S 1947), aber es kommt hier auf den Platz an!

2) oder hat St. *gebûre* hier noch als 'vicinus, concivis' genommen?

Joachim Kuhnt (Greifswald 1915) begründet, welcher die Sprache Lamprechts als moselfränkisch nachweisen wollte und wenigstens in diesem Punkte allgemeine Zustimmung gefunden zu haben scheint, zunächst auch von mir Anz. f. d. Alt. 39, 88. Als dann die Tobias-Fragmente (PBBeitr. 41, 1916) v. 230 gar eine allerdings etwas gewaltsam herbeigezogene Erwähnung von Trier gebracht hatten, war es wohl verständlich, wenn man darin eine Bestätigung der durch die sprachliche Untersuchung ermittelten Heimat: Moselfranken erblickte (s. Wallner PBBeitr. 43, 200).

Aber nachdem ich selbst zu der Erkenntnis gelangt bin, daß das schriftsprachliche Bestreben Lamprechts, das man früher verkannt hat, uns erschwert eine engere Heimatsbestimmung als „Mittelfranken" vorzunehmen, schätz ich diesen Hinweis auf den Gründer von Trier, der aus den Gesta Treverorum stammt und unter dem Einfluß der Städtestiftungen des Annoliedes steht (s. Wallner PBBeitr. 43, 206; Ehrismann Littgesch. II 112), nicht eben hoch ein. Hätten wir den ganzen Tobias und wäre dies die einzige Nennung einer deutschen Stadt, dann läge die Sache anders — aber wer bürgt uns dafür, daß der Verfasser im weitern Verlauf der Dichtung nicht auch einen Hinweis ähnlicher Art auf Köln wie diesen auf Trier geboten habe? „An Ninus haben wir weiter kein Interesse als allenfalls das, daß ein Sohn von ihm Trier gegründet hat", sagt Lamprecht.

Vorläufig halt ich den hl. Pantaleon im Alexander für mindestens ebenso gewichtig. Und anderes worauf ich gleich zu sprechen komme, weist den Dichter in eine Umgebung mit reichster städtischer Kultur, wie sie zu jener Zeit wohl Köln, aber nicht Trier bot. Trier lebte schon damals hauptsächlich von seiner großen Vergangenheit, die man nicht weit genug zurückschrauben konnte: vielleicht haben sogar die Kölner ruhig zugegeben, daß Trier nach Ninive die älteste Stadt der Welt sei. Köln aber, das heilige Köln, war in eine überaus glanzvolle Gegenwart getreten: hier hatte sich ein städtisches Leben und ein bürgerlicher Reichtum entwickelt, wie im damaligen Deutschland nur allenfalls noch — in einigem Abstand — in Regensburg. Einen solchen Zustand städtischer Hochkultur aber setzt die Dichtung Lamprechts voraus: in ihm fand er das Publikum, das gewohnt war in Vorstellungen weltlicher Pracht zu schwelgen und die Phantasie auch in fremde Länder schweifen zu lassen. Lamprecht und sein namenloser Nachfolger haben diese Interessen nicht erst geweckt, sie haben ihnen vielmehr gedient und sie über Köln hinaus in die Weite getragen.

In einem Vortrag „Stadt und Dorf in der deutschen Sprache

des Mittelalters" (Nachr. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1906, Geschäftl. Mitteilungen H. 2) hab ich s. Z. den Nachweis geführt, daß die Differenzierung der Begriffe „Burg" und „Stadt" und das Vordringen des neutralen Ausdrucks *stat* für 'civitas' ein Vorgang des frühen 12. Jh.s ist, der aber erst gegen 1200 abgeschlossen erscheint. Ich hoffe darauf noch einmal ausführlich zurückzukommen in der Einleitung einer längst bereitliegenden Abhandlung über „Bürger und Pfahlbürger"; darum geh ich hier nicht näher darauf ein, muß nur das wichtigste hervorheben.

Der Dichter des Annolieds braucht noch durchaus *burg*, in den Zusätzen eines Interpolators tritt die *stat* auf (Zs. f. d. Alt. 58, 93). Lamprecht spricht im Tobias 128 noch von der *burch ze Jerusalem*, nennt sie aber 265 *stat*, und so auch Rages in Medenland 145. Und ebenso steht es im Alexander L.: die beiden Ausdrücke wechseln, immerhin so, daß *burch* da überwiegt wo es sich um Belagerungskämpfe handelt (hier auch zwischendurch *veste*), aber auch sonst ohne scharfe Scheidung neben *stat* auftritt. Eine 'Stadt' heißt Nicomedia (V 601), als 'große Stadt' werden eingeführt Caesarea (V 383), Tyrus (V 703), Babylon (V 1139) — anderseits als 'Burg' Karthago (V 642. 1185), Alexandria (V 679), Naason (V 690), Sardes (V 1390). Bei einem Ausdruck wie V 444 f. *daz er bewaren hieze baz sine burch z' Antonia* haben wir bereits an die 'Burg' bei resp. innerhalb der Stadt zu denken.

Bekanntlich ist der „Bürger" bei der „Stadt" verblieben und hat einen neuen Sinn bekommen — von ihm wird später der „Burgmann" unterschieden, während die ältere Zeit einen solchen Unterschied nicht kennt: noch bei Wolfram von Eschenbach sind die *burgære* nicht sowohl die zivilen Bewohner der Stadt, als die Besatzung der Stadtburg. Bei Lamprecht aber hat bemerkenswerter Weise das Wort *burgêre* schon ganz die neue Bedeutung: wir dürfen sie unbedenklich annehmen V 825/S 1140 *die* (*richen* S) *burgêre stolz und balt*; noch bestimmter tritt sie auf V 996/S 1389 *der richesten burgêre di dar inne*[1] *sâzen* und dann V 1008/S 1401, wo die Bevölkerung von Tyrus geschieden wird in *geste oder burgêre*. Es ist das erstmalige Vorkommen dieser rechtlich so bedeutsamen Scheidung in deutscher Sprache.

Ein solches zugleich wehrhaftes und reiches Bürgertum, wie es Lamprecht hier bei der Belagerung und Eroberung von Tyrus vorschwebt, gab es zu jener Zeit eigentlich nur in Köln, und nichts steht im Wege, den Dichter als mit den dortigen Zuständen

1) *in der burch* ist sicher Änderung von V.

vertraut anzusehen, ja ihn mit dem sich eben bildenden Patriziat von Köln verkehrend und für dieses schreibend zu denken. Daß in den Kölner Schreinsbüchern um 1200 der Name Alexander nicht weniger als 16 mal vorkommt[1]), fast so häufig wie der des sagenhaften Befreiers der Stadt, des Marsilius (22 mal), sei immerhin erwähnt: denn bei der Seltenheit der übrigen Märtyrernamen genügt der hl. Alexander hierfür nicht, obwohl er zur thebäischen Legion gehörte: Pantaleon erscheint nur einmal, Gereon garnicht!

St. erweckt gegenüber L. nicht nur den Eindruck einer überlegenen dichterischen Kunst, sondern auch den einer reicher entwickelten Kultur. Das mag allerdings zum Teil am Stoffe liegen, der hier weit mehr Gelegenheit zur Entfaltung von üppigen, phantasiegeschwellten Schilderungen bot, Schilderungen die von der Kölner Wirklichkeit freilich weit abliegen. Immerhin bietet sich auch hier Gelegenheit, einzelnes bemerkenswerte zu notieren.

Bei „Burg“ und „Stadt“ hat sich von L. zu St. wenig geändert. Schon bei den Zusätzen von S I sehen wir den gleichen Wechsel zwischen *stat* (z. B. 1203. 1208) und *burch* (1041. 1357) wie im Original, und das wird auch weiterhin nicht viel anders. Daß St. deutlich scheidet, beweist 2615 f. *zimberen begunde er dâ eine b u r g und eine s t a t.* Gleichwohl sind, wenn Alexander weiterhin *manige burch unde lant* erobert (2176), die großen Städte vor allem einbegriffen: so *Abdirus ein michel stat* 2207, *die stat ze Theben* 2286, *Chorinthia was ein michel stat* 2305. Und wie sehr sich die *stat* bereits durchgesetzt hat, zeigt drastisch das neugebildete Deminutivum *statelîn* 4196: *der roubêre Alexander gewinnet lutzele statelîn* (*'latrocinando optinet civitates'* H. de pr.) höhnt Porus brieflich seinen Gegner — und so blickten auch die Kölner gewiß auf kleinere Städtewesen herab!

§ 29. Rittermäßiges in St. Auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Kultur brauchen wir wohl auch nicht über das kölnische Patriziat hinauszuschweifen, wenn wir die deutlichen Hinweise auf die *tougen minne* (so 2789) und die vornehme Dame notieren, *die dâ stille was gehît* und nun ihren *amis* betrauert (3362 f.). — „ritterlich“ und „gemeit“ zu erscheinen waren die Stadtritter von Köln gewiß ebenso bestrebt, wie der rheinische Land- und Hofadel: so sprengt St. das Adj. *riterlich*, das L. noch fremd war[2]), schon in S I ein: 174. 430. 1888 — mit *gemeit* beginnt er erst in

1) F. Wagner, Studien über die Namengebung in Köln im 12. Jh. (Diss. Göttingen 1913) S. 42.

2) zur Bedeutungsentwickelung vgl. jetzt Zs. f. d. Alt. 65, 294 f.

der eigenen Arbeit 2211, und gegen den Schluß hin wird es ihm dann zu einem Lieblingsworte: 6711. 6775. 6822. 6852; speziell den Ausdruck der 'Maße': *mit zuhten gemeit* 5282. 7266 dürfte St., zwar nicht selbst geprägt, aber doch wohl litterarisch zuerst verwendet haben.

Ich habe aus allem dem erneut den Eindruck gewonnen, daß zwischen L. und St. reichlich ein Menschenalter liegen muß, und ich halte an solcher Überzeugung fest, ohne sie beweisen zu können. Zwischen diesen beiden aber find ich keine Zwischenstufe, die sich individuell erfassen, nach ihrer besondern Kunst und Kultur umschreiben ließe. Mit einer Konstruktion aus dem Handschriftenverhältnis heraus ist hier ein Gegenbeweis nicht zu liefern, wo es sich bei B in den meisten Fällen um verderbte Lesarten handelt, die erst mühsam gedeutet und eingerenkt werden müssen.

§ 31. Bildende Kunst in St. Alle Stellen unserer Alexanderdichtung die sich auf Bauwesen, bildende Kunst und Kunstgewerbe beziehen, hat Alb. Ilg in dem bekannten Heft der „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik" N. F. Bd. V (1892) S. 11—32 ausgezogen: aber so chaotisch und kritiklos, daß diese „Beiträge z. Geschichte d. Kunst und der Kunsttechnik aus mittelhochdeutschen Dichtern" mit Recht weder von den Kunsthistorikern noch von den Germanisten respektiert werden. Der Gedanke daß die mittelalterlichen Dichter nach Quellen arbeiten und daß wir diese wenigstens teilweise kennen, ist dem Exzerptor garnicht gekommen. Ich nehme selbsverständlich auf diese Rücksicht, indem ich den kulturgeschichtlich interessantesten Gegenstand herausgreife: die Tafelmalerei; und ich setze demgemäß den betr. Versen von St. die Stellen der „Historia de proeliis" I (ed. Landgraf, Erlangen 1885) voran, denen ich in Klammer die Zusätze der erweiternden Fassung II. III nach Zingerle[1]) (Z.) beifüge, obwohl sie für unsern Autor kaum in Betracht kommen.

1. H. I 114, 3: Al. sendet der Königin Candacis *templum et statuam Ammonis* [*dei regis ex auro purissimo* Z. 241, 21]. — v. 5532 (*und santir zô dem mâle*) *ein bilide wol gemâlet nâh Amon minen gote.*

2a. H. I 115, 3f.: Candacis beauftragt einen ihrer Gesandtschaft an Alexander beigegebenen äußerst geschickten Maler, *ut*

1) Die Quellen zum Alexander des Rudolf vEms (Breslau 1885), Anhang S. 127 ff.

depingeret figuram illius atque adduceret eam illi. Factumque est. [Zusatz: *Interea reversi sunt ipsi missi Candacis regine ad eam, obtulerunt ei figuram Alexandri depictam in membrana* Z. 242, 19 ff.] — v. 5590 ff. *dô was di frowe des bedaht, daz si zô mir sante einen man, der was alsô getân daz er konde mâlen. der mâlede zô dem mâle an einer tabelen mînen lîb.*

2ᵇ. H. I 118, 13 ff.: Candacis überrascht den Alexander durch Vorzeigung (dieses) seines Bildes: *Introduxitque eum cubiculum suum et monstravit illi imaginem suam* [*depictam in membrana* Z. 246, 17] *et dixit: 'Agnoscis hanc imaginem?'* — v. 6146 ff. *dô leite mich di frowe in eine kemenâte, dâ si behalten hâte daz bilede nâh mir getân, dan abe ih û gesaget hân. Vil leide ih mir gedahte, dô di frowe brahte daz bilide ze lihte und ze mînen anesihte daz hatte in irn handen* usw.

Unter 1. ist eine Statue ohne weiteres in ein versendbares gemaltes Bild umgewandelt, das sich dem deutschen Dichter zweifellos nicht als ein Miniaturbild auf Pergament, sondern als ein Tafelbild des Gottes vorstellt. Bei 2. liegt die Sache für den Redaktor der 'Historia de proeliis' oder vielmehr den Archipresbyter Leo, dem er hier wörtlich folgt (ed. Pfister 113, 11 ff. 116, 18 f.) höchstwahrscheinlich so wie es Hist. II. III beidemal in dem Zusatz '*in membrana*' ausdrückt: d. h. er denkt an ein (relativ kleines) Porträt auf Pergament, das dann Candacis irgendwie in ihrem Schlafzimmer aufbewahrt. St. aber hat daraus ausdrücklich ein Tafelbild (5595) gemacht, das dann im Gemach der Königin aufgestellt oder aufgehängt war.

Diese Auffassung erscheint mir kunstgeschichtlich deshalb wichtig, weil sie von dem niederrheinischen Dichter selbständig der Quelle gegenüber aufgebracht ist. Wir erinnern uns, daß die nächstfolgende Erwähnung früher Tafelmalerei: in Wolframs Parzival 158, 14 f. *von Kölne noch von Mastrieht kein schiltære entwurfe in baz denn als er ûfem orse saz* sich auf die gleiche Landschaft bezieht, aus der unser Dichter stammt. Mag es immerhin dabei bleiben, daß für den Nibelungendichter B 286 *Dô stuont sô minneclîche daz Sigemundes kint sam er entworfen wære an ein permint von guotes meisters listen* und für den der Kudrun 1601 *als er mit einem pensel an einer wende wol entworfen wære* die Anschauung zunächst nur Buchmalerei und späterhin Wandmalerei nahe brachte [1]; der Alexander St. beweist, daß es am Niederrhein,

1) Beachtenswert ist daß schon Hartmann im 'Credo' 2539 gegen die *gemâlden gadem* der Vornehmen eifert (um 1150); damit sind doch gewiß Wandmalereien mit weltlichen Gegenständen gemeint.

wir dürfen getrost sagen in Köln, bereits um 1160 Tafelbilder weltlichen Gegenstandes gab. Die Tafelmalerei hat einen doppelten Ursprung: einmal in den sakralen Tafelbildern (bes. Antependien), die seit dem 11. Jahrhundert von Byzanz nach dem Westen gelangten, und dann in den bemalten Schilden, die in Westeuropa selbst mit der Heraldik im 12. Jahrhundert aufkamen [1]).

Ich betone zum Schluß nochmals, was ich erreicht zu haben glaube und was als Problem und Aufgabe übrig bleibt. Die Zwischenstufe X zwischen V (L.) und S (St.) ist ausgeschaltet: sie kann keinesfalls auf das Handschriftenverhältnis begründet oder aus metrischen und stilistischen Kriterien erschlossen werden. Es bleibt also nur die nachträglich (Zs. f. d. Alt. 50, 137 ff.) aufgestellte Behauptung von Wilmanns, daß das Rolandslied den vollständigen Alexander gekannt habe. Hätte er Recht, dann müßten wir also das Rolandslied umdatieren, und daß das unmöglich ist, hab ich soeben Zs. f. d. Alt. 65, 289 ff. gezeigt Das letzte Wort freilich muß ich mir aufsparen, bis ich diese Dinge mit der Chronologie der Kaiserchronik überein gebracht habe.

Anhang. Kritische Lese zu S.

In den vorausgehnden Partieen hab ich mich absichtlich nicht mit der Kritik von Alexander L. (VS) befaßt, ja ich bin ihr geradezu aus dem Wege gegangen, wo ich nicht durch Reim- und Wortgebrauch gezwungen war Stellung zu nehmen — und da hab ich es getan ohne Polemik, und durfte die Polemik meiden. Das wird aber der nicht können der eine kritische Ausgabe des Lamprechtschen Textes versucht, die durch die Auffindung des Tobias wohl reizvoller, aber keineswegs leichter geworden ist. Ich erkenne an, daß von Kinzel und Roediger wie von Wallner und de Boor viel Scharfsinn auf die Textkritik verwendet worden ist — das Ergebnis steht dazu in keinem Verhältnis.

Bei St. liegt die Sache ganz anders: der neue Text den das gesteigerte Interesse der Litteraturgeschichte an diesem Werke fordern muß, wird leichte Arbeit sein. Und ich möchte dazu ermutigen, indem ich beisteuere was ich zur Hand habe, ohne mich

1) Originale Tafelbilder aus so früher Zeit fehlen uns: die ältesten bekannten reichen kaum über 1270 hinauf, sie sind neuerdings, worauf mich Dr. Wolfgang Stechow hinweist, von Al. Dorner in den „Berliner Museen“ 47 (1926) S. 61 f. zusammengestellt worden. W. Worringer, Die Anfänge der Tafelmalerei (Leipz. 1924) S. 9 sagt rundweg: „die Anfänge der Taf.-Mal. fallen ins 14. Jh.“ und wirft die Frage nach einem höheren Alter gar nicht auf.

viel darum zu kümmern, ob es schon von Andern irgendwo vorgebracht ist: ich mache hier grundsätzlich keine Prioritätsansprüche.

Zu S I hab ich nur wenig zu bemerken: warum ich hier so zurückhaltend bin, ergibt sich aus dem Schluß, ebenso warum S I der Interpretation allerlei Schwierigkeiten bietet die bei S II fortfallen, die man aber nicht durch textkritische Eingriffe beseitigen darf. So ist 1411 der Ind. Prät. *beslief* (*: brief*) unbedingt verkehrt: St. hat hier den Reim *brieve : sliefe* nicht ertragen — ob er beim Umändern die Zerstörung des Sinnes überhaupt empfand?

965 l. *gëben* — 1676 muß nicht *des* dem *do* zugesetzt, sondern vielmehr *do* in *des* geändert werden: *ze râte wurden si des* — 1799 l. *von dem michelen slage* (*: sagen*); der unmögliche Plural *slagen* (es handelt sich auch nur um éinen Schlag!) entstand durch mechanische Ausgleichung des Reimbilds, die sich der Schreiber ebenso oft zu Schulden kommen läßt wie umgekehrt die graphische Störung. Kinzel hat keinen Versuch gemacht, diesen Wirrwarr zu beseitigen, und ich will das hier nicht nachholen — nur eben beispielsweise 1888 das unmögliche *danen* (*: vanen*) in *dane* ändern.

Nun zu S II!

2277 l. *die dâ lâgen vor den toren* (*: vore*) — 2426 l. *burgêren* — 2630 l. *grôze boume howen* ⟨*sân*⟩ (*: man*) — 2652 l. *ouch sprâchen si* ⟨*noh*⟩ *mê* — 2690 f. *von Macedoniân : hân* ist doppelt verdächtig, da *hân* keinesfalls Konj. sein kann, als Ind. aber *hânt* zu erwarten wäre. — 2799 l. (*zorn :*) *der kúninc faht iemèr zevórn*, wie 4160 *ih vaht iemèr zevórn* — 3153 l. (*sagen :*) *ein dinc daz ich gemerket haben*, wie 6348 richtig überliefert ist. — 3210 f. l. *ubere : widere* — 3320 l. ⟨*noh*⟩ *von stiche noh von slage*, wie 6802 *noh mit schilde noh mit spere* und 260 — 3928. 29 l. *mêren : wêren* — 4096 l. *unbeweret* (*: heret*) — 4159 streiche *dannen* — 4171 *die mir sulen bî gestân* — 4303 ff. *mit manigem 'snellen' knehte come ih ime engegene, mit mînen snellen degenen*, es ist an erster Stelle *guoten* einzusetzen, das stehnde Beiwort für *kneht* (ca. 10 ×), während *snel*, das hier antizipiert wurde, nur bei *degen* und *helt* erscheint. — 4295 Alexander beschwert sich, daß er aus dem Briefe des Porus *schelwort* vernommen habe: d. h. hochtönende, anmaßende Reden (vgl. gleich darauf 4313 das Verbum *: schulle*), es darf nicht mit Weismann und Kinzel *scheltwort* geändert werden! *schelwort* gehört ins Wörterbuch. — 4401 (*und scûf sîne gewarheit*) *gegen Poren here bereit* st. *breit* — 4482. 83 l. *nidere : widere* — 4874 l. *wereten* (*: hereten*) — 4902 f. l. *gescribe : erlide* — 5026 l. *iz was gewîget als an hirz* 'mit einem Geweih versehen', '*gezviget*' könnte auch vom Ochsen gesagt werden. — v. 5083 *wir wochzeten alle insamen* (*: ver-*

nâmen) ist mir formell anstößig und überdies nicht recht verständlich, für den einzigen „Parallelfall" 3374 f. hab ich schon früher eine Heilung vorgeschlagen: *di an den wagen lâgen : sâgen* — 5123. 24 *niemanne* (: *stimme*) ist 1. ein kaum möglicher Reim, 2. eine unmögliche Acc.-Form, obwohl sie bei dem Schreiber S mehrfach im Vers vorkommt (259. 6340)[1]; zu schreiben ist *nieman* ⟨*inne*⟩, der gleiche Reim *inne : stimme* 5168. 5503 — 5270 l. *hêten* (: *bâten*), wie gleich darauf 5299 f. *spâte : gewête* — 5289 ist wahrscheinlich zu lesen *allizan an den seate wesen* (also Haplographie!), vgl. *allizane* 4770. 5152, wo es im Reim bewahrt ist, während es die Schreiber sonst als veraltet oder unverstanden früh unterdrücken. — 5302 mag ich die Konjektur *an velle unde an vahse* nicht unterdrücken, obwohl ich zugebe daß es zwischen den beiden allitterierenden Formeln *an hûte unde an hâre* und *an velle unde an vahse* (Herbort) eine den Stabreim zerstörende Kompromißform beim Dichter sogut wie beim Schreiber geben kann. — 5420 *scône* ist zu streichen! — 5629 l. *gewinne* — 5636 l. *da ich gelach an daz velt* — 5749 l. *an ir zinnen gestân* — 6058 *hei wi wol* ⟨*si*⟩ *daz tâten!* — 6323 ff. *iz newas nie 'reht' daz siheinime 'kneht' oder siheineme 'bote' dihein hêrre missebote* ist grammatisch und metrisch gleich unmöglich: es ist natürlich *knehte* und *boten* und zum Reim auf ersteres wahrscheinlich *von* (oder *mit*) *rehte* einzustellen. — 6371 l. *und einen halsperg* ⟨*vil*⟩ *guot, hálspèrg gúot* ist unmöglich, — ebenso 6591 *Álexándèr screib*, l. *Alexander gescreib*, was auch der Sinn fordert: 'geschrieben hatte'. — 6601 l. *ze steten und* ⟨*ze*⟩ *burgen*, wegen des folg. Verses. — 6697 l. *stolzgemuote*, wie 4511. — 6825 f. (*Alexander hiez dô sinen,*) *daz si balde fuoren unde ir lide ruoren* ist grammatisch kaum möglich, da *ruoren* weder als Konj. Präs. noch als Infinitiv zu dem Konj. Prät. *fuoren* passen würde; die Besserung ergibt sich aus der Parallelstelle 6723 f. (*er manete sine dicke,*) *daz si balde fuoren. er hiez si starke ruoren* — 7291 f. l. *sunde : stunde*.

Nachdem ich dem Leser diese nicht eben umfangreiche Liste von meist leichten Emendationen (und ganz wenigen Konjekturen) unterbreitet habe, muß ich zunächst ein Bekenntnis ablegen: ich habe hier alles vorgebracht was ich zur Zeit an S II zu bessern finde, und auch keine Schwierigkeit des Verständnisses verschwiegen die mir aufgestoßen ist. Dieser Text gehört durchaus zu den bestüberlieferten! Und ich habe vor allem auch nirgends, weder in der ersten noch in der zweiten Hälfte von S II, irgend einen Anlaß

1) dagegen ist Tob. 238 *niemanne* der bekannte Dativ bei *lâzen*, wie Alex. S 6335 *lâzent mir den leben hân*.

gefunden, die Überarbeitung einer ältern Vorlage anzunehmen. Sprache und Reimgebrauch (Grammatik und Technik des Reims) heben sich nicht nur in zahlreichen Punkten (wie ich es ausführlich gezeigt habe) von L. (VS) ab, sondern sind auch innerhalb der ganzen Fortsetzung S II von unbezweifelbarer Einheitlichkeit, sobald wir nur zweierlei berücksichtigen: 1. der Verfasser steht nicht nur anfangs unter dem Eindruck der zunächst bearbeiteten Vorlage, sodaß er Reimformen und Reimbänder aus ihr übernimmt und variiert, es kommen ihm auch späterhin noch vereinzelt derartige Besonderheiten (wie ein vereinzeltes *tûsant* oder *engagen*) in die Feder, und gerade daran erkenne ich jetzt, daß S II ganz einheitlich und mit dem Bearbeiter von L., mit S I identisch ist; 2. die Reinheit des Reimes und die Gewandtheit des Versbaus nehmen beständig zu, es gibt Partieen die fast rein durchgereimt sind: das muß jeder Leser bemerken, und zuletzt hat es de Boor umständlich nachgewiesen. Ich selbst hatte mir schon sehr früh Einschnitte markiert, die gelegentlich mit denen de Boors zusammentreffen, aber für das was ich darlegen wollte, genügte es, daß ich ein paarmal S II in zwei Hälften zerlegt habe.

Gegenüber S I ist man schon deshalb in einer schwierigern Lage, weil man Gefahr läuft, bei Besserungen auf den Text L. zurückzugreifen. Man muß aber nicht nur mit der Möglichkeit rechnen daß St. den ältern Text bei formaler Besserung inhaltlich verschlechtert hat, sondern auch damit daß er ihn gelegentlich einmal mißverstand. Und nachdem ich zu der Überzeugung gekommen bin, daß uns S II in recht guter Überlieferung vorliegt, die nirgends zu einschneidenden Emendationen drängt, gilt dasselbe natürlich für S I: die Zurückhaltung zu der ich bei S II gelangte, nachdem einmal das Vorurteil der Überarbeitung beseitigt war, empfiehlt sich ohne weiteres auch für S I, wo die Versuchung zu textkritischen Eingriffen naheliegt und sich zuweilen geradezu aufdrängt.

Korrekturnote (vgl. S. 55 n. 2, 70 n. 2). Über *stützel* hat soeben Frings PBBeitr. 52, 438 ff. umständlich gehandelt, der wenige Wochen vor mir bei Jos. Müller in Bonn angefragt hatte: die Nachforschungen von Frings und die Auskünfte Müllers vermögen das Wort selbst heute nicht mehr aufzuweisen, stellen aber als wahrscheinliche Bedeutung fest: 'Klicker aus Steingut', was meiner Vermutung oben entgegenkommt.

Im übrigen verliefen die freundlichen Bemühungen JMüllers ohne Ergebnis: *gagen* und *gien* sind sowenig heute festzustellen wie *sumersâze* und *lederswale*; für *galpen* (in wechselnder Schreibung) ergeben schon die gedruckten Wörterbücher eine recht weite Verbreitung.

Zum „Zeus Zichy“.

Von

H. Thiersch.

Mit 4 Tafeln und 10 Textabbildungen.

Vorgelegt in der Sitzung am 10. Februar 1928.

Als Ad. Furtwängler (Münch. Sitzber. 1897, 140 ff., Taf. 11/12)[1]) die unterlebensgroße Bronzebüste des „Zeus Zichy“ — dem Vernehmen nach heute in Budapest im Besitze des Sohnes des damaligen österreichischen Gesandten in München — publizierte, in der er als in einer italischen[2]) Arbeit des 1. Jhs. vor Chr. auf hellenistischer Grundlage den heroisierten Romulus-Quirinus zu erkennen glaubte, begann er seine Darlegung mit der Feststellung der Verwunderung: ein seltsames Stück! Und wenn auch Furtwänglers Deutung auf Grund der herangezogenen römischen Münzen mit dem Profilkopf des bärtigen Quirinus nicht eigentlich überzeugt hat, so ist doch kein anderer einleuchtenderer Vorschlag gemacht worden. Furtwänglers Deutung wurde wenig beachtet, bei keiner der seitherigen Erörterungen über Quirinus (Wissowa in Roschers Myth. Lex. IV, 10 ff.; Röm. Religion² Sp. 153 ff.; Hild bei Daremberg-Saglio IV, 807—8) ist sie herangezogen, in keiner neueren Behandlung der römischen Plastik ist sie diskutiert worden — „il n'existe aucune représentation figurée de Quirinus“ —, und so ist das Stück heute noch so seltsam und rätselhaft wie vor dreißig Jahren. Als ein dorniges Problem hat man es gerne auf sich beruhen lassen. Und doch hatte Furtwänglers sicherer Instinkt auch hier das Richtige getroffen. In welch hohem Maße, das wurde mir erst klar, nach dem ich, solange mir kein Abguß der Büste zugänglich ge-

1) Wieder abgedruckt: Kleine Schriften II, 448—451 mit Tafel 49. Unsere Tafeln I—III geben die Büste Zichy in drei Ansichten nach einem Gips, der durch die Formerei der Münchener Akademie zu beziehen ist. Zwei Ansichten der Originalbronze hat schon Furtwängler auf seinen schönen Tafeln veröffentlicht. Unsere Vorderansicht (Taf. I) ist absichtlich etwas mehr von unten (s. S. 122), die Seitenansichten dagegen genau im Profil aufgenommen.

2) Maßgebend für diese Zuteilung war und muß als wichtiges, unumstößliches Indizium bleiben auch die ungriechische, braungelbe Färbung des Metalls (S. 141).

wesen war, vergeblich eine ganz andre und doch auch wieder ähnliche Lösung versucht hatte. Zu diesem Umwege will ich mich offen bekennen, da er nicht nur das Wahre zu erkennen schließlich dienen mußte, sondern geradezu Wesenszüge des wirklich dargestellten Numens in dem vermeintlich dargestellten wie in einer vorauflaufenden Spiegelung und Parallele festzustellen Gelegenheit bot.

I.

Das Befremdliche an dem imposanten Kopf ist weniger die strenge, fast unwillige Schärfe des Ausdrucks, die mit den ursprünglich versilberten und in schwarzer und weißer Masse eingelegten Augen einst noch durchbohrender gewesen sein mag, als sie trotz dieses Verlustes heute immer noch ist, wie vielmehr die absonderliche Art der ungewöhnlich reich flutenden Haarmasse. Selbst Furtwängler meinte einer völlig entsprechenden Behandlungsweise der Haare nirgends begegnet zu sein; er betonte treffend, wie der ganze Hals wie von einem dichten Kragen wellenförmig bewegter Haarsträhne bedeckt sei; er merkte die drei senkrecht von oben nach unten in die Stirne hereinhängenden Löckchen an, und noch viel weniger war ihm natürlich die ausrasierte Oberlippe entgangen: die Lippen lägen frei, „der gesteigerten Wirkung wegen" (S. 142).

Mit Hilfe eben dieser Indizien schien es mir eine Zeitlang möglich, freilich in anderer Richtung, weiter zu kommen. Die Stirnlöckchen schienen einen charakteristischen Zug des Serapistypus aufzunehmen, wenn auch nur in der gezierten Formung, die für die junghellenistische Kunst bezeichnend ist [1]). Ein chtonisches, heroisiertes Wesen also, voll gebieterischer Würde, ernster Strenge und Majestät? — wie etwa Aiakos, der Totenrichter, von dem es nach Ausweis der beiden immer noch nicht sicher lokalisierten Berliner Münzen Arch. Ztg. 1872, S. 79 [2]) einst eine Serapis-artig tronende Statue gegeben zu haben scheint. Aiakos — an sich wohl möglich in Ägina wie in Athen, aber in diesem Falle doch nicht wahrscheinlich. Die Barttracht des Zeus Zichy wies eher auf eine andere, ganz bestimmte Landschaft hin. Die spartanische Sitte, die Oberlippe zu rasieren ist bekannt, d. h. das durch Aristoteles (bei Plutarch, Kleomen. 9) bezeugte Gebot der Ephoren, das diese — anscheinend

1) Vgl. H. Bulle, Der schöne Mensch², Sp. 543 zu Taf. 260. Dazu S. Reinach, Receuil de têtes ant. pl. 138 und 269.

2) Vor dem tronenden Aiakos steht in langes Gewand gehüllt die Gestalt eines Verstorbenen. Der Genius auf dem Postament weiter r. mit der umgekehrten Fackel deutet das Totenreich an. Daß diese Münzen wahrscheinlich doch zu Ägina gehören, gedenke ich in meinen „Äginetischen Studien" nachzuweisen.

nicht nur für die Epheben — bei ihrem Amtsantritt erließen: den Schnurrbart zu scheren[1]). Erst kürzlich hat E. Langlotz (Griech. Bildhauerschulen S. 170) von dem neuen Fund des „Leonidas“ in Sparta ausgehend, diese Sitte an verschiedenen archaischen lakedämonischen Bronzestatuetten (Taf. 49; JHS 1910, pl. 12, 2) nachgewiesen. In der Folgezeit freilich scheinen sich zum mindesten die Könige und Heerführer nicht mehr an die alte Sitte gekehrt zu haben, denn die Neapler Hermen des Archidamos und seines wohl spartanischen Kollegen, Heckler Taf. 33, zeigen die Oberlippe völlig vom Schnurrbart bedeckt und den Kinnbart bis dicht unter die Unterlippe herangeführt.

Also ein im alten Lakonien als chtonisch verehrtes Wesen, wie es z. B. der Zeus Agamemnon oder der Zeus Lakedaimon zweifellos gewesen sind? (Die Stellen gesammelt bei S. Wide, Lakonische Kulte, S. 333 ff.; Cook, Zeus II, p. 1069/70; vgl. Wernicke bei Pauly-Wissowa I, 721/2.) Ein lakonischer Unterweltsgott[2]), dessen Zügen der konzipierende Künstler, vielleicht der Verlockung des epischen Beinamens folgend, etwas von den leidenschaftlich temperamentvollen Zügen des achäischen Völkerhirten beigemischt hätte? Der Kopf hat etwas Wildes, Dämonisches, etwas Löwen-, Wolf- oder Widderartiges, nicht nur in der Energie des stoßkräftigen, aggressiven Wesens, sondern auch rein äußerlich in dem beabsichtigten Kontrast zwischen der glatten, wie nackt heraustretenden Gesichtsfläche[3]) — auch der Backenbart vor den Ohren und die „Fliege“ sind wegrasiert — und der gewaltigen Haarmähne ringsum.

Nicht éin wichtiger Zug in unserer Büste, der nicht zu einem solchen, noch in vordorischer Vorstellungswelt wurzelnden, altlako-

1) Becker, Charikles III, 294; Hermann-Blümner, Griech. Privataltertümer[3], 298.

2) *Εὔσειστος δ' ἡ Λακωνική*, sagt Strabo p. 367 von diesem alten Erdbebenzentrum.

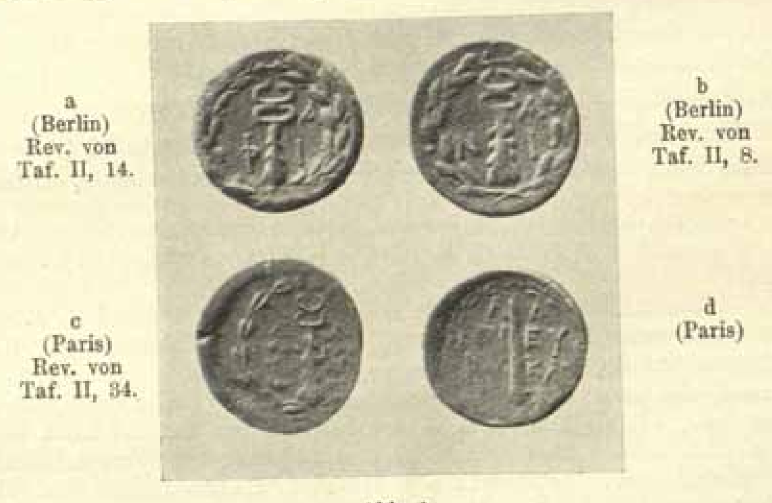
3) Diesen Eindruck hat mir mein hiesiger zoologischer Kollege Prof. A. Kühn von der Seite seines Faches aus bestätigt. Besonders die Halsmähnen der Wildschafrassen, wie der Muflons, wie sie noch zur Römerzeit in Südeuropa häufig vorkamen, des westafrikanischen Mähnenschafes, und die langen Zottelpelze der Zackelschafe, wie sie heute noch in den Balkanländern und auf Kreta leben, konnten dem antiken Künstler Anhaltspunkte zu seiner symbolisch arbeitenden Physiognomik geben. Vgl. Stegmann v. Pritzwald, Rassengeschichte der Wirtschaftstiere (1924), S. 120 ff. — Durch das Freihalten der Wangenflächen von Behaarung unterscheidet sich die Büste Zichy auch deutlich von dem Zeus-Ammontypus auf den von Furtwängler S. 143 Anm. 1 herangezogenen Ptolemäermünzen. Übereinstimmender sind schon Barttracht und Nackenhaare des mit ganz eigentümlich angeordnetem Haupthaar als Poseidon dargestellten Pompejus auf den Denaren seines Sohnes Sextus Pompeius vom Jahre 38 v. Chr. Vgl. Mattingly, Roman Coins pl. X, 16. Darnach die Vergrößerung in Abb. 7.

nischen Unterweltsherrscher passen würde! Gewiß, — aber wiederum wenig wahrscheinlich, daß ein solch primitiver Kult von nur lokaler Bedeutung — wenn auch nicht ausschließlich auf Lakonien beschränkt [1]) —, noch in später Zeit in einer so eigenartigen Schöpfung reifster Technik und Kunst bis nach Rom hinüber gewirkt hätte.

Gelänge es für diese eindrucksvollen Züge ein andres wesensverwandtes und doch spezifisch spartanisches Numen glaubhaft zu zu machen, das zugleich noch volkstümlicher gewesen ist, und dessen Namen außerdem weit über Sparta und Lakonien hinaus Klang hatte, so könnte, schien es, eher in dieser Richtung des Rätsels Lösung gesucht werden.

Dies schien der Fall zu sein, wenn die Münzen eben von Sparta den Beweis dafür zu erbringen vermochten.

Es sind die in jünger hellenistischer Zeit (2. u. 1. Jh. v. Chr.) anderthalb Jahrhunderte hindurch ausgegebenen Prägungen, welche vorn mit der Beischrift ΛΥΚΟΥΡΓΟϹ den Kopf des mythischen Nomotheten im Profil nach r., hinten in einem weiten, aus Ölzweigen geflochtenen Kranz eine Ligatur von Hermesstab und Herakleskeule (Abb. 1) mit ΛΑ, den Anfangsbuchstaben der Landesbezeichnung, dazu auch solchen von Beamtennamen zeigen [2]). Die Ausführung des Prägestempels wechselt im Einzelnen oft recht



a (Berlin) Rev. von Taf. II, 14. — b (Berlin) Rev. von Taf. II, 8. — c (Paris) Rev. von Taf. II, 34. — d (Paris)

Abb. 1.

1) Für Kulte in Arkadien, Triphylien, Nemea und Thrakien vgl. die Zitate bei Kahrstedt in Wissowa-Kroll RE XIII Sp. 2442.

2) Abgebildet z. B. im Cat. of Greek coins in the Brit. Mus., Peloponnesus pl. XXIV, 7—8, XXV, 4. Vgl. auch Bernoulli, Griech. Ikonographie, Münztafel I, nr. 9. Unsere Tafel IV ist nach Gipsabgüssen hergestellt, die ich der Freundlichkeit

stark und artet zuletzt fast zur Karrikatur aus (Abb. 2). Aber drei entscheidende Züge in der Haarbehandlung kehren — und



Abb. 2 (Gotha und Paris).

der Herren K. Regling-Berlin, G. Habich-München, B. Pick-Gotha, Dr. Pink-Wien, E. S. G. Robinson-London und Jean Babelon-Paris verdanke. Die Tafel kann einen Begriff davon geben, wie überaus schwankend das Bild des Lykurg in den spartanischen Prägestempeln erscheint. Gerade der Umstand, daß die Züge des Originals als von einem idealen, dem Zeus angeglichenen Grundcharakter beherrscht sind, daß ein bestimmt individuell realistischer Zug fehlte, ermöglichte die überraschend starke Variabilität der Züge. Die Zusammenstellung macht weder auf Vollständigkeit noch chronologische Abfolge Anspruch. In der Gruppierung ist lediglich versucht, die hauptsächlichsten Typen zu sondern; diese sind zuweilen so verschieden von einander, daß man ohne die Beischrift nicht immer glauben würde, daß es sich hier wirklich noch um ein und dasselbe Bildnis handelt. Die Stücke stammen aus den Münzkabinetten der folgenden staatlichen Sammlungen: 8, 14, 20 Berlin; 17, 23, 31 München; 2, 4, 15 Gotha; 3, 12, 25, 26, 27 Wien; 1, 6, 7, 11, 13, 16, 18, 21, 24, 29, 33 London; 5, 9, 10, 19, 22, 28, 30, 32, 34 Paris. Die Serie reicht herunter bis in die Zeit des Augustus, wo noch der berühmte damalige ἡγεμών Spartas, Eurykles, vorher der Günstling Caesars (Pauly-Wissowa VI, 1330), mit dem Lykurgoskopfe und ganz einfacher, schlanker Keule (Abb. 1, d) prägt (Ath. Mitt. 1881, 10 ff.), wie auch noch sein unmittelbarer Vorgänger Timaristos (Catal. of Coins, Pelop. p. 126 nr. 61, p. XXV, 4 = unsre Tafel II nr. 33 und 34), während sein Sohn C. Julius Lakon (I) statt des immer mehr verwilderten Lykurgoskopfes einen sehr fein gezeichneten Zeuskopf, auf dem Revers aber die Köpfe der beiden Dioskuren führt als der Stammväter dieser berühmtesten und angesehensten der damaligen spartanischen Familien (Vgl. Abb. 3.) Über C. J. Eurykles zuletzt E. Kjellberg: Klio XVII (1921), 44—58.



Abb. 3 (Paris).



das ist das Entscheidende — als deutlich gewollte Charakterisierung stets wieder: 1) der mächtige Haarwall, der über Ohren und Schläfen hinweg zur Stirnmitte emporsteigt, über dieser einen wie ein Firstakroter über der Giebelstirn wirkenden hohen Schopf bildend; 2) die vor den Ohren glatt rasierten Wangen und die in der Mitte ausrasierte Oberlippe — man sieht deutlich ein langes Schnauzbartende erst seitlich davon niederhängen, genau wie bei der Bronze Zichy; 3) die um das Kinn dermaßen dicht sich anschmiegenden langen Barthaare, daß diese nicht senkrecht, wie sonst üblich, vom Kinn weg herabfallen oder schräg vorstehen, sondern der Linie des Kinnes sich unmittelbar anschmiegend weit zurückweichen[1]).

Diese Züge erleichtern die vorerst wenigstens ideelle Wiedergewinnung jenes Ideales, das man sich von den Zügen des mythischen Gesetzgebers von Sparta im Altertum tatsächlich gemacht haben muß. Aber noch immer stehen die Münzbilder allein. Wohl gibt es einige Hermenschäfte von Lykurg (2 aus Tibur) mit sogar Füßen unten und mit seiner Namensinschrift oben, die den fehlenden Kopf nur noch schmerzlicher vermissen lassen[2]). Ein sicheres plastisches Werk jedoch fehlt bisher ganz. Die Bronze Zichy war nach Furtwängler zum Einsetzen in einen marmornen Hermenschaft bestimmt, doch verrät noch die Ungleichheit der beiden Seiten des Schulterausschnittes, daß das Original dieser sicher verkleinerten Kopie eine große Vollfigur mit ungleich bewegten Armen gewesen sein muß. Auch der einstige Kranz in den Haaren wird schon der originalen Gestalt angehört haben.

---

1) Eben diesen letzten Zug zeigt die schon oben S. 95 genannte Hermenbüste des spartanischen Königs und Feldherrn Archidamos (III.) in Neapel, freilich nicht mit so extremer Wucherung des Haarwuchses wie bei der Bronze Zichy. Der Hals bleibt seitlich, wie bei dem Lykurg auf den Münzen, und auch im Nacken ganz frei. Auch sind die Lippen vollständig, die Wangen z. T. überdeckt. Noch mehr geordnet und gemildert ist der üppige Haarwuchs bei dem gleichfalls oben schon erwähnten spartanischen Heerführer der Hermenbüste Arndt-Bruckmann, Portr. Taf. 436/7, ebenfalls in Neapel. — Die wichtigsten antiken Erwähnungen dieser wehenden Spartanermähnen hat P. Wolters, Röm. Mitt. 1888, S. 116/7 zusammengestellt. Die feine Gesittung Athens nahm, wohl auch aus politischer Gegensätzlichkeit, bekanntlich Anstoß an ihnen.

2) Bernoulli, Griech. Ikonographie I, S. 31/2; Lippold, Griech. Porträtstatuen S. 26/7, Anm. 3. Die beiden Inschrifthermen aus dem großen Porträtfund aus Tibur unterscheiden sich von der des attischen Staatsmanns und Redners Lykurg (IGr XIV 1178) durch das Fehlen jeglicher Zusatzbezeichnung. — Der nicht zugehörige bärtige Kopf der sog. Lykurgstatue im Vatikan (Arndt-Bruckmann, T. 431/3) zeigt eine andere Persönlichkeit. (Vgl. Bernoulli a. a. O. I, S. 32).

Daß zu dem für Sparta überlieferten *ἱερόν* des Lykurg mit seinem *ναός* und *βωμός*, an dem Jahrhunderte hindurch das feierliche Jahresopfer stattfand, auch eine Kultstatue gehört haben wird, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt. Jedenfalls gab es aber eine Statue (*ἄγαλμα*) Lykurgs auf einer der beiden zu dem öffentlichen, von mächtigen Platanen umstandenen und von einem Wasserlauf [1]) rings umflossenen Sportplatz führenden Zugangsbrücken, der auf der andren Brücke ein Standbild des Herakles entsprach. Auf dieser draußen süd-westlich vor der Stadt liegenden Insel fanden die mit wildester Erbitterung geführten Wettkämpfe der beiden nach Herakles und Lykurg benannten Sportgruppen der jungen Spartaner statt, die sich dabei gegenseitig ins Wasser zu drängen suchten [2]). Die Spielordnung wurde auf Lykurg zurückgeführt, galt also als sehr alt. Die regelmäßige Anlage dieses von Cicero (Tusc. 27, 77), Pausanias (III, 14, 8) wie Lukian (Anarch. 38) noch in vollem Betrieb gesehenen und offenbar auch landschaftlich eindrucksvollen Sportplatzes mit der (vielleicht kreisrunden?) Insel wird vermutlich erst jüngeren Datums sein. Hing etwa der Beginn jener späthellenistischen Münzprägung, der unsere Lykurgköpfe entnommen sind, mit seiner Eröffnung und Einweihung zusammen? Der Revers dieser Münzen zeigt, wie erwähnt, in einem Olivenkranz eng miteinander verschmolzen die oben genannten Attribute der beiden göttlichen Schutzherren der Palästra, des Herakles wie des Hermes, der gerade als Agonios für Sparta auch inschriftlich gesichert ist [3]). Der Revers weist also auf die turnerischen Wettkämpfe der spartanischen Jugend hin, wie sie, laut amtlicher Auffassung nach Lykurgs Satzungen, auf dem „Platanistas“ statt-

---

1) Wie man mit Recht annimmt, einer Abzweigung der Magula, eines von den Ausläufern des Taygetos herabkommenden Nebenflusses des Eurotas. Die Ausdrucksweise des Pausanias (III, 14, 8) läßt erkennen, daß es eine künstliche, eigens für die Sportzwecke hergerichtete Anlage von einer gewissen Regelmäßigkeit gewesen sein muß, wenn auch aus dem *κύκλῳ μὲν εὔριπος περιέχει κατὰ ταὐτὰ καὶ εἰ νῆσον θάλασσα* nicht gerade auf einen genau kreisförmigen Inselumriß geschlossen zu werden braucht. Die Wasserfläche scheint fast seeartig breit gewesen zu sein. War die Anlage wirklich von strenger Regelmäßigkeit der Planung, so paßt sie sicher nicht zu der alten, gerade in Sparta festgehaltenen Primitivität, das, ähnlich wie Elis, länger als irgend eine andere große Stadt der griechischen Welt, in seiner Bauweise den Charakter eines großen unregelmäßig gebauten, unbefestigten Dorfes beibehalten hat. — Zum Leibessport in Sparta vgl. jetzt auch Br. Schröder, Der Sport im Altertum (1927), S. 33—35.

2) Vgl. Frazer, Pausanias' description of Greece III, p. 335/6.

3) CIG. 1421 (verbunden mit den Dioskuren). Vgl. S. Wide, Lakon. Kulte, S. 153 u. 155; Preller-Robert I, 415 ff. Lykurg selbst galt als ein Abkomme des Herakles: Plut. Lyk. 1.

fanden. Das legt die Vermutung nahe, daß auch der Kopf auf jenen Münzen auf eben jene Brückenstatue am Platanistas zurückgeht. Daß diese ebenso wie ihr Gegenstück, der Herakles, ein dekorativ wirksames Werk gewesen sein wird, welches mit starken Ausdrucksmitteln arbeiten mußte, um in der freien Natur sich halten zu können, ist anzunehmen. Die Möglichkeit, daß diese Brückenstatue auf jene andre, im Kultbau in der Stadt vermutlich vorhandene Statue Lykurgs zurückgeht, ist gewiss vorhanden, nur nicht zu beweisen[1]).

Bei dem starken, angeborenen Interesse der Römer an der Welt der Gesetze, wie dem ihrer eignen Natur verwandten tatkräftig kriegerischen Sinn Spartas, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Bildnisse Lykurgs, nach der damaligen durchaus herrschenden Auffassung von dem Schöpfer der Größe Spartas, in Rom beliebt und gesucht waren. Hiezu kommt gleich zu Beginn der Kaiserzeit die besondere Gunst, deren sich Sparta von Anfang an in Rom erfreuen durfte, — Sparta, das Livia, als sie noch die Gattin des Nero war, einst gastliche Unterkunft gewährt hatte[2]). Im Jahre 21 vor Chr. ist sie als Kaiserin mit Augustus wieder in Sparta gewesen, dem damals, sehr im Gegensatz zu Athen, die Sonne des kaiserlichen Wohlwollens in vollstem Maße sich zuwandte. Bei den damaligen Festlichkeiten wird auch das Andenken Lykurgs als des Schöpfers des spartanischen Staatswesens kaum vergessen worden sein.

Indessen reichen die engen und freundschaftlichen politischen Beziehungen zwischen Rom und Sparta als *civitas libera et foederata* noch über ein volles Jahrhundert weiter hinauf. Im selben Jahre 146 v. Chr., da Korinth in Asche sank, gewann Sparta, das seit 191

1) Eine Statue Lykurgs in Sparta scheint erwähnt auch in der kürzlich veröffentlichten Sockelinschrift der Ehrenstatue eines Anatolius aus römischer Zeit (4. Jh.), gefunden in situ beim Theater von Sparta (ABSA XXVII 1925—26, p. 245—47) und zwar so, daß man annehmen möchte, daß es im Theater dort ebenfalls eine Statue des Lykurg gab, was an sich wahrscheinlich ist. Dickins (ib. XII, 302, pl. VII) setzt das Temenos des Lykurg weit östlich von der Akropolis hart am Eurotas an, wo der schöne große hellenistische Altar zu Tage kam. — Der Versuch Fr. Poulsens, die alte Deutung Visconti's der oben S. 98 Anm. 2 erwähnten Statue im Musensaal des Vatikans (Arndt-Bruckmann 431—433) auf Lykurg wieder aufzunehmen (Oversight Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandl. 1913, 396ff.), ist nicht überzeugend. Der Typus geht keinesfalls mit den Lykurgköpfen auf den Münzen zusammen. Vgl. auch Bernoulli, Griech. Ikonogr. I, 32. Doch nimmt auch Poulsen (p. 404) eine Lykurgstatue im spartanischen Tempel an und zwar von andrem Typus als auf der Brücke zum Platanistas.

2) Vgl. Dio Cassius 54, 7: Gardthausen, Augustus u. seine Zeit, S. 810/11.

zum achäischen Bund gehört hatte, seine politische Selbständigkeit scheinbar wieder. Unter Roms Freundschaft und Schutz blühte es mehr und mehr wieder auf. Eben damals setzt als ganz neue Münzprägung jene Kupferserie ein, zu der die Münzen mit dem inschriftlich bezeichneten Bildnis des Lykurg (Taf. II) gehören[1]).

Mit einer großen Neuanlage für die alten Leibesübungen Spartas und seiner künstlerischen Ausschmückung hätte jedenfalls der spartanische Staat damals sein Programm aufs nachdrücklichste zu erkennen geben können, d. h. welchen Wert er gelegt wissen wollte auf die Erhaltung der heimischen Tradition, auf die Wiedererweckung der alten lykurgischen Grundlage. Lykurg galt wirklich wieder als der Inbegriff der Ideale und damit der Garantien des spartanischen Staates, in zunehmendem Maße noch Jahrhunderte hindurch. Das haben immer deutlicher die neuen Inschriftenfunde in Sparta gelehrt. Eine besondere Vereinigung, die Lykurgs Normen hochzuhalten als ihren Lebenszweck ansah, und die ihre Zusammenkünfte *Λυκουργίδεις* nannte, hat es sogar schon lange vorher gegeben (Plut. Lyk. 31). Die alte Strenge schien aufs neue erwacht, mit ihrer harten militärischen Disziplin in der körperlichen Ertüchtigung der Jugend. Gerade da galt der *θεὸς Λυκοῦργος* mehr denn je. Selbst bis zur rückständigsten Einseitigkeit und Hartnäckigkeit hat das Sparta der römischen Kaiserzeit an jenen auf Lykurg zurückgeführten Satzungen festgehalten. Noch gegen Ende des 2. Jh. nach Chr. gab es eigene *ἐξηγηταὶ τῶν Λυκουργείων*, besondere *διδάσκαλοι ἀμφὶ τὰ Λυκούργεια ἔθη*, und öffentliche Auszeichnungen für Männer, die sich in der *προστασίᾳ περὶ τὰ Λυκούργεια ἔθη*, durch *τῆς ἐν τοῖς πατρίοις Λυκουργείοις ἔθεσιν εὐψυχίᾳ καὶ πειθαρχίᾳ* hervorgetan hatten[2]).

Das zunehmende Aufblühen Spartas in den beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderten hat in dieser bewußten Rückkehr zum alten lykurgischen System seine starke Wurzel. Kaiser Nero ging diesem kraftvollen gesunden Geist bei seiner Hellasfahrt scheu aus dem Wege[3]). Die Bürger Spartas aber, auch wenn sie immer häufiger jetzt die *civitas Romana* suchten und erlangten und nun fast mehr Römer als Lakedämonier zu sein schienen[4]), — sie blieben in diesem Stück geflissentlich der Heimat treu. Der

---

1) Vgl. P. Gardner im Cat. of Greek. Coins. Pelop. p. XLIX; Head. Hist. Num.², p. 435.

2) Vgl. A. M. Woodward's Kapitel „The Patranomate of the divine Lycurgos“ im Annual of the British School at Athens XIV (1907/8) p. 112 ff., besonders p. 116/7. Dazu ebenda XV (1908/9) p. 52 ff.

3) Dio Cassius 43. 14. 4) Woodward a. a. O. XIV, p. 117.

letzte παιδικὸς ἀγὼν in Sparta ist inschriftlich für 240 n. Chr. bezeugt, die blutigen Geißelungen am Altar der Artemis Orthia — Plutarch (Lyk. 18) berichtet, daß er selbst es erlebt hat, wie mancher dort tot zusammenbrach — hielten sich fast bis zum Ende des 4. Jhs.[1]). Dabei wurde das Protektorat der ganzen Jugenderziehung (πατρονομία) nominell wieder und wieder dem θεὸς Λυκοῦργος selbst übertragen. Das trug gewiß wesentlich dazu bei, die unerbittliche Strenge des alten Systems so erstaunlich lange lebendig zu erhalten. Ein Mitglied des alten spartanischen Patriziergeschlechtes vertrat als eine Art menschlicher Vizepräsident den unsichtbaren Heros; die Tempelkasse des als göttlich angesprochenen Schutzpatrons aber trug jedesmal die sämtlichen Unkosten des betreffenden Amtsjahres[2]). In der aus dem Theater von Sparta stammenden Weihe-Inschrift ABSA XXVII, p. 226 nennt sich ein Varius Phosphoros συνπατρονόμος θεῷ Λυκούργῳ.

Der doppelte Besuch Hadrians in Sparta (125 und 128/9)[3]) wird auch dort auf das künstlerische Leben anregend gewirkt und die ohnehin der alten Lebensführung zugewandte Richtung noch weiter verstärkt haben. Auch Hadrian war Patronom von Sparta. Vielleicht hängt eben damit die ganz besonders starke Wiederbelebung der „lykurgischen" Normen gerade in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. nach Chr. zusammen. Da kennen wir sogar mit Namen — ein seltener Fall in Sparta — einen einheimischen Künstler, der gerade Hermenbüsten und Ehrenstatuen schuf für Männer, die sich, wie man annehmen muß, in der Zeit Marc Aurels eben um die traditionellen Leibesübungen und die Wiederherstellung öffentlicher Bauten in Sparta verdient gemacht haben. Est ist Demetrius, Sohn eines gleichnamigen Vaters, der für den Gymnasiarchen und Patronomen Marcus Aurelius Spartiates und für den vornehmen Patrizier Charisios Hermenbüsten — die Köpfe sind leider verloren —, sowie für Paulinus, der in Verbindung mit dem Epimeleten Memmius Aurelius Eutychos sich öffentlich hervorgetan, eine Ehrenstatue geschaffen hat[4]). Wer aber würde sich entschließen können mit einem Werk wie der Bronze Zichy soweit herabzugehen?!

---

1) Derselbe XIV, p. 119, Anm. 1.

2) Ebenso XIV, p. 118; XXVI, p. 168, 191, 203.

3) So nach P. Wolters in Ath. Mitt. 1903, 294 und W. Weber, Unters. z. Gesch. d. Kaisers Hadrianus, S. 188. — Noch unter Caracalla kämpfte in altertümlicher Ausrüstung ein spartanischer Lochos an Seite der Römer gegen die Parther. Vgl. Wolters a. a. O. 297.

4) Vgl. Allgemeines Lexikon d. bild. Künstler IX (1913), 54 (Demetrios VI); Löwy, Inschriften griech. Bildhauer, nr. 347—49 mit den dort angeführten Stellen.

Immer aber bleibt festzuhalten: die literarisch und durch die Münzen bezeugte Lykurgosstatue in Sparta ein sicher bedeutsames Idealporträt der junghellenistischen Zeit, parallel der bekannten Schöpfung des Homerbildes, des Bildnisses des Hesiod und gewiß manch anderer, uns heute nicht mehr faßbarer, rein aus der rekonstruierenden Phantasie geschaffener Charakterporträts. Nachdem Solon als Nomothet und Schöpfer des attischen Staatswesens in Athen wie in seiner Geburtsstadt Salamis schon im 4. Jh., freilich auch lange nach seiner Lebenszeit, eine Statue erhalten hatte [1]), hat man sichtlich in Sparta nicht zurückstehen wollen.

In den Verlauf des Wiederaufstiegs Spartas schien mir unsere Bronzebüste zu führen. Zeus-artig [2]), wie ein übermenschlicher Schutzgeist muß auch Lykurgs Bild mit imponierend hoheitsvollen und in der willensstarken Stirn von leidenschaftlicher Streitbarkeit und Wehrhaftigkeit erfüllten Zügen über dem neuen, verjüngten Sparta geschwebt haben. Der schöpferischen Phantasie des Künstlers, der rein aus der Idee das mythische führende Haupt des kraftvollsten der hellenischen Stämme zu schaffen hatte, müßte hier ein vollendetes Charakterbild gelungen gewesen sein. Es wird nicht von ungefähr sein, wenn man beim Anblick der seltsamen Erscheinung eines in derselben Richtung gesehenen Kopfes wie des Zeus Zichy unwillkürlich an den gewaltigen Gesetzgeber, Richter und Führer eines andren alten Volkes erinnert wird, den der größte Bildhauer der Renaissance ebenfalls gerade in der Fülle des Haares und im Wuchs des Bartes über das allgemein Menschliche zu imposanter Wucht emporzuheben verstanden hat [3]).

Längst haben v. Wilamowitz-Möllendorf (Homer. Untersuchungen S. 276—8) und Ed. Meyer (Forschungen zur alten Geschichte I,

— Außer diesem Demetrius ist uns in Sparta für jene Zeit nur noch ein Aurelius Nikephoros als Bildhauer faßbar (Löwy nr. 350).

1) Vgl. Bernoulli, Griech. Ikon. I, 37 ff.; Lippold, Griech. Porträtstatuen, S. 61 u. 71.

2) Hier verdient W. Helbig genannt zu werden, der schon 1891 in der 1. Auflage, ebenso 1899 in der 2. Auflage seines Führers durch die öffentlichen Sammlungen Roms (I, p. 180) bei Besprechung jener angeblichen Lykurgstatue im Vatikan (nr. 187) erklärt hatte: „Es leuchtet ein, daß die griechische Kunst den mythischen Begründer der spartanischen Staatsordnung nicht unter individuellen, sondern nur unter idealen Formen darstellen konnte, wie denn auch ein inschriftlich bezeichneter Kopf auf während der Kaiserzeit (sic) geschlagenen lakedamonischen Münzen einen Typus zeigt, der offenbar aus einem jüngeren Zeusideal abgeleitet ist.“ — Daß auch die Grundzüge des Kopfes Zichy sicher die des Zeus seien, hat Furtwängler besonders betont.

3) Vorher u. a. schon Claus Sluter in seinem Moses zu Dijon.

S. 236 ff.) auf „die vollkommene Parallele“ zwischen Lykurg und Moses, auf die Analogie zwischen dem spartiatischen νόμος und der Thora Mosis, auf das, was diese beiden Führergestalten ihren Völkern bedeutet haben, hingewiesen. Auch wenn, wie Viktor Ehrenberg, Neugründer des Staates (1925) S. 52 ff. jetzt vorgeschlagen hat, in „Lykurgos“ nur eine Spiegelung Cheilons oder eines uns mit Namen unbekannten, aber mit beispielloser Energie ausgestatteten Vollenders des altspartanischen Systems zu sehen wäre, ließe sich etwas von dessen Charakterisierung auch auf unsere Büste anwenden: „es muß sich in diesem Manne die Leidenschaft des Bußpredigers mit der Klarheit des Politikers vereinigt haben“.

Mag die Forschung von heute von der Nichtexistenz Lykurgs überzeugt sein, die spartanische Statue muß ihn gezeigt haben, wie er im Geiste der Alten lebendig war[1]), wie Plutarch ihn als ein wahres Gnadengeschenk des Himmels geschildert und gepriesen (c. 7), wie Aristoteles sein Andenken verehrt hat. Aristoteles, der auch die größten Lykurg in Sparta erwiesenen Ehren noch als zu gering angesehen hat für dessen überragende Bedeutung (Plut. 31): für Lykurg, dessen Lebenswerk nach Plutarch ein halbes Jahrtausend hindurch unverändert der feste Halt Spartas gewesen ist, und das die Pythia selbst als die beste aller Verfassungen erklärt habe, ihn, Lykurg, mehr als einen Gott denn als einen Menschen begrüßend (ebenda 29 und 5); ja dessen Grabstätte Zeus selbst noch ausgezeichnet habe durch seinen Blitzstrahl als des θεοφιλέστατος καὶ ὁσιώτατος unter den Menschen jener Zeit (31).

Der Fall muß hier also doch anders gelegen haben, als etwa bei den sieben Weisen. Diese genügte es als Höhepunkte menschlicher Intelligenz darzustellen. Hier aber mußte etwas Übermenschliches, Göttliches den menschlichen Zügen beigegeben werden — φύσις τις ἀνθρωπίνη μεμιγμένη θείᾳ τινι δυνάμει (Plato, Ges. III, 691 E) —, das kaum anders als Zeus-artig hat wirken können. Tatsächlich also etwas, was auch in dem „Zeus Zichy“ liegt: die Kennzeichen einer gewaltigen, unerbittlichen Führernatur, einer φύσις ἡγεμονικὴ καὶ δύναμις ἀνθρώπων ἀγωγός (c. 5), und darüber hinaus zugleich die eines göttlichen Wesens.

Wie der Künstler hieß, dessen schöpferische Phantasie jenes verlorene Charakterporträt Lykurgs in Sparta geschaffen hat, ahnen wir nicht. Daß es ein einheimischer lakonischer Künstler war, ist möglich. Dafür sprechen könnte, wenn die Bronze Zichy wirklich dafür wegweisend sein dürfte, die starke Ausdruckskraft, die diesem

1) Vgl. zuletzt Kahrstedt bei Wissowa-Kroll RE. XIII (1927) Sp. 2242—5.

Kopf innewohnt. D. h. wenn man bei der ausgesprochen konservativen Eigenart des spartanischen Lebenselementes vermuten darf, daß die besonders expressive Fähigkeit der archaischen Kunst Spartas auch seiner späteren Plastik noch eigen war. Was Langlotz (a. a. O. S. 92) für altspartanische Werke festgestellt hat, darf auch von unsrer Büste gelten: „Spartanerköpfe übertreffen all ihre Zeitgenossen durch die Stärke ihres Ausdrucks. Er wird durch die Sprache der Augen und der Lippen mehr als die der Wangen bestimmt. Das Auge leuchtet wie nach Taten spähend hervor. Die Spannung des Blickes wirkt in den Brauen nach.“

Angesichts der Lykurgosköpfe auf den spartanischen Münzen und einer Büste wie des Zeus Zichy mit ihrer fast phantastischen Fülle wohlgepflegten und kunstvollst geordneten Haares wird man endlich die Nachricht bei Plutarch (Lyk. c. 22) mit mehr Beachtung als bisher lesen, daß eben Lykurg es war, auf den man sich in Sparta berief für die eigenartige, den übrigen Griechen so auffallende Sitte, das Haar lang zu tragen und köstlich zu halten. Schon im Jünglingsalter trug man es dort lang, wie einst im minoischen und dorisierten Kreta, das ja auch sonst da und dort in der Verfassung und Lebensführung, im Privat- und Staatsleben Spartas durchschimmert. Unmittelbar vor der Schlacht, wie wir noch von Leonidas und den Seinen hören, wandte man — unter Berufung auf Lykurg — diesem natürlichen Schmuck des Hauptes die ausgesuchteste Pflege zu, als rüste man sich zu einem Fest: *ἀπομνημονεύοντές τινα καὶ Λυκούργου λόγον περὶ τῆς κόμης, ὅτι τοὺς μὲν καλοὺς εὐπρεπεστέρους ποιεῖ, τοὺς δὲ αἰσχροὺς φοβερωτέρους.* Das Haar als ein ganz wesentliches künstlerisches Mittel, die männliche Würde, die Stattlichkeit einer eindrucksvollen Persönlichkeit bis zum Drohenden zu steigern, ist ein Element, auf das der Künstler auch unserer Büste sich verstanden hat.

Üppiger Haarwuchs und ein mächtiger Bart galten immer und überall als natürlicher Ausdruck männlicher Kraft. Bei einem Schirmer des Turnwesens gehört er gleichsam zu dessen körperlicher Legitimation: jedermann kennt den „Alten im Bart“, unsern Turnvater Ludwig Jahn, mit seiner wallenden Mähne. Für Lykurg dürfen wir mit Bestimmtheit Ähnliches voraussetzen[1]).

---

1) Die große bärtige Gesichtsmaske im Prado, Arndt, Einzelverkauf nr. 1627, welche Hauser im beschreibenden Text mit dem „Zeus Zichy“ leicht in Verbindung gebracht hat, wird doch einen regelrechten Zeus darstellen; auch keinen Flußgott, an den Hübner, Die ant. Bildwerke in Madrid, S. 93, nr. 108 gedacht hat. Das ganze Haarwerk ist viel regelmäßiger gehalten und entbehrt gerade der anormalen Eigenheiten. Der geschlossene Mund scheint antik, ein durch-

II.

Aber dürfen, können wir wirklich den „Zeus Zichy“ mit den Lykurgosmünzen und jener für Sparta bezeugten, heute verlorenen Lykurgosstatue in so enge Verbindung bringen? So übereinstimmend auch manche äußeren Züge sein mögen, so unleugbar eine gewisse innere Wesensverwandtschaft zwischen hüben und drüben vorhanden ist, so vieles für die engen Beziehungen zwischen Sparta und Rom spricht, so kann dennoch die Antwort nur verneinend ausfallen.

Eine Replik der einst in Sparta vorhandenen Statue oder Statuen Lykurgs gilt es also — wenn eine solche überhaupt gerettet ist — nach wie vor noch zu suchen. Sie endlich ausfindig zu machen unter der Menge der „unbekannten Griechen“, wie sie am vollständigsten in Arndt-Bruckmanns Porträtwerk gesammelt sind, mögen die hier angestellten Erwägungen vorbereitender Weise dienlich sein. Dann sind sie nicht umsonst gewesen.

Zwei Gründe vor allem sprechen bei der Büste Zichy gegen Lykurg.

1. Die Münzbilder Spartas (Taf. IV) lassen zwar das ganze Kinn des Lykurg vom Bart überwuchert sein, aber nirgends reichen die Haarwellen dieses Bartes wie bei unserer Bronze noch bis auf Brust und Schultern herab, niemals hüllen sie kragenartig noch den ganzen Hals einschließlich des Nackens ringsum mit ein wie dort, auch auf den schlechten, späten Prägungen wie Nr. 33 u. 34 nicht. Damit fehlt aber das Hauptcharakteristikum, gerade der prägnanteste und eigenartigste Zug der Bronze Zichy. Dem Durchschnittsbild, das sich aus den überaus voneinander abweichenden Lykurgosköpfen auf den spartanischen Münzen (s. o. S. 97) ergibt, würde also gerade eine für die ikonographische Identifizierung unserer Bronze unerläßliche Eigenschaft fehlen. Schon aus diesem Grunde kann die Büste in Budapest unmöglich Lykurg vorstellen.

2. Diese Büste ist bei allen formalen Anleihen, die ihr Original bei der griechisch-hellenistischen Kunst gemacht hat, sicher wie dieses selbst es auch war, ein unverkennbar i t a l i s c h e s Werk. Das Gesicht hat — es ist wahr — etwas Verquollenes und Gedunsenes. Die größte Gesichtsbreite liegt in der Wagerechten, welche die Backenknochen miteinander verbindet, über denen ganze Säcke von Fleischpolstern lagern; die Haare aber haben überall

gehender langer Bruch läuft quer durch die behaarte Oberlippe. Ergänzt wird tatsächlich nur der untere Teil der Nase sein.

etwas Flammenartiges, Langgezogenes, z. T. wie sich windende Schlangen. Keines dieser auffallenden Merkmale kommt an griechischen Köpfen so vor, wohl aber sind sie typisch für italische Arbeiten. Einen „eigenartigen Schwung“ und „das Flammenartige in der Bewegtheit des eng anliegenden Haares“ hat G. Kaschnitz-Weinberg, Röm. Mitt. 1926, 178 mit Recht als ein Charakteristikum jener etruskischen Porträt- und Votivköpfe in Bronze und Ton festgestellt, deren Bedeutung für die Entwicklung der frührömischen Kunst er dort hervorhebt. Seine Abbildungen (besonders Beilage XXI c und XXII c; XXIII a und XXIV a; Abb. 9, 15, 17, 27 u. 28) lassen deutlich erkennen, aus welcher künstlerischen Tradition heraus am Kopf Zichy so lang geschweifte Haarzungen entstehen konnten, wie diejenige der Stirnmitte, die sich in Form einer bewegten Flamme nach hinten auf den Oberkopf legt (Abb. 4),

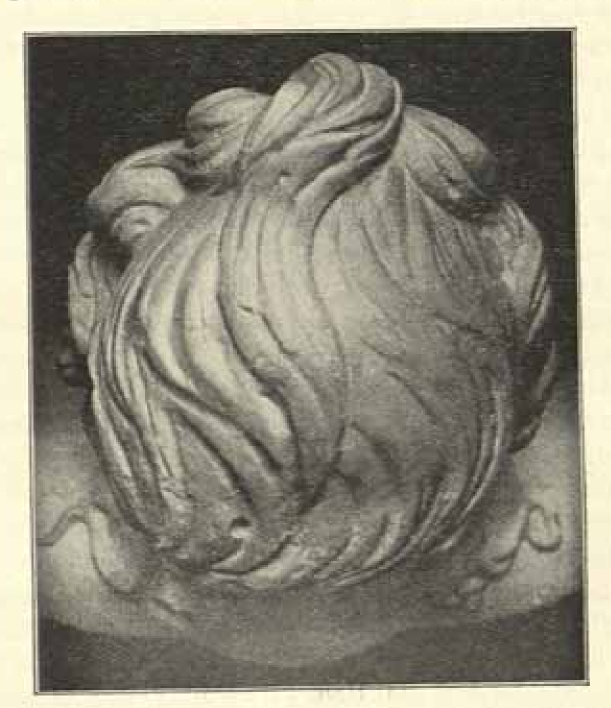


Abb. 4. Oberansicht der Büste Zichy (nach Gipsabguß).

als oberste einer ganzen Schicht gleich geformter Haarsträhne, die alle von dem aus gleich starken Strähnen aufgebauten Haarwall um Stirn und Schläfen ausgehen, und am Hinterkopf ebenfalls in spitze Enden auslaufen. Auch die Haare des Bartes sind solch lange, züngelnde Strähne, nur nicht so dick, dafür viel stärker gewellt, schlangenartig, spiralig sich ringelnd.

Das Gedunsene so mancher Porträtköpfe von den Deckelfiguren etruskischer Sarkophage und Aschenkisten ist bekannt. Die Vorliebe der Etrusker für unpräzise, etwas gequollene Formen hat C. Weickert in seinem vortrefflichen Aufsatz zum Münchner Gladiatorenrelief (Münchn. Jahrb., N. F. II, H. 1, S. 27) als etruskische Eigenart aufs neue betont. Auch der von L. Curtius in der Festschrift für Amelung veröffentlichte Bronze-Herkules in Caserta (S. 65 ff.) und die jugendlichen, von hellenistischem Schwung erfüllten schönen Terrakottaköpfe aus Falerii und Arezzo (Ducati-Giglioli, Arte Etrusca p. 131—133) sind davon nicht frei. Am Kopfe Zichy ist diese fleischige Fülle künstlerisch freilich veredelt, durch feinste Modellierung gegliedert und belebt. Die unten über dem Nasenansatz wie zürnend zusammengezogene und in zwei Höckern sich ballende Stirn ist in ihrem Oberteil durch zwei auffallend langgezogene Querfurchen dreifach geteilt. Welch intensive Kraft des Nachdenkens und des Temperamentes dadurch erreicht worden ist, würde noch deutlicher hervortreten, wenn nicht die drei kleinen Stirnlöckchen mildernd darüber hereinhingen. Sie hängen nicht gleich tief herunter: über der linken Braue, die wie in heftiger Bewegung etwas gehoben ist, ist auch das Löckchen ein wenig nach oben verscheucht. Diese sehr merkliche Ungleichheit der beiden Gesichtshälften hängt sichtlich zusammen mit der leichten Wendung des Kopfes nach seiner rechten Seite. Schwer lasten dicke Wülste zwischen den scharf gezogenen Brauen und dem oberen Lid. Ein anderer Wulst sitzt im Zwickel neben dem äußeren Augenwinkel. Die Augen selbst sind sehr weit geöffnet. Leidenschaftlich heftige Gemütsart verraten auch die langen, vom Ansatz der Nasenflügel geschweift sich herabziehenden Furchen auf den Wangen. Der kräftige Rücken der nach unten steil eingezogenen Nase, die infolgedessen im Profil scharf zugespitzt erscheint, ist so breit wie dies nur bei einer Idealbildung, die von individueller Realistik bewußt absieht, sein kann. Die Ohren dagegen sind auffallend zierlich geformt. Deutlich hebt sich der Rand des kräftigen Kinnes unter dem mächtigen Haarkragen des Bartes ab. Die Durchmodellierung des Haarwalles über der Stirn und den Schläfen erinnert stilistisch und technisch an das reiche Haargelock des jünglinghaften Zeus Tinia der jungetruskischen Bronzestatue in der Münchner Glyptothek (Arndt-Bruckmann Taf. 189), deren Gesichtsbildung wieder typisch etruskisch, d. h. weich, fast stumpf und verschwommen ist. Ein Vergleich mit unserem Kopf Zichy läßt am besten dessen überlegene künstlerische Qualität erkennen.

Also der Bronzekopf Zichy ein ausgesprochen italisches Werk,

nicht mehr etruskisch, sondern schon römisch, wenn auch noch mit griechisch-hellenistischen Zügen durchsetzt, ganz so wie es Furtwängler dargetan hat. Der nicht gewöhnlichen Akuratesse der Arbeit nach am ehesten ein Werk augusteischer Zeit; ein „prächtiges Werk“, wie es schon Furtwängler genannt hat, aus Rom selbst stammend und dort seit dem 16. Jahrhundert wieder bekannt (Furtwängler S. 140).

Wenn aber Ausführung und Idee nicht griechisch, sondern römisch sind, wen stellt der Kopf dann dar? Die Gewißheit bringt, und zwar in voller Bestätigung von Furtwängler's glücklicher Vermutung, die ganz singuläre Behandlung des Bartes. Daß „diese gewiß nicht geschmackvolle Absonderlichkeit“ nach der Absicht des Künstlers etwas Besonderes bedeuten könnte, was wir heute kaum mehr zu erraten vermöchten, war Furtwängler (S. 143) schon durch den Sinn gegangen.

Schon oben S. 95 wurde darauf hingewiesen, daß die eigentümliche und sichtlich beabsichtigte Art, wie der ganze Kopf gleichsam in einem dichten Kragen von Haaren steckt, und wie das Gesicht förmlich nackt aus dieser wilden Umrahmung sich abhebt, seine einzigen Analogien in dem mähnenartigen Halskragen gewisser Tiergattungen hat. Das Tier, das hier in Rom bei dieser Idealgestalt allein in Frage kommen kann, ist aber der Wolf. Die wollige Halskrause, die der Wolf mit Fuchs, Schakal, Hyäne und einigen Hunderassen gemein hat[1]), ist hier in eigenartig schöpferischer Weise umgestaltet in die sich spiralig windenden und eng an den Hals sich schmiegenden Haarsträhne des Bartes. Die Bronze Zichy bringt nichts anderes als eine kühne Umstilisierung jenes natürlichen breiten Halskragens flammenartig gewellter Haarbüschel oder -zungen, welche in archaischer Formengebung das prächtige Bronzewerk der römischen Wölfin im Konservatorenpalast (Br. Br. Taf. 318) in dichter Häufung den ganzen Hals ringsum verhüllend zeigt[2]).

Derselbe zottelige Haarkragen, in der Verkleinerung notwendigerweise vereinfacht, ist auch der Schmuck der römischen Wölfin auf Denaren der gens Satriena: Imhoof-Blumer, Tier- und

---

1) Zu „dieser dicht und aufrechtstehenden Behaarung am Halse des Tieres“ vgl. Brehm's Tierleben, 4. Aufl., Bd. XII 212 ff.; besonders den Alpenwolf (Raubtiere X 2), den Wolfsschakal (VIII 3), den Schakal (VIII 4), den Mähnenwolf (mit bis zu 13 cm langen Haaren in der Halsmähne) S. 285.

2) Auf diese archaische Haarstilisierung als eine Vorstufe der eigenartigen Haarbehandlung an den erwähnten italischen Köpfen hatten auch Studniczka und Kaschnitz-Weinberg schon hingewiesen: Röm. Mitt. 1926, 178.

Pflanzenbilder Taf. II 30; Mattingly, Roman coins Pl. XIV 3; Klio IX, S. 34, Abb. 3, 5. Ebenda gibt Petersen auch gute Abbildungen römisch-kampanischer Prägungen (1—3), welche der römischen Wölfin in gleicher Weise einen struppigen Kragen verleihen. Zu einer großen Mähne wie bei einem Löwen, mit dichter Strichelung, ist dieser Zottelkragen auf der etruskischen Stele von Bologna ebenda S. 35 Abb. 4 geworden, während das ganze übrige Fell in gewolltem Gegensatz dazu völlig glatt gehalten ist.

Hat der Künstler aber einen solchen Zug von der Natur und der äußeren Erscheinung des Wolfes übernommen, so hat er damit selbstverständlich eine ganz bestimmte Absicht gehabt, im Sinne significanter Symbolik. Sie ist unschwer zu erraten, nachdem Furtwängler schon instinktiv die rechte Deutung des Kopfes auf „Romulus-Quirinus" gefunden hat. Anspielung auf ein Wasserwesen ist mit Sicherheit ausgeschlossen: dazu sind die Haarwellen des Bartes doch zu künstlich gelegt; sie müßten sonst einen natürlicheren Linienfluß haben wie im Bart des „Glaukos" im Vatikan, dessen Fülle wohl auch den ganzen Hals ringsum bis zu den Schultern umflutet. Es muß sich also um etwas anderes handeln. Nun galt Romulus als Sohn des Mars, und diesem waren die Wölfe heilig. In seinem Heiligtum an der Via Appia standen „simulacra luporum" (Liv. XXII 11). Von einem Wolf wird die zum Hain des Mars kommende Vestalin Rhea Silvia in eine Höhle gescheucht, wo sie in des Gottes Umarmung fällt (Servius, Aen. I, 273). In der „Wolfshöhle" am Nordabhang des Palatin, dem berühmten Lupercal (Mavortis antrum: Vergil, Aen. VIII, 630) soll die Wölfin die römischen Zwillinge gesäugt haben (vgl. zuletzt Hülsen, Forum u. Palatin S. 68 ff.). Als „dea luperca" anscheinend genoß sie, die Schirmerin der Ausgestoßenen und Heimatlosen, nach Varro und Arnobius IV, 3 Kult und Verehrung (Daremberg-Saglio III, 2 p. 1398; Gruppe, Griech. Mythologie II, 918 Anm. 7; Roscher M. L. II, 2161). Vom Lupercal aus vollzog sich bis in den Ausgang der Antike hinein der Umlauf der luperci, der „Priester des Wolfes" (Binder, Plebs S. 113). Ein Wolf (hirpus) führt die kriegerisch wehrhaft in die Fremde ziehenden Hirpiner (Strabo V, 4, 12). „Hirpi", Wölfe heißen bei Falerii die Priester des Gottes Dispater (Soranus), der evident chtonischen Charakter hatte (Wissowa, Röm. Relig.² 238; Roscher M. L. I, 2693/4; Daremberg-Saglio a. a. O. 1399). „Lupos imitari", d. h. sich in Wolfsfelle zu kleiden hatte ihnen das Orakel aufgegeben (Serv. Aen. XI, 785)[1]. Im keltischen

1) So sicher richtig gedeutet von J. Binder, Die Plebs S. 117.

Gallien sind Bronzestatuetten des Dispater, den die gesammten gallischen Stämme als ihren göttlichen Ahnherren ansahen (Caes. b. g. VI, 18, 1), jenes Zeus-artigen, stark ins Chtonische gehenden, großen Vegetationsgottes, von dessen Wesen auch Mars, Quirinus, Silvanus und der gallische Succellus nur verschiedene Abspaltungen zu sein scheinen, gar nicht selten, welche ein Wolfsfell mit zottiger Halsmähne um Kopf und Rücken geschlungen zeigen[1]). Z. B. Sal. Reinach, Bronces figurées de la Gaule Romaine, p. 141/42 Nr. 146 u. 147; p. 158 Nr. 162; p. 175. Bonn. Jahrb. 1851, Taf. 2 (von Overbeck noch irrtümlich als ein griechischer Zeus Lykaios erklärt)[2]).

Selbst mit den arkadischen Wolfsmythen von Lykaios und Lykaon wurde die römische Wölfin in Beziehung gesetzt und wurden die Lupercalien in Verbindung gebracht (Plut. Caesar 61). Die von ihr behüteten und genährten Stammväter Roms mit ihrem verwegenen landflüchtigen Anhang rückten damit etwas in die Sphäre der Werwölfe (Gruppe II 919; Rosenberg bei PW. II Ser. 1 1086). Wie das übergeworfene Wolfsfell als typisch für die primitive ältestitalische Ausrüstung galt (Verg. Aen. VII, 688: fulvosque lupi de pelle galeros tegmen habent capiti) so dachte man sich ganz besonders auch Romulus so: Verg. Aen. I, 275 (lupae fulvo nutricis tegmine laetus) und Properz IV, 10, 20 (galea hirsuta compta lupina).

Daß Quirinus nur eine sabinische, jedenfalls mittelitalische andere Erscheinungsform des römischen Mars sei, durfte man trotz der sehr unergiebigen Überlieferung über ihn immer als sicher annehmen. Daß dieser Kriegsgott anscheinend aber auch ein Todesgott gewesen ist, ist bisher soviel wie verborgen geblieben. Nur J. Binder (Plebs 150) hat darauf hingewiesen, betonend, daß gerade ein derartiges Numen „eine in ganz Italien, und selbst bei den Etruskern verehrte Gottheit war“. Gerade dies Letztere läßt sich, wie mir scheint, archäologisch belegen und ist entscheidend, wenn man mit O. Müller, v. Wilamowitz und C. Schuchhardt (Alteuropa[2] 112—120) den Kern der Etrusker als einen uralten Stock einheimisch italischer Bevölkerung ansehen darf. Gelingt es, die anscheinend völlig vergessene chtonische Seite des Quirinus wieder hervortreten zu lassen,

1) Vgl. Fr. Drexel, Götterverehrung im römischen Germanien (14. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission (1922; S. 21—23): Wolfsfell und Wölfe als Begleiter auch bei Succellus. — Zwei Wölfe hat auch der germanische Odin an seiner Seite.

2) Lammfelle (Festus p. 210, 5) genau so um den Hals geschlungen, tragen die Salier, welche vor der Statue des Mars in kathartischer Ceremonie ein Tierfell schlagen, auf dem Mosaik der Villa Borghese: Röm. Mitt. 1925, Beilage XII, Seite 354 (Herbig).

so wird auch die schon antike Ableitung seines Namens von der Lanze (sabin. quiris) in neuem Lichte erscheinen.

Die Darstellung des neben seiner schlangengekrönten *ΦΕΡΣΙΠΝΑΙ* hoheitsvoll tronenden etruskischen Unterweltsherrschers in der Tomba Golini (Conestabile T. XI = Poulsen, Etrusc. Tomb-paintings Fig. 32) und der Tomba dell' Orco (Mon. dell' Inst. IX, tav. XV—XV^a = Poulsen, Fig. 37) sind allbekannt. Ebenso daß dieser *AITA(E)*-Hades ein großes Wolfsfell über dem Kopf und einen würdigen Bart trägt, was zu seinem feststehenden Typus gehört, wie aus den verschiedenen Wiederholungen dieser Darstellung in etruskischen Gräbern hervorgeht', deren eine schon Michelangelo gekannt haben muß[1]). Aber zu wenig beachtet ist bisher geblieben, daß dieser etruskische Pluto nicht ein Szepter, sondern deutlich eine gegen das untere Schaftende sich verdickende Lanze führt. So ganz einwandfrei in der Darstellung der Tomba Golini: den Farben nach mit goldenem Schaft und eiserner Spitze, (Conestabile, Pitture murali p. 99, tav. XI). Der Haltung des erhobenen linken Armes nach muß eine solche Lanze auch bei dem Hades der Tomba dell' Orco angenommen werden, nur ist sie nicht mehr erhalten. Dagegen ist noch sichtbar über derselben Hand, die einst den Speer faßte, die giftige Viper, die sich grünlich und gefleckt nach oben um den Lanzenschaft des Hades in der Tomba Golini ringelt, wo hingegen wiederum ihr Kopf jetzt fehlt. Sollte nicht eine solch totbringende Lanze identisch sein mit dem einzigen attributiven Symbol, das für Quirinus erschlossen werden kann[2])? Der Tod als unausbleibliche Folge des wütenden Bisses eines wilden oder giftigen Tieres war ebenso etwas, was innerhalb der Vorstellungen einer Bauern- und Hirtenbevölkerung lag, wie es einem kriegerischen Stamm entsprach, den Tod sich zu denken als unmittelbare Folge eines wohlgezielten Speerwurfes oder Lanzenstiches. Beide Vorstellungsreihen scheinen hier ineinander geflossen zu sein.

Wenn nun so von drei Seiten, von dem chtonischen Kult des Dispater am Soracte, von den Grabgemälden Etruriens und von den Bronzestatuetten des keltisch-gallischen Dispater[3])

---

1) Vgl. Fr. Weege, Etrusk. Malerei S. 76; Bulle, Der schöne Mensch² Sp. 645 zu Abb. 201 auf S. 647/8.

2) Es ist dasselbe wie das der Juno Quiritis und Sospita, der kriegerischen Göttinnen von Falerii, Tibur und Lanuvium; nach anscheinend allgemein mittelitalischer Vorstellung. Vgl. Wissowa² S. 189. — L. Deubner (Archiv f. Rel. VIII, Beiheft S. 74 ff.) möchte diese Lanze als ursprünglichen Fetisch annehmen.

3) Auch von Ducati, Rend. dell' Accad. dei Lincei 1910, 171, richtig herangezogen.

her, die Parallelerscheinungen auf einen mächtigen Herrscher auch in der Unterwelt hinweisen, so wird es erlaubt sein, auch den wesensverwandten Quirinus als eine chtonische Majestät anzusehen. Sein vor dem zum Ideal des Kriegers strahlend verklärten Mars verblaßtes Bild würde darnach endlich die ihm zugehörige, freilich düstere Farbe wieder zurückerhalten. Ob die nahen, ausgedehnten esquilinischen Nekropolen mit Quirinus in Verbindung gebracht werden dürfen, steht freilich noch dahin. Auf dem Wandbild der Tomba dell' Orco (Mon. IX a. a. O.) ist der Tron des Gottes umgeben von einem dichten Gewölk weißer Dämpfe und dunkler Rauchschwaden [1]): auf dem vulkanischen Boden Mittelitaliens die rechte Folie für einen Gebieter auch des unterirdischen Feuers. Wenn daher in der größten Hitze des August am Tage der Volcanalien neben den Wasserwesen (Nymphen, Juturna) und der Beschützerin des in den Scheunen geborgenen Getreides, der Ops opifera, (vgl. Wissowa [2] S. 156 und 204) einerseits, dem Vulcan andrerseits auch dem Quirinus geopfert wird, so geschah dies kaum seiner Verschmelzung mit Romulus wegen, wie Wissowa a. a. O. vorschlug, sondern offenbar als auch einem Herrn zerstörenden Feuers, unheimlich feindlicher Gewalten [2]).

Wie sehr aber gerade der Wolf bei den Etruskern als ein Tier der Unterirdischen galt, beweisen endlich die merkwürdigen etruskischen Aschenkisten, deren sieben einen echt etruskischen Exorcismus darstellen, wie G. Körte, Relievi della urne etrusche III, p. 16—24, tav. 8—10 (gegen Ducati's Ulixes-Deutung) richtig erläutert hat [3]). Da ist das von König Porsenna gegen die Bewohner von Volsinii heraufbeschworene Ungeheuer jedesmal ein mächtiger Wolf, dessen vorderer Teil soeben aus der runden Einfassung des Unterweltseinganges emportaucht. Vergeblich sucht man ihn in Ketten zu schlagen, nur ein Blitzstrahl kann die hart Bedrohten von dem Untier befreien. Das für uns besonders Lehrreiche ist nun dies, daß dieser infernale Schrecken nicht nur als bald glatthaariges, bald über und über mit Zotteln bedecktes Tier, d. h. als richtiger Wolf dargestellt wird, sondern allmählig auch Menschenform annimmt: einmal sitzt auf dem

1) Bulle [2], Sp. 642 denkt an „das nebelige Dunkel des Hades“ (Il. XV, 191).

2) Totenopfer bringt der Flamen Quirinalis dar am Staatsfest der Larentalien, und zwar am Grabe der Larenta (Wissowa, Röm. Rel. [2] S. 233), ein ebenfalls chtonisches — eine rote Hündin zur Abwendung des Kornbrandes — an den Robiginalien (Wissowa-Kroll, RE. 2. R. I, 949/50).

3) Die Urnen z. T. besser abgebildet bei Ducati in Rendiconti dell' Accad. dei Lincei 1910, 143 ff. und Anziani in Mélanges d'archéologie et d'histoire XXX (1910), 257 ff.

menschlichen Oberkörper ein Wolfskopf; ein andermal auf dem Kopf des völlig menschlich gestalteten Wesens nur noch ein Wolfsfell und an den durchaus menschlich gestalteten Armen große Krallen. (Rendiconti 1910, p. 162/3 Fig. 1—2).

G. Körte (p. 23) hat aus Plinius N. H. II, 140 sogar den Namen dieses dem Kerberos verwandten Unterweltswolfes wiedergewonnen (Olta) und betont mit Recht, daß dies kein Wehrwolf, kein versipellis sein könne. Ducati aber (Rendiconti 1915, 545) bezeichnet den Wolf richtig als „la belva infernale etrusca per eccellenza“ [1]). Konnte es dann für den Beherrscher des Inferno eine zutreffendere Bekleidung geben als eben ein Wolfsfell?! [2]). Wie stark die Wolfsvorstellung das etruskische Inferno beherrschte, beweist auch die grausige Steigerung des griechischen Kerberos zu einem dreiköpfigen Wolf auf der spätetruskischen Vase aus Orvieto, Mon. d. Inst. XI, tav. 4/5: es ist schon fast Hyäne, was sich da an den Därmen und Eingeweiden schakalartig gütlich tut. Hund und Wolf, die beiden blutleckenden, leichenfressenden Tiere mit ihrem gierigen Blick und ihrem nächtlichen unheimlichen heiseren Gebell, gehen in den Unterweltsvorstellungen der Alten vielfach ineinander über, wie das W. H. Roscher im XVII. Bande der K. Sächs. Gesellschaft der Wiss. (1896) mit vielen Belegen erläutert hat. Wolf und Hund sind da so vollkommen gleichwertige Symbole, daß die bekannte unheimliche Geisteskrankheit der *λυκανθρωπία* ebenso gut auch *κυνανθρωπία* genannt wird. In den Zaubertexten erscheint Hekate selbst als *κύων μέλαινα* oder hundeköpfig. Keren und Erinyen, die raffenden Todesgeister sind den Hunden verwandt. Nicht nur in griechischen, auch in deutschen Sagen gibt es Hunde wie Wölfe, welche als Verkörperungen der Seelen Abgeschiedener, besonders verstorbener böser Menschen auftreten. So sah Pausanias (VI, 5, 11) den Dämon von Temesa in Unteritalien unheimlich schwarz mit einem Wolfsfell dargestellt als *Λύκας*, während ein anderer chtonischer Geist, der Heros *Λύκος* in Athen vollständig als Wolf zu sehen war (Harpokration s. v. *δεκάζων*). Vgl. Rohde, Psyche, S. 192.

Das Wölfische und Chtonische, was auch in „Lykurg“ steckt, war also doch ein richtiger Wegweiser, kein nutzloser Umweg für

---

1) Vgl. Properz IV, 5, 13: *nocturno* ... lupo. — Daß auch die Etrusker eine Sage von einer ein Kind nährenden Wölfin kannten, hat man aus der Darstellung der oben S. 110 genannten Bologneser Stele erschlossen.

2) Des Agorakritos' Athena Itonia, die beim böotischen Koroneia zusammen, mit Hades Kult hatte, mit der *Ἄϊδος κυνέη* ist die richtige griechische Parallele dazu. Vgl. Furtwängler, Meisterwerke gr. Plast. 112 ff.

die richtige Auffassung des „Zeus Zichy" gewesen. Sparta ist ja in vielfacher Beziehung ein überraschendes Analogon zu Rom (Ed. Meyer, Forschungen z. alt. Geschichte I 255; Binder, Plebs S. 581). Im kriegerischen Grundzug sind die beiden Stämme einander so verwandt, daß sich das irgendwie auch in ihren religiösen Vorstellungen wiederspiegeln mußte. Der spartanische „Wolfsmut" (*Λυκόοργος*) eine Abzweigung des altarkadischen Wolfs-Zeus (Ed. Meyer a. a. O. 281/2), noch vordorisch, hilft uns die römische Analogie im Romulus-Quirinus verstehen.

Eine Verkörperung der spezifisch römischen Urkraft in ihrer unbändig wilden Beutelust, ihrem Drang zu kriegerischem Angriff und kühnem, schnellem Raub — sollte nicht auch dies innerhalb der Gedanken gelegen haben, die dem Künstler bei der eigentümlichen Formgebung dieses Kopfes vorgeschwebt haben? Bei dem heroisierten Sohn des römischen Mars durfte der Künstler diesen Gedanken umsomehr nachgeben, als ja derselbe Romulus damals in Rom eben mit der altsabinischen Parallelgestalt des Mars, den von ihm etwas in den Hintergrund verdrängten Kriegsgott Quirinus in geschickter Apotheose verschmolzen worden war. Dieser durfte, ja mußte förmlich geladen sein mit übermenschlich martialischem Wesen, mit kriegerischer Kraft in höchster Potenz, mit der Wolfsnatur selber förmlich des schnellen, kampfgewohnten Raubtieres [1]). Dieses hat der Künstler angestrebt und erreicht, ohne daß er äußerlich dem Gott ein Wolfsfell mit Zottelmähne umlegte, wie es die gallisch-keltischen Dispater-Bronzen tragen. Er hat mit künstlerischen Mitteln eine „Lykanthropie" in symbolischer und organischer Weise geschaffen. Der Verzicht auf das Wolfsfell über dem Kopf nötigte ihn geradezu, dies kultsymbolisch anscheinend unentbehrliche Element an anderer Stelle irgendwie anders anzubringen. Und auch dieser Romulus-Quirinus hat etwas von dem unheimlich glühenden Wolfsblick, auch er ist ein *λυκοδόρκας*. So wird das Bedrohliche und Furchterregende des „Zeus Zichy" vollends verständlich.

Quirinus p a t e r nannten den Gott die Römer. (Die Stellen gesammelt von Wissowa bei Roscher, M. L. IV, 11.) Darum trägt dieser Quirinus als Zeichen der Ehrwürdigkeit und ganz so wie der etruskische Unterweltsherrscher auch einen mächtigen Pa-

1) Die religionsgeschichtlich mehrfach belegbare Vorstellung von der Abstammung eines Stammes oder ganzen Volkes von einem Wolfe wie diejenige von einer den Ahnherrn säugenden Wölfin ist auch bei andern Hirtenvölkern, besonders im Osten, weit verbreitet; so bei den Türken, Hunnen und Dulgassen. (Vgl. Keller, Tiere d. Altertums, S. 175).

triarchenbart. So auf jenen Denaren der gens Memmia vom Jahr 59 v. Chr., die Furtwängler schon (S. 144) herangezogen hat, und von denen nach Mattingly pl. XVII, 2 hier ein besonders schönes Exemplar vergrößert abgebildet wird (Abb. 5). Daß diese Kopfbildung altertümlicher ist als die unserer Bronze Zichy, liegt auf der Hand. Kranz, Haarwall um Stirn und Schläfen, der Lockenwall im Nacken sind zwar in beiden Fällen dieselben; auch eine lange isolierte Korkzieherlocke, die sich von hinter dem Ohre ablöst, um sich weit nach vorn über die Schulter zu ringeln, stimmt mit den Formen des Zeus Zichy überein. Weniger der Bart, der das Kinn bedeckend in langen, ganz senkrecht steifen Strähnen herabfällt, die infolge dicht gereihter Kerbungen wie Perlschnüre aussehen, also eine altertümliche Ziertracht darstellen sollen. Auf dem von Bernoulli, Röm. Ikon. I, Münztaf. I, 1 abgebildeten Exemplar erkennt man aber, wie diese Detaillierung gemeint ist: tatsächlich als spiralige Drehung der einzelnen Lockensträhne, die am unteren Ende in ein spiralig geschweiftes Ende ausgehen. Vgl. die Vergrößerung Abb. 6. Schon Bernoulli



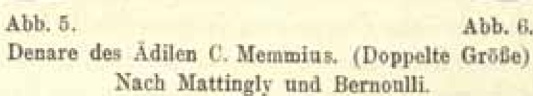


Abb. 5. Abb. 6.
Denare des Ädilen C. Memmius. (Doppelte Größe)
Nach Mattingly und Bernoulli.

(S. 8) nennt diese Bartlocken auch ganz richtig „spiralförmig". Das Motiv des den ganzen Hals ringsum einhüllenden Haarkragens ist hier also schon weitgehend vorbereitet; nur die gesuchte, bewußte Angleichung an die Wolfsmähne fehlt noch.

Das könnte entscheidend sein für die genauere Deutung dieses Kopfes auf den Münzen der gens Memmia. Ohne zwingenden Grund und ohne es wirklich beweisen zu können, hat man trotz Mommsen's (Röm. Münzwesen, S. 642) und Wissowa's (Roscher M. L. IV, 17) äußerst vorsichtiger Haltung bisher angenommen — so auch Bernoulli, a. a. O. S. 8 ff. —, daß dieser Kopf den zum Quirinus göttlich erhobenen Romulus darstelle. Nach dem eben festgestellten Indizium

ist aber die Möglichheit nicht ausgeschlossen, daß dieser auch von Bernoulli richtig als zeusartig empfundene Kopf der Münzen den alten Stammes- und Kriegsgott, den Quirinus pater, ganz ohne Rücksicht auf seine Verschmelzung mit Romulus vorstellt, also etwa den Typus des älteren, voraugusteischen Kultbildes auf dem Quirinal.

Gegen solche Annahme ließe sich anführen, daß man sich, jedenfalls wenn es sich um ein ernstes, monumentales Werk handelte, auch Romulus wie alle Römer der ersten Jahrhunderte viel eher langbärtig als unbärtig vorgestellt hat. Viereinhalb Jahrhunderte lang hätten die Väter und Vorväter lange Haare und lange Bärte getragen, davon war man überzeugt in Rom selbst. (Die Stellen gesammelt bei Marquardt-Mau, Privatleben der Römer² I, 598 Anm. 2). Cicero (pr. Cael. XIV, 33) spricht einmal von „illa horrida (barba), quam in statuis antiquis et imaginibus videmus.“ Noch der majestätische ältere Scipio trug eine „promissa caesaries“ (Liv. 28, 35, 6). So wird man sich auch die eherne Statue des Romulus vor dem Jupitertempel auf dem Kapitol ebenso wie diejenigen der andern altrömischen Könige dort bärtig vorstellen dürfen. (Vgl. Bernoulli, Röm. Ikon. I, S. 6). Selbst noch die späte freie Kopie der dortigen Numastatue, die im Vestalinenhaus am Forum zu Tage kam, durfte des mächtigen Bartwuchses, den auch die Münzen (Anti a. a. O. S. 216, Fig. 2) dem Numa geben, nicht entbehren: die Bartmasse war da noch besonders eingesetzt, nachdem sie in der ersten Anlage noch nicht genügt zu haben scheint[1]). Romulus wird also — auch ganz ohne Apotheose — mit langem Bart gedacht. Darum könnte er auch in der Memmiusprägung mit dem Bilde des Gottes Quirinus tatsächlich mitenthalten sein.

Daß man sich Romulus, dem Plutarch nur 54 Lebensjahre gibt, seinem impulsiv ungestümen Wesen nach bei privaten Darstellungen nichtoffiziellen Charakters aber auch jugendlich und damit unbärtig vorstellen konnte, mag die bei den neuen Grabungen an der Via d'Abondanza in Pompeji gefundenen Wandmalerei (Not. d. Scavi 1913, S. 144/45, Fig. 2) lehren, in der von Duhn (Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien, 3. Aufl., S. 65) sicher richtig eine Darstellung des Romulus mit der spolia opima erkannt hat: ganz so wie auf dem Reversbild hadrianisch-antoninischer Münzen (Bernoulli, Röm. Ik. I, S. 9).

Wenn man im ganzen und großen Mars, Quirinus, Dispater

1) Vgl. C. Anti im Bull. commun. 1919, 217 Fig. 3. Anti setzt die kapitolinischen Erzstatuen um 300 v. Chr. an.

und selbst Juppiter[1]) als im Kern ihres Wesens einst gleichartig und als nur verschieden gesehene und verschieden nominierte Spiegelungen ein und desselben Numens auffassen darf; wenn man die oben angeführten gallo-römischen Statuetten des Dispater mit dem Wolfsfell um Kopf und Schultern als Darstellungen einer keltischen Variante der altitalischen Gottesvorstellung anzusehen berechtigt ist, so wäre der naheliegende Schluß der, daß auch Quirinus von Haus aus ein alter Wolfsgott war, und daß das wölfische Element nicht erst durch die Apotheosierung des Romulus in ihn hineingetragen zu werden brauchte. Ist es nicht vielmehr so, daß Quirinus eben wegen jener irgendwie mit den Wolfsvorstellungen von altersher zusammenhängenden Eigenschaften als das für die Assimilierung des zu erhebenden Romulus geeignetste Numen empfunden und ausersehen wurde? Es kann von vornherein ja gar nicht anderes sein, als daß die Gleichsetzung nur eine poëtisch-literarische Fiktion, nicht das natürliche Endergebnis einer wirklichen kultlichen Entwicklung gewesen ist. Ist die Bronze Zichy, wie ich vermute, als eine Kopie einer augusteischen Quirinusstatue aufzufassen, so enthielt diese jedenfalls ein gut Teil mehr von der im Volke heimischen Vorstellung des alten Nationalgottes als von dem Bilde des menschlichen, physiognomisch so unbestimmten conditor urbis, auch wenn sie dessen angebliche Züge mit einschloß.

Wenn Wissowa (bei Roscher M. L. IV, 17/18) feststellt: „im Verhältnis zu den häufigen Erwähnungen in der Poësie und gehobenen Rede ist die Rolle, die Quirinus als Gott im Kultus spielt, eine sehr bescheidene gewesen", so sieht man daraus, daß auch der großzügig unternommene Versuch des Augustus, dem alten unterweltlichen Rivalen des Mars frisches, neues Blut zuzuführen, vergeblich gewesen ist. Die alte Gottesvorstellung hatte sich eben immer mehr überlebt[2]).

Die technisch sehr sorgfältige Ausführung der Büste Zichy,

---

1) Vgl. das etruskische Vasenbild aus Cività Castellana, Röm. Mitt. 1887, 232, tav. 10: ein inschriftlich als Dispater bezeichneter Jupiter mit Blitzbündel und Szepter als Attributen. So, vermutlich nach Varro, Dispater = Jupiter auch bei Gellius und Augustinus.

2) Dies wäre besonders verständlich, wenn zwischen der alten ausgedehnten voretruskischen Totenstadt auf dem benachbarten Esquilin und der ältesten Ansiedlung auf dem Quirinal doch ein Zusammenhang (vgl. oben S. 113) bestanden hätte. (W. Scheel in Janus I „Festschrift für C. F. Lehmann-Haupt" (1921), 105 ff.). Mit dem allmähligen Verschwinden der Nekropole hätte auch der Kult des zugehörigen Gottes mehr und mehr an Bedeutung eingebüßt.

der ungewöhnliche Reichtum ihrer Einzelformen, ihre ebenso ungewöhnlich starke Ausdruckskraft, das ihr innewohnende Monumentale lassen mit Bestimmtheit erkennen, daß dieses alles nicht von Anfang an in so kleinem Maßstab konzipiert gewesen sein kann. Sicher haben wir nur eine ganz stark verkleinerte Kopie eines für majestätische Größe erfundenen und einst in vielleicht mehrfacher Lebensgröße ausgeführten Kultbildes vor uns. Da kann aber, da es Quirinus-Kult nur an einer einzigen Stelle in Rom gegeben hat, auch eines nur ganz allein in Frage kommen: das Kultbild des von Augustus im Jahre 16 v. Chr. in großer Pracht erneuerten Tempels auf dem Quirinal. Dort hatte schon seit sehr alter Zeit (vgl. Wissowa, Röm. Religion, 2. Aufl., S. 154) eine „aedes Quirini" gestanden. Zweimal, in den Jahren 206 und 49 v. Chr., hatte der Tempel durch Blitzschlag und Feuersbrunst so gelitten, daß nun seine völlige Erneuerung geboten schien (Jordan-Hülsen, Topographie von Rom III, 407 ff.). Der glänzende augusteische Neubau war ein dorischer Dipteros mit einem Wald von 76 Säulen, je acht an den beiden Fronten und umgeben von einem weiten rechteckigen Hallenplatz. War schon der architektonische Rahmen dieses für Rom so ehrwürdigen alten Kultes ungewöhnlich und reich, so muß auch das Kultbild innen in der Cella sehr stattlich gewesen sein. „Augustus, der die Identifikation des Quirinus mit dem Stadtgründer Romulus — sie scheint um die Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts aufgekommen zu sein (vgl. Wissowa R. R. S. 155) — zum Staatsdogma machte und den Kult nach Kräften förderte" (Hülsen a. a. O.); Augustus, der gelegentlich als ein zweiter Romulus, als ein neuer Gründer der Stadt und als ein neuer Quirinus gefeiert wurde (Wissowa, S. 155 Anm. 8; Roscher M. L. IV 16/17; Grueber, Cat. of Roman coins in the Brit. Mus. II, p. 18, note 1), er wird hier sicher auch bildhauerisch auf eine außerordentliche und imposante Leistung bedacht gewesen sein. Die Künstelei der Barthaare in der kleinen Kopie des Zeus Zichy ist ja auf keinen Fall manirierter als die zierlichen Stirnlöckchen an Büsten der Livia und anderer julisch-claudischer Frauenköpfe oder der ebenfalls gleichzeitigen Klytia (vgl. Heckler, Porträts, Taf. 210—213) oder der (schon oben S. 95 Anm. 2 herangezogenen) in Abb. 7 vergrößert wiedergegebenen interessanten Parallele einer römischen Apotheosierung: Poseidon mit den ganz individuellen Gesichtszügen des großen Pompejus, von phantastischster und geziertester Haar- und Bartfülle umkleidet[1]).

1) Prägung des Sextus Pompejus, der sich einen Sohn des Poseidon nannte,



Abb. 7.
Denar des Sextus Pompejus. (Doppelte Größe)

Es gibt zu diesen züngelnden Haarsträhnen in Mittelitalien aber noch eine direkte Analogie und zwar wieder auf etruskischen Wandgemälden. Es sind die ganz ebenso schlangenartig sich ringelnden Haarlocken, die in schreckhaft drohender Ausstrahlung wirr das Haupt des Charun und anderer Todesdämonen in den etruskischen Unterweltsszenen umflattern — Tomba dell' Orco (Mon. d. Inst. IX, tav. 14. 14[b]; Poulsen Fig. 35) — oder des Tuchulcha (Ducati, Storia dell' arte etrusca, Tav. 185, Fig. 468 = Mon. d'Inst. IX, 15). Gerade diese Maniriertheit ist also etwas ausgesprochen Italisches.

War es nun ein italischer, römischer, mit hellenistischem Erbe durchtränkter Künstler, dem der Kaiser diesen Staatsauftrag für den Kult des einheimischen, italischen Gottes übertragen wissen wollte? Oder war es einer der Römer gewordenen Griechen, deren Mittlerstellung unter Augustus C. Weickert kürzlich so treffend (Münchn. Jahrb. N.F. II, S. 38) charakterisiert hat: „Des Augustus große Tat war es, daß er die Überlegenheit griechischer Kunst in den Dienst italischer Art zwang, Neuattizismus und italischer Hellenismus enden mit ihm. Die Gewalt italischen Charakters übertrug sich unmerklich auf die nach Italien versetzten griechischen Künstler, so daß ihre Werke das Griechische nur mehr wie eine Haut zeigen, unter der als Wesentliches das Italische liegt. ... Römische Kunst ist klassisch geworden, in der Erscheinung griechisch, das Wesen aber ist römisch. Das Verhältnis zwischen beiden ist ausgeglichen." Zutreffender als mit diesen Worten kann auch die eigentümliche Mischung von Stil und Wesensart der beiden Völker in der Büste Zichy nicht charakterisiert werden.

---

aus Anlaß seines Sieges über Oktavius beim skylläischen Vorgebirge. Vgl. Grueber, Coins of the Roman Republic in the British Museum II, p. 562/3; III, pl. CXX, 11 u. 12.

Alles in allem scheint mir aber doch der italische Gehalt in ihr so stark, daß ich eher an die erste als an die zweite Möglichkeit glauben möchte: der Künstler ein Italiker! [1])

So stehe ich nicht an, zu bekennen, daß mir in dieser Büste ein unvergleichlicher Nachklang jener verlorenen, allen Anzeichen nach einst hervorragenden Verkörperung eines altitalischen Götterideales, einer Glanzleistung augusteischer Kolossalplastik erhalten zu sein scheint. Mit divinatorischer Sicherheit, mehr als er selbst damals ahnte, hat, wie so oft, Furtwängler's Vermutung auch in diesem Falle ins Schwarze getroffen. Seine Datierung in das letzte Jahrhundert der römischen Republik bedarf nur einer ganz leichten Modifikation — nur insofern, als die Republik damals seit kurzem schon nicht mehr bestand —, und in die er sicher selbst eingewilligt hätte, wenn er an die Beziehung zum Quirinustempel des Augustus gedacht hätte.

Mit solcher Annahme tritt aber das für die Blütezeit der augusteischen Periode gewonnene Bild des Quirinus unmittelbar neben die andere monumentale und gleichzeitige Verkörperung des altrömischen Ideals des einheimischen Kriegsgottes: neben den augusteischen Mars Ultor, so wie dieser uns am stattlichsten in der Kolossalreplik des kapitolinischen Museums erhalten ist — gleichfalls erst durch Furtwängler uns wiedergewonnen (Sammlung Somzée, Taf. 35, S. 59 ff.; Jones, Cat. of the Museo Capitolino, p. 39, Nr. 40, pl. VII). Bei diesem, dem Mars Ultor, kam das Motiv der Bewaffnung in reichster Ausschmückung zu seinem Recht, dort hingegen muß es ganz zurückgetreten gewesen sein, der Oberkörper war sicher unbekleidet. War dieser Quirinus sitzend dargestellt mit einem Mantel um die Beine, dessen Ende noch über den einen Arm geschlungen gewesen sein mag, so kann der vorgestreckte rechte Arm eine Schale gehalten haben. Daß der rechte Arm eine szepterartig aufgestützte Lanze, das alte für Quirinus vermutete Hauptsymbol, hochfaßte, läßt sich nicht erweisen. Der Brustausschnitt der Bronze Zichy läßt nur erkennen, daß dieser rechte Arm mehr nach vorne kam und mehr gehoben war als der linke; es kann die Lanze auch nur leicht angelehnt gewesen sein, wie bei dem Hades der Tomba Golini oder der mit Helm und Schild

1) In seiner Besprechung von Snijder's Romeinsche Kunstgeschiedenis (1925) geht C. Weickert (Gnomon 1927, 225) sogar soweit zu sagen, es bleibe sich gleich „ob wir im Westen griechische oder römische Künstler vor uns haben“. So vollständig seien die damals auf italischem Boden arbeitenden Griechen dem übermächtigen römischen Einfluß erlegen.

(QVIRIN) ausgestatteten Sitzfigur auf den Münzen des N. Fabius Pictor (c. 93 v. Chr.), die Mattingly (Guide to the exhibition of Roman coins in the Brit. Museum (1927) p. 16) mit Recht auf Quirinus selbst bezieht statt wie meistens bisher auf seinen Priester, den flamen Quirinalis [1]). Die Gestalt (Abb. 8—9) ist, was kaum beachtet worden ist, deutlich bärtig, trägt einen Panzer, dessen Einzelheiten — am ähnlichsten am Mars von Todi und italischen Bronzestatuetten wie S. Reinach, Rep. de la stat. II, 1, 187/8, am Geryones der Tomba dell' Orco und an den Kriegern der Tomba François — deutlich zu erkennen sind, und sitzt, was ebenfalls übersehen worden ist, auf einem Tron mit hoher Rückenlehne, deren sich kreuzende Enden über beiden Schultern sichtbar werden. Ein solcher Tron kommt nur großen Göttern zu. Um die Beine ist ein Mantel geschlungen ganz wie bei den etruskischen Darstellungen des tronenden Unterweltsgottes, die sich also auch im Sitzmotiv als einheimisch-italische Vorläufer der vermuteten Tempelstatue anbieten Die Inschrift ist dann natürlich zu „Quirinus", nicht zu „Quirinalis" zu ergänzen, wie es selbst noch bei Grueber I, p. 181 heißt. Daß diese Quirinus-gestalt sich an das Kultbild des hellenistischen Quirinustempels in Rom irgendwie anschließt, ist eine gewiß naheliegende Vermutung. Die Vergrößerungen in Abb. 8 geben die Stücke in London nach Grueber III, pl. XXX, 6 u. 7, diejenigen in Abb. 9 solche des Staatlichen Münzkabinettes in Berlin [2]), z. T. Neuerwerbungen — wieder.

Mit der ungleichen Haltung der Arme muß beim Zeus Zichy auch die leichte Drehung des Kopfes nach seiner rechten Seite hin zusammenhängen, wodurch zugleich das Starre einer genauen Frontalität glücklich vermieden wurde. Den kolossalen Maßstab des Originales aber muß man sich vergegenwärtigen, um die vom Künstler gewollte Wirkung des Kopfes voll zu finden. Der Kopf muß nämlich ein gut Stück mehr von unten gesehen werden, als dies bei der rein geometrischen Ansicht von gerade gegenüber auf der von Furtwängler gegebenen Vorderansicht der Fall ist. Erst bei tieferliegendem Augenpunkt, perspektivisch gesehen, wie unsere Tafel I

1) Schon A. Klügmann (in Zeitschr. f. Numism. VII, 1880, S. 65/66) hatte das Richtige gesehen und ganz mit Recht aus dem Sitzen der Figur allein schon auf eine Gottheit geschlossen: für den Diener einer Gottheit wäre das Sitzen ebenso bedeutungslos wie ungehörig. — Dieser bewaffnete Quirinus hält ostentativ die Priestermütze in der Hand, im Gestus der Verleihung, zur Erinnerung an den Liv. 37, 51 berichteten Konflikt des Ahnen im Jahr 189 v. Chr. Vgl. Babelon, Monnaies de la république rom. I, p. 484; Pauly-Wissowa, R. E. VI, 1841/42.

2) Abgüsse und die Erlaubnis sie hier abbilden zu dürfen verdanke ich wiederum der besonderen Güte K. Reglings.

ihn zeigt, wächst der Kopf zu seiner ganzen Würde und Hoheit empor. Dann wirkt er auch schlanker und wohl proportioniert, alle übermäßige Breite verschwindet. Stolzer steigt die Stirnlocke in der Mitte auf, lebhafter öffnet sich der Mund, vor allem aber wirkt das sich schlängelnde Gelock des mächtigen Bartkragens, wie es wirken soll: als imposanter Unterbau für das erhabene Antlitz, von gleichem Höhenmaß wie dieses und voll reichen Eigenlebens.





Abb. 8 (London).







Abb. 9 (Berlin).
Denare des N. Fabius Pictor. (Doppelte Größe)

Dieser pompöse, theatralisch stolze, fast schon gallisch-keltisch anmutende Aufbau von Lockensträhnen ist wieder etwas Ungriechisches, etwas Italisches, das im Keltengebiet seine charakteristischste Ausgestaltung gefunden hat[1]). Italische und gallische Silvanusbilder, gallorömische Bronzestatuetten des Dispater sind darin unserem Zeus Zichy am nächsten verwandt, besonders auch in der hoch über der Stirnmitte emporstehenden Mittellocke. Vgl. Sal. Reinach, a. a. O. p. 138, Nr. 144, pl. 43; Nr. 150; Nr. 151,

1) Wie Kelten und Italiker auch sprachlich besonders nahe verwandt sind, näher als Griechen und Italiker, hat P. Kretschmer, Einleitung zur Gesch. d. griech. Sprache, S. 154, längst dargetan. Vgl. auch Schuchhardt, Alteuropa^2, S. 277.

p. 146; Nr. 155; Babelon-Blanchet, Bronzes du Cab. des Medailles, p. 306 nr. 695, 307 Nr. 696. Die durch Diodor bezeugte Sitte der Gallier, sich durch künstliches Einfetten und Steifmachen des Hauptthaares ein imponierendes Aussehen zu geben, ist bekannt[1]).

Der Mars Ultor am Forum Augusti und der Quirinus auf dem Quirinal, die als Kultstatuen etwa gleichzeitig in Auftrag gegeben worden sein müssen, ergänzen sich also gegenseitig als nur zwei verschiedene Ausdrucksformen ein und desselben altitalischen Numens. Was ihrer dementsprechend auch verschiedenen künstlerischen Gestaltung aber gemeinsam war, ist was Furtwängler (S. 68) dem Mars Ultor nachrühmt: die großartig monumentale Würde und der hohe Ernst; dazu der stark klazzistische Geist, wie er eben der höfischen Kunst des Augustus am besten entsprach. Es ist, als ob der alte dualistische, auf wechselseitige Ergänzung angewiesene Gegensatz[2]) zwischen Septimontium und colles, Palatin und Forum einerseits, Quirinal und Campus Martius andererseits, der nun einmal die älteste Geschichte Roms durchzieht, auch bei der großen sakralen Restitution des Augustus und seinen Kultbauten noch nachgewirkt hätte.

Die gut erhaltenen Kopien des augusteischen Mars Ultor hellen auch noch einen nicht unwichtigen Einzelzug in der Barttracht des Romulus-Quirinus auf. Wie man am besten an den in Sammlung Somzée, Taf. 35 und S. 61 gegebenen Abbildungen des Kopfes der kapitolinischen Kolossalstatue, der Bronzestatuetten Somzée und Lenoire ersieht, zeigen sie alle, genau wie die Büste Zichy, die ganze Mitte der Oberlippe ausrasiert und unter der Unterlippe keine „Fliege". Gerade diese Einzelheit darf zur Bestätigung sowohl des römischen Grundcharakters wie auch der Datierung des Quirinus Zichy in augusteische Zeit dienen. Sie paßt zu der bewußt gesuchten Eleganz und feinen Gesittung eben

1) Es ist kein Zufall, daß in demselben Lande später, unter Ludwig XIV., die damit durchaus wesensverwandte große Staats- und Allongeperrücke aufkam, nachdem die französischen Könige schon seit Ludwig XI. den Ausdruck souveräner Würde in eben dieser Richtung gesucht hatten.

2) Vgl. Ludo M. Hartmann, Röm. Geschichte (1919), S. 18/19. — An eine genauere Erklärung der Szenen auf dem rotfig. etruskischen Kelchkrater im Museum Guarnacci zu Volterra (Röm. Mitt. 1915, S. 147, Fig. 9—11) hat sich noch niemand herangewagt. Die beiden Seiten scheinen als Gegenstücke gedacht, und zwar eben unserm Dual geltend: einerseits der jugendlich unbärtige Mars mit Venus, Minerva und Lasa; andrerseits Quirinus (großer Vollbart, volle Rüstung und Lanze), eine ähnliche Paredros wie vorhin Venus, dazu Victoria. Als Füllfiguren Jünglinge mit Speeren. Wichtig aber als chtonische Hinweise beiderseits ein Hund und bei Quirinus ein Geier mit kahlem Hals. (Mars und Lasa zusammen auch im Lied der Arvalbrüder!)

dieser Periode, und es ist keinesfalls nötig, ein Zurückgreifen speziell auf altspartanische [1]) Sitte anzunehmen. Der „Anachronismus“ hat in diesem Falle, wie sich zeigen wird, eine viel breitere Basis.

Die eigentümlich gezierte Mode scheint zu Anfang der Kaiserzeit im Westen des römischen Reichs noch weit verbreitet gewesen zu sein. Vielleicht ist der Jupiterkoloß im kapitolinischen Tempel, der durch Sulla zwischen 83 und 69 v. Chr. völlig erneuert wurde, mit tonangebend gewesen, obwohl er von einem Griechen, Apollonios, geschaffen worden war, und weil wahrscheinlich schon das ältere tönerne etruskische Tempelbild diesen Zug aufwies. Wie stark diese Barttracht absticht von der griechischen Sitte, einen vollen Schnurrbart zu tragen und auch dem Kinn den natürlichen Haarwuchs zu belassen, lehrt ein Blick auf die Tafeln in Overbecks Kunstmythologie, welche griechische Zeus- und Poseidonköpfe zusammenstellen. Da kommt jene damals westlich-italische Sitte nur als Ausnahme vor, d. h. ausschließlich dort, wo es sich um italische oder römische Arbeiten handelt. So an dem kolossalen Zeuskopf aus Pompeji (Br. Br. Taf. 574), dem Kolossalkopf des Zeus in Florenz (Amelung, Führer, No. 100), dem Zeus Verospi im Vatikan (gute Abbildung jetzt: Festschrift f. Arndt, S. 123, Abb. 6), dem Terrakotta-Zeuskopf in München (Brunn, Griech. Götterideale, Taf. 10), den Sieveking, Münchn. Jahrb. 1911, S. 8, ebenfalls in das erste Jahrhundert v. Chr. datiert hat. Ferner an der Neptunbronze aus Metz im Louvre (de Ridder, Bronzes ant. du L. I, No. 1042, pl. 61[2]); dem Marmorfragment einer Juppiterstatue aus Vienne, Espérandieu, Basreliefs I, p. 266, No. 372). Beispiele für das Ausrasieren der Mitte der Oberlippe und der „Fliege“ unter der Unterlippe an römischen Werken auch aus Germanien bei Fr. Koepp, Germania Romana IV, 2. Aufl.: der Jupiter vom Sockel der Mainzer Jupitersäule (Taf. II, 1), der Jupiter von Mülfort (Taf. VIII, 7), der Herakles „Epitrapezios“ von Jagsthausen (Taf. XXXIX, 2). Von Bronzestatuetten wären noch zu nennen — und die Beispiele sind leicht zu vermehren — der tronende Zeus aus Ungarn im British Museum nr. 909 (Walters, Select bronzes pl. 39); der Poseidon aus Herkulaneum, Overbeck, Kunstmythologie III, Taf. II 1; der hübsche Zeus in Florenz, Museo Archeol., Amelung, S. 258 (mit

1) Über das bis in die Mitte des 4. Jhs. hinein erkennbare konservative Sichsträuben Spartas gegen die damals in Griechenland sonst allgemein schon angenommene Sitte einen Vollbart zu tragen, richtig H. Mötefindt in seiner gleich zu nennenden Dissertation, Seite 40 und 43.

2) Auch in den zwei langen mittelsten Bartsträhnen mit spiraliger Drehung dem Quirinus der Memmiusmünzen verwandt.

weit ausrasiertem Kinn); der Zeus aus Janina B. C. H. 1885 pl. XIV; der Juppiter von Evreux (doch lange nicht mehr so stark ausgeprägt) bei Lasteyrie, Album des musées de Province, p. 6 ff., pl. II und Espérandieu IV, p. 172, No. 3064; der Succellus aus Genf, bei F. Stähelin, Die Schweiz in röm. Zeit, S. 452, 130.

Was mag dieser damaligen römischen Sitte, die Lippen von der Überdeckung durch die Barthaare ganz frei zu halten, zu Grunde liegen? Zunächst wieder etruskisches Vorbild. Der Kopf des Hades in der Tomba dell' Orco, um nur das eindruckvollste Beispiel an die Spitze zu stellen, hat, wie man aus der schönen großen Wiedergabe Mon. d. Inst. IX, Taf. XV[a] deutlich sieht, einen zwar vollen Schnurrbart, der die Oberlippe jedoch ganz frei läßt. Aber bis in archaische Zeit hinauf läßt sich das Freilegen der Oberlippe, das genaue Beschneiden des unteren Schnurrbartrandes und das Ausrasieren der „Fliege“ an etruskischen Werken verfolgen: so an sämtlichen bärtigen Köpfen der Tomba dei vasi dipinti (Mon. IX, tav. XIII—XIIIc = Weege 67. 69. 70), an dem Alten der Tomba del vecchio (ibid. tav. XIV); ebenso aber auch am Memnon wie am Thintial der Tomba dell' Orco (ebenda Tav. XV ff.), an den Bärtigen der Tomba François, Mon. d. Inst. V, 15; den Charonfiguren Annali 1866, tav. W; außerdem bei Weege, a. a. O.: der gelagerte Mann der Tomba delle leonesse (9), der Bärtige der Opferszene in der Tomba del barone (78), die Männer der Tomba degli auguri (91—95 = Mon. d. Inst. XI, 25/6). Ebenso lassen sich von den gravierten[1]) Spiegeln, Cisten[2]) und den rotfigurigen etruskischen Vasen[3]) eine Menge Beispiele beibringen. Obwohl die modernen Reproduktionen nicht immer genau sind, findet man kaum Ausnahmen von dieser Sitte.

In archaischer Zeit herrschte die Sitte sogar noch wesentlich stärker als später: da wurde die ganze Umgebung des Mundes völlig kahl rasiert, so daß der Schnurrbart gänzlich geopfert wurde und der Kinnbart fast mehr unter als vor dem Kinn herumging, dieses also größtenteils freilassend. Beispiele: der gelagerte Mann sowohl auf dem Tonsarg aus Chiusi im Museo di Villa Giulia wie auf demjenigen im Louvre, wie dem im British Museum (Hausenstein, Bildnerei der Etrusker, Fig. 14—17); der vor Athena sitzende

1) Gerhard, Etrusk. Spiegel Taf. 63, 66, 76, 81, 82, 169, 223, 229, 285, 298, 305, 352, 374, 398, 402, 403; Bd. V, 1, 60, 66, 75, 78, 128, 130, 135.

2) Als Beispiel: Kopenhagen, Ny Carlsberg, Bildertafeln 107.

3) Als Beispiel: der Dionysos und seine Satyrn auf der rotfig. Vase, Mon. d. Inst. X, tav. 51; Conestabile, Pitture murali tav. 15 (Zeus), 16 (Achill und der tote Hektor), 18 (Kentauren). Mon. d. Inst. XI, tav. 4/6 (Unterweltsherrscher).

Herakles in der Terracottagruppe im Louvre (ebenda 55); die sämtlichen Bärtigen auf den tönernen Wandbekleidungsplatten der Gräber in Caere (Mon. d. Inst. VI, 30 = Ducati-Giglioli p. 190—192 Fig. 12—14; Journ. Hell. Stud. X (1889 pl. 7); ebenso auf den Bronzereliefs des Wagens von Monteleone (Ducati-Giglioli p. 146—147). Auch die Silensmasken archaischer und nacharchaischer Traufziegel und die Krieger verwandter Tonakroterien zeigen den Schnurrbart stets mehr oder weniger scharf beschnitten, um ja die Oberlippe nicht zu bedecken (Glypt. Ny Carlsberg, p. 20, Fig. 6 u. 8; pl. 171, 172, 174, 176, 178; Bildertafeln des etrusk. Museums der Ny Carlsberg, Glypt. T. 17, 68, 69, 110; dazu die Acheloosmaske auf dem Bronzebeschlag ebenda 109 und besonders der Männerkopf 114); der Jupiterkopf aus Satricum (Ducati-Giglioli 157); der Silen der Mänadengruppe im Museo di Villa Giulia (Hausenstein 50). — Als Gegenbeispiel des späteren Nachlassens der Sitte, d. h. die Oberlippe liegt nur in der Mitte noch ein wenig frei: der Jupiter der Tongiebelgruppe von Luni (Milani, Monum. scelti, tav. 6).

Was mag aber der Grund dieser eigentümlichen Mode an sich sein? Die Etrusker waren sinnliche Genießer und wußten sich zu pflegen. Sie wollten beim Essen und Trinken durch den Bart in keiner Weise behindert sein, und rasierten ihn darum mit Entschlossenheit in der unmittelbaren Nähe der Lippen weg. Daß solche Appetitlichkeit der prinzipielle Grund der fraglichen Mode sein wird, kann man folgern aus der Beliebtheit der Sitte in Perioden, in denen man ausgesprochenermaßen Sinn hatte für peinliche Sorgfalt, wie auch aus zwei weit auseinanderliegenden literarischen Zeugnissen. Aus Diodor V, 28 kann man noch heute herausspüren, mit welchem Ekel die Gallier betrachtet wurden, denen Speisereste vom Essen her in den langen Schnauzbärten hängen blieben, durch die auch die Getränke wie durch ein Sieb hindurch mußten. Clemens Alexandrinus aber, der den Bart als Zeichen männlicher Würde nicht missen will, empfiehlt den Christen, die beim Essen durch den Bart nicht behindert sein wollten diesen doch nur um den Mund herum zu scheren. (Vgl. Marquardt-Mau, Privatleben der Römer, 2. Aufl., S. 602).

Daß es sich bei dieser im Allgemeinen wenig beachteten Einzelheit nicht um eine etwa ausschließlich etruskische, sondern allgemein mittelitalische Sitte und Mode handelt, bezeugt die Tatsache, daß sie sich genau so auch auf pränestinischen Spiegeln und Cisten wie auch campanischen Dachterrakotten findet. Beispiele: Cat. of Bronzes in the Brit. Mus. pl. 31; Mon. d. Inst.

VI/VII tav. 61/2. H. Koch, Dachterrakotten aus Campanien T. X, 2; XVI, 1; XVII, 3; XVIII, 1—5; XXXI, 2.

Aber längst ist ja durch H. Mötefindt[1]) unter Heranziehung eines erdrückenden Materials der Nachweis erbracht, daß diese eigenartige Barttracht, „die Fraese", viel viel älter ist, im semitischen Orient ihre Wurzel hat, von da zu Ende der mykenischen Zeit nach Griechenland gekommen ist, wo sie die gesamte archaische Zeit, selbst bis in die Mitte des 5. Jhs. herrscht und im 8. Jh. mit der altjonischen und archaisch griechischen Kunst zu den Etruskern und zu den Stämmen Unteritaliens kam, um sich da lange Zeit ebenso großer Beliebtheit zu erfreuen. Für die Folgezeit machen Mötefindt's Untersuchungen merkwürdigerweise einen großen Sprung, indem sie erst mit der frühchristlichen Epoche wieder fortfahren. In diese Lücke fügt sich für die Zeit der letzten römischen Republik und der frühen Kaiserzeit die obenstehende Feststellung ergänzend ein.

Der Tempel des Quirinus, dessen Reste noch unter den königlichen Gärten des Quirinal schlummern (Jordan-Hülsen III 420), muß einst in seiner reichen Ausstattung eine ähnliche Glanzleistung der jungen Monarchie gewesen sein wie der Mars Ultor-Tempel mit seinem Forum, dessen Resten man jetzt eifrig nachforscht. Nach Martial XI 1, 9 war die Hallenarea (vgl. oben S. 119) des Quirinustempels, der noch bis ins 4. Jahrhundert hinein aufrecht stand, einer der besuchtesten Promenaden und beliebtesten Treffpunkte der Stadt. Wenn das nationale Empfinden des modernen Italien dort oben einmal den Spaten einsetzen sollte, so wird man aus den Trümmern dieses so spezifisch römischen Heiligtums eine Bestätigung auch der hier verfochtenen Wiedergewinnung des augusteischen Quirinus erhoffen dürfen.

Das bei der Leichenfeier des Drusus, des Tiberius' Sohn, in der langen „pompa imaginum" mit aufgeführte Ahnenbild des Ro-

---

1) Geschichte und Verbreitung der Fraese. Diss. Hamburg 1922 (Maschinenschrift, gedruckt nur kurzer Auszug). Dazu: Geschichte der Barttracht im alten Orient, in Klio XIX (1925), 1—61.

Als besonders markante Beispiele seien hervorgehoben: altassyrische Statue Berlin (Otto Weber, Assyr. Kunst, Abb. 2/3), Kopf Rampin, tronender Zeus des archaischen Heraklesgiebels der Akropolis, die bärtigen Köpfe des Siphnierfrieses, der Herakles der Metope des delphischen Athenerschatzhauses, der Orpheus der „sikyonischen" Argonautenmetope, vielfach der Poseidon auf den korinthischen Pinakes, die bärtigen Köpfe der Tonantefixe des Tempels in Thermon, der Kalbträger, Aristogeiton etc.

mulus (Tacitus, Ann. IV, 9) braucht nicht, wie Bernoulli (S. 10) meinte, unbedingt nach jener kapitolinischen Statue angelegt gewesen zu sein. Es könnte auch schon eine verkleinerte Replik des Kopfes der augusteischen Romulus-Quirinusstatue gewesen sein, wie unsere Büste. Wo muß man sich die Büste Zichy überhaupt ursprünglich aufgestellt denken? Ist sie der Überrest einer kaiserlichen Ahnengallerie aus einer Palastkapelle einer der kaiserlichen Prachtbauten? Etwa aus dem Tempel des Divus Augustus, d. h. der „aedes Caesarum“, dem „templum Divorum in Palatio“ auf dem Palatin, wo im Laufe der Zeit alle Mitglieder des julisch-claudischen Kaiserhauses ihren Kult erhielten? (Jordan-Hülsen III, 80/1). Oder stammt die Büste aus der Cella eines anderen Tempels? oder aus dem Hallenvorhof oder der sonstigen Nähe eines solchen? Valerius Maximus (VIII 15, 1) berichtet einmal von einer „imago“ des Scipio Africanus, die für gewöhnlich in der Tempelcella des kapitolinischen Jupiter gestanden habe und von dort jedesmal zum Herumführen bei den großen Leichenprozessionen geholt wurde. (Vgl. K. Schneider s. v. „imagines maiorum“ bei Wissowa-Kroll IX, 1099).

Furtwängler (S. 141) war der festen Überzeugung, daß die Bronzebüste Zichy in einen marmornen Hermenschaft eingesetzt gewesen sei. Da die Büste nur ²/₃ Lebensgröße besitzt, müßte in diesem Falle auch der Hermenschaft kleiner als gewöhnlich gewesen sein. Dafür gibt es Beispiele. So die beiden Marmorschäfte in Pergamon, in deren oberes Ende einst die Bronzebüsten des Konsuls Attalos eingelassen waren (Ath. Mitt. 1907, 361—367). Der Hermenschaft mißt dort 1,60 bezw. 1,70 m Höhe und an seinem oberen Ende 0,31 m Breite. Die Breite der einzusetzenden Bronzebüste muß nach den Abbildungen etwa ebensoviel betragen haben wie bei dem Zeus Zichy: 0,23 m. Bei diesem aber ist der Brustausschnitt an sich ungewöhnlich breit bemessen, so daß von den Schultern mehr mitkommt, als aus guten Gründen üblich ist. In diesem Falle ist diese Ungewöhnlichkeit offenbar aus dem Wunsche entstanden, der großen Bartmasse noch einen ästhetisch in der Tat notwendigen, als Kontrast ruhig wirkenden Rand und Rahmen gleichsam unten herum zu geben. Die dadurch entstandene ungewöhnliche, zudem beiderseits ungleiche Schulterbreite und die sich daraus ergebende Kleinheit des Kopfes selbst macht aber, wie sich an praktischen Versuchen alsbald ergab, eine wirklich befriedigende Einfügung in einen Hermenschaft nicht ohne weiteres möglich. Überträgt man das normale Höhenverhältnis des menschlichen Körpers von sieben Kopflängen auf eine der Kleinheit des Kopfes proportional entsprechende Herme, so sitzt der Kopf viel

zu tief, der Beschauer sieht von oben auf ihn herab. Bringt man hingegen den Kopf in Augenhöhe, wie es natürlich ist, so verlangt das einen Hermenschaft wie in Pergamon von 1,60—170 m Höhe, auf dem der Kopf dann viel zu klein wirkt. Und zwar darum, weil man — eben wegen der großen Schulterbreite des Brustausschnittes (23 cm) — die obere Breite des Hermenschaftes nicht gern unter 0,25 m annehmen möchte[1]). Bei den pompejanischen Beispielen des Caecilius Jucundus, des Cornelius Rufus (Abb. bei Ippel-Mau, Führer durch Pompeji, S. 55 u. 165) und des Vesonius Primus (Mau, Pompeji[2], S. 465) besteht diese Schwierigkeit nicht, da allen diesen Köpfen von der Schulterbreite beträchtlich weniger und immer ein beiderseits gleichgroßer Abschnitt mitgegeben ist.

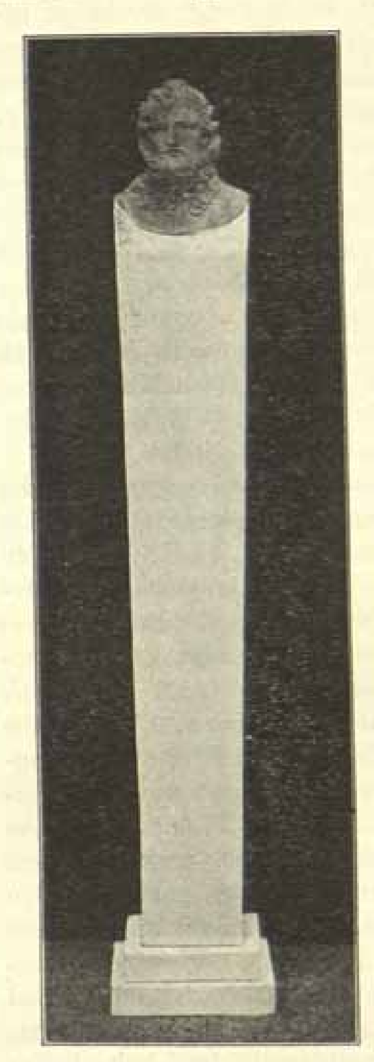


Abb. 10.
Rekonstruktionsversuch der Quirinus-Herme (in Gips).

An den drei fast vollständig erhaltenen Hermen aus Nemi in der Glyptothek Ny Carlsberg (Billedtavler LII, 639—641) kann man lernen, daß man bei der Einfügung der Büsten in den Hermenschaft zuweilen freilich auch recht sorglos und wenig feinfühlig verfuhr. Die Büste des Aninius Rufus (640) verläuft in ihrem unteren Rand häßlich schief und ist nicht gleichmäßig eingefügt: nur rechts auch war noch Platz für einen schmalen einfassenden Streifen des Hermenschaftes. Die Büste der Staia Quinta (639) dagegen ist im Brustausschnitt so breit, daß dieser auf keiner seiner beiden Seiten mehr vom Hermenschaft (H. 1,85 m) eingefaßt wird, sondern oben dessen voller Breite gleichkommt, also mehr auf ihm draufsitzt, als in ihm

1) Äußerst knapp ist z. B. die seitliche Einfassung der Hermenbüste aus der Casa degli amorini dorati: Notizie d. scavi 1907, p. 582, Fig. 31.

darinsitzt. Aber selbst wenn man das Gleiche für die Büste des Zeus Zichy annimmt und dem Hermenschaft eine Verjüngung wie dem der Staia Quinta nach unten gibt, wirkt der Kopf immer noch zu klein. Doch könnte die dunklere Tönung der Bronze hier ausgleichend gewirkt, wenigstens für den optischen Eindruck Kopf und Büste mehr Volumen gegeben haben. Vgl. Abb. 10[1]).

Der in der Bronze Zichy gegebene Brustausschnitt weist seiner Form nach auf das erste Jahrhundert der römischen Kaiserzeit hin. Nach der von Bienkowski, Rev. archéol. 1895, II, 294, gegebenen Übersicht der antiken Büstenformen würde unsere Bronze der augusteischen oder julisch-claudischen Zeit angehören; der Brustausschnitt reicht nur in die Mitte nicht so tief hinab wie bei den dort Fig. 1 gegebenen Beispielen Nr. 5—9.

Einen Teil der Front des augusteischen Quirinustempels, mit Mars, wie er zu Rhea Silvia herniedersteigt, mit der die Zwillinge Romulus und Remus säugenden Wölfin und mit den erstaunten Hirten als Giebelschmuck zeigt, wie ich vermute, das bekannte Relieffragment im Thermenmuseum in Rom: Helbig-Amelung Nr. 1412 = E. Strong, La scultura romana I, 72. Gegen die aus der — wie so oft in solchen Fällen ungenauen — Zehnzahl der Frontsäulen erschlossene Deutung des auf dem Relief dargestellten Tempels als des hadrianischen Doppeltempels der Venus und Roma hat aus stilistischen Gründen schon Amelung Einspruch erhoben. Er kommt zu dem Schlusse: wir haben den Tempel unter den Gebäuden der augusteischen Zeit zu suchen —, wohin ihn vorher schon Furtwängler gesetzt hatte (vgl. Wace, Papers of the British School at Rome IV, 248). Wace hatte dann (p. 249) an den Tempel des Mars Ultor oder den der Venus genetrix gedacht, ohne aber irgendwelche besonderen Gründe dafür anführen zu können.

Das analoge, spätere und qualitativ geringere Relieffragment, ebenfalls im Thermenmuseum (Röm. Mitt. 1904, Taf. IV = Helbig-Amelung, Nr. 1418 = E. Strong, a. a. O., p. 74, Fig. 48) gilt allgemein als eine Wiedergabe eben des augusteischen Quirinustempels, und zwar wegen der Darstellung im Tympanon: Vogelflug-Omen bei der Gründung Roms zu Gunsten des Romulus. Aber die Architektur, besonders die Säulen, wären dann unerhört frei behandelt.

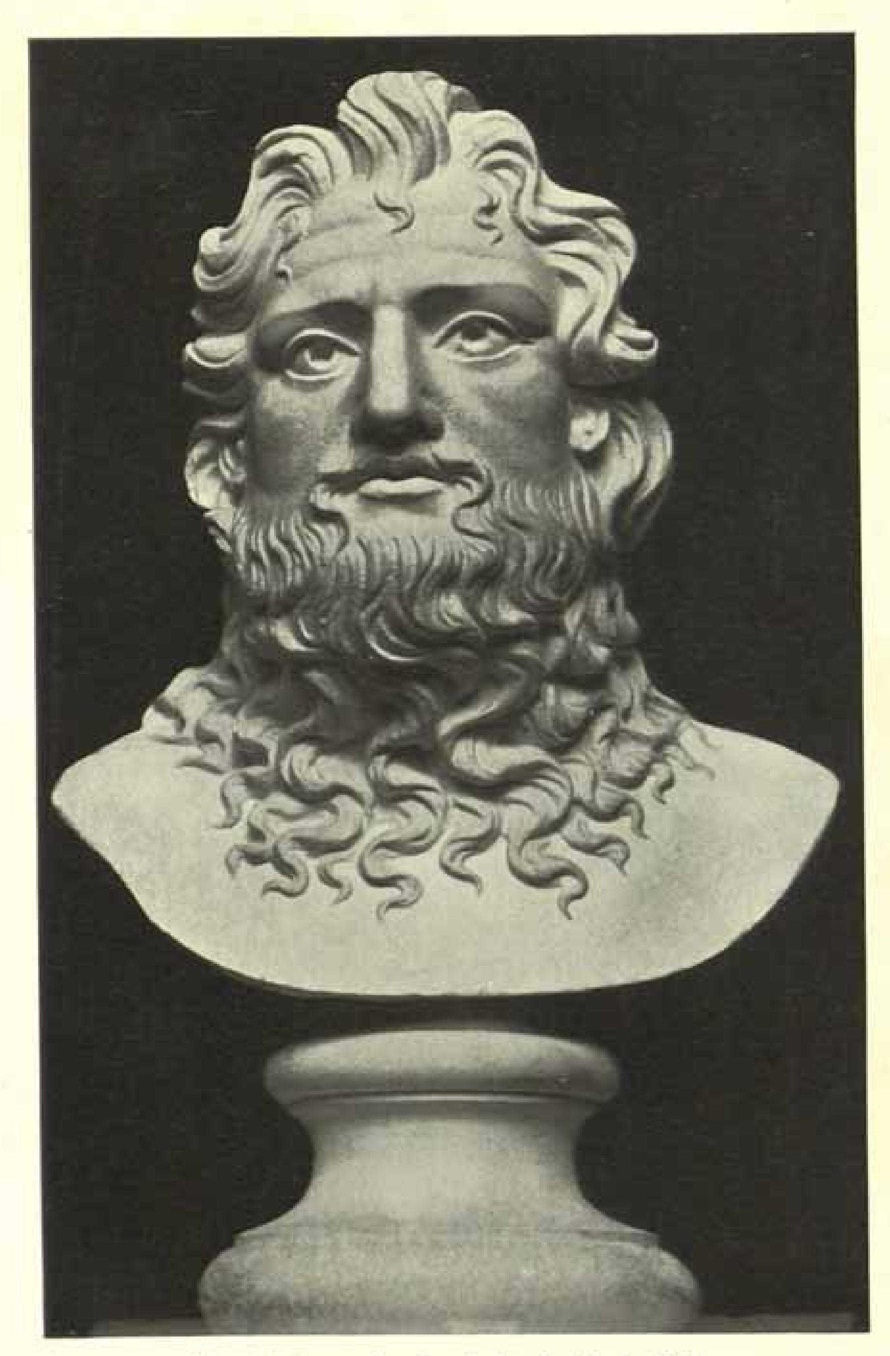
Wahrscheinlicher ist mir folgendes. Der dargestellte Giebelbau ist, was auffallenderweise noch niemals angemerkt worden

1) Die zweistufige Basis sollte etwas knapper sein und dürfte nicht soweit ausladen. Gesamthöhe 1,60 m.

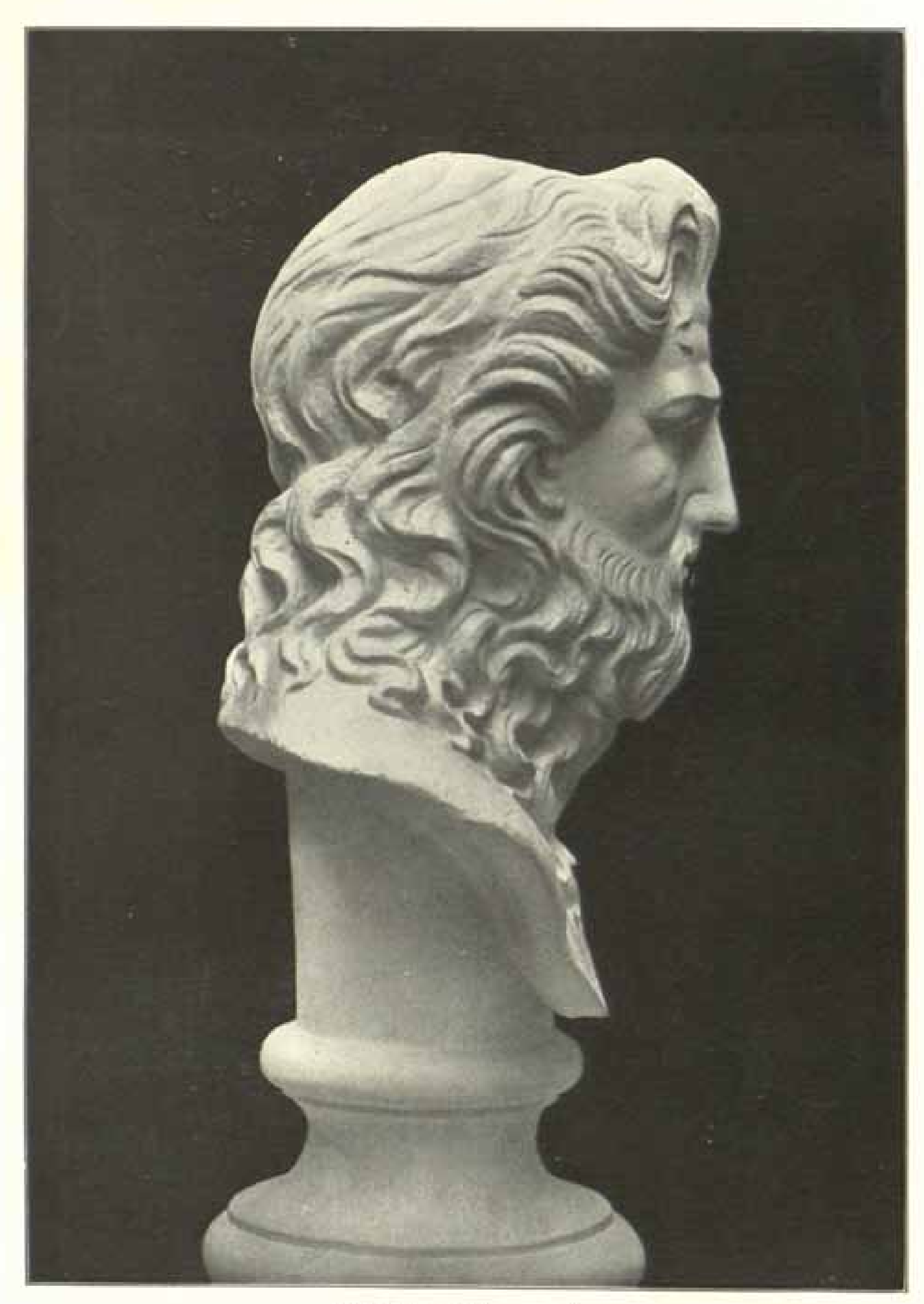
zu sein scheint, wie aber schon aus der Gestalt des unmittelbar davor stehenden Flamens abzulesen ist, und wie ganz deutlich auch aus der Profilierung des Gebälkes und der Größe der Quaderspiegel an der Cellawand erkannt werden kann, ein verhältnismäßig kleiner Bau, mehr „curia" als Tempel. Nach dem im Giebelfeld dargestellten Augurium des für die Gründung so entscheidenden Vogelfluges, welches genau die Mitte des Tympanons einnimmt, vermute ich in diesem kleinen Bau jene „curia Saliorum", jenes „sacrarium" der palatinischen Salier, das vermutlich doch identisch sein wird mit dem von Hadrian im Jahre 136 auf dem Palatin wiederhergestellten „auguratorium" In seiner alten Fassung wird dies Gebäude von Dionys. v. Hal. (XIV, 5) eine Hütte, eine Kapelle genannt: καλιάς. (Vgl. Jordan-Hülsen, III, S. 44, P. W. II, 2313). Schon E. Strong, p. 72, hat das Relief in hadrianische Zeit gesetzt. Es wird eben die Erneuerung dieses zu den ehrwürdigsten Sakralbauten Roms gehörigen Gebäudes dargestellt sein, in welchem das für den Dienst der Auguren so wichtige Amtssymbol, der auch im Feuerbrand immer wunderbar erhalten gebliebene Lituus des Romulus, aufbewahrt wurde. Für einen so spezifisch römischen Traditionen dienenden Bau hatte man mit Bedacht die einheimisch italische, die toskanische Säulenform gewählt. Welcher Giebelschmuck aber konnte passender sein als der gewählte des mythischen Vogelflug-Omens? Da es sowohl auf dem Palatin wie auf dem Quirinal für die Aufbewahrung der ἱερά der Salier ein solches Dienstgebäude gegeben hat (Wissowa, Röm. Religion², S. 555, Anm. 6 und S. 559), entsprechend einem doppelten zwölfköpfigen Priesterkollegium, dem palatinischen und dem quirinalischen (collinischen)[1]), so könnte das Relief zusammen mit den eben dort gefundenen Fragmenten seinem Fundort nach von der collinischen Curia, also der der quirinalischen Salier herstammen[2]). —

1) Wie der Marskult und das Collegium der Salier zwiefach war auf Palatin und Quirinal, so auch die Priesterschaft der Luperci (Binder, Plebs 115; Graffunder bei Wissowa-Kroll, s. v. Rom 1017; Philipp s. v. Sabini, ebenda 1575). Den Dualismus der ältesten Ansiedlung, die voretruskische Doppelstadt merkt man auch hierin. Vgl. oben S. 124.

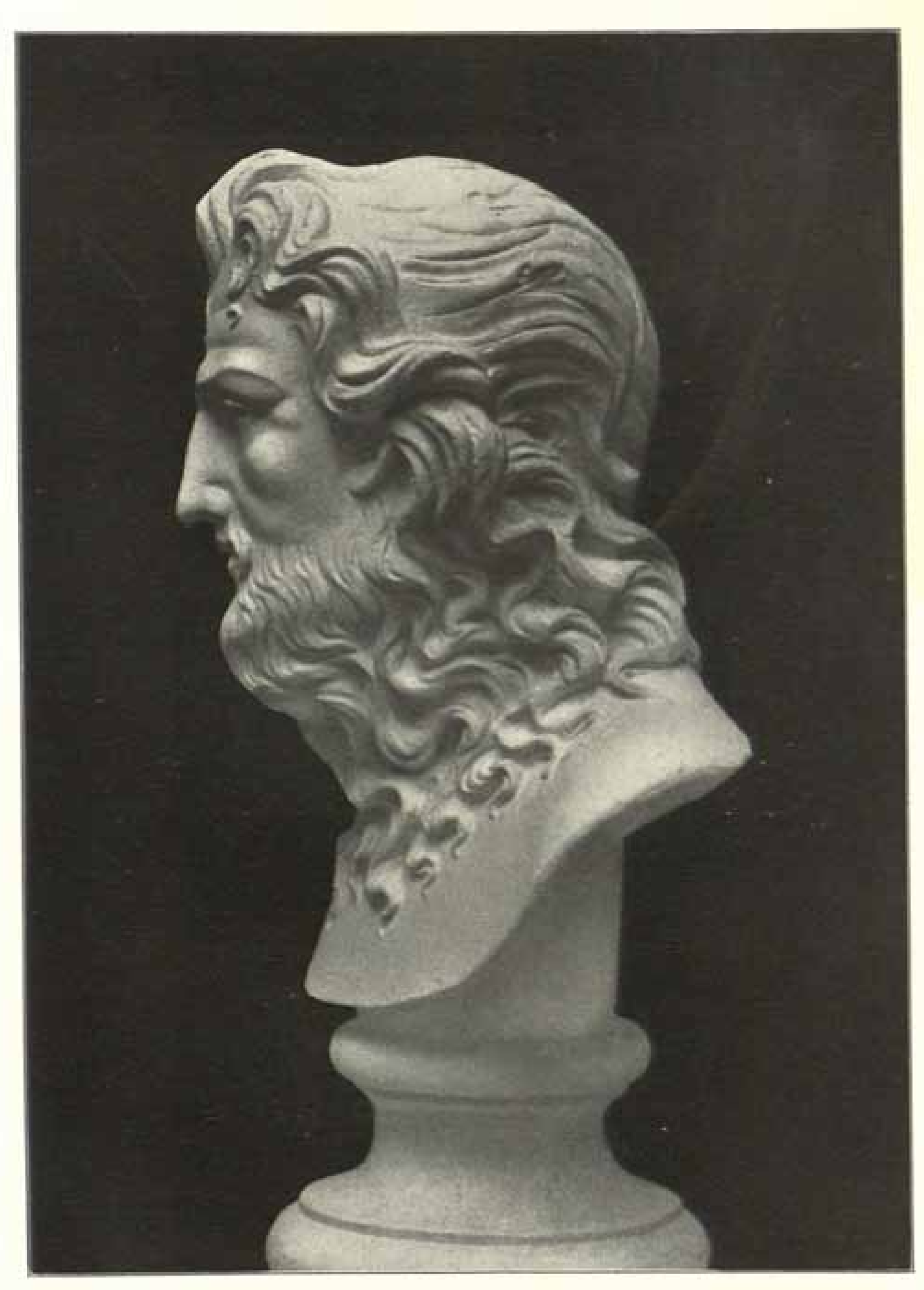
2) Die drei vergitterten türenartigen Fenster des Tympanons haben mit der figürlichen Reliefszene desselben nichts zu tun. Sie dienten nur zur Erhellung des Dachbodenraumes, wie das z. B. im viel größeren Maßstabe auch am Artemistempel zu Magnesia a. M., an den beiden Tempeln in Baalbeck und am Westpropylon des Marktes in Damaskus der Fall war. Vgl. Kohte-Watzinger, Magnesia a. M. S. 47, 61, 63; Wiegand, Baalbek I, S. 63, Taf. 15—16; Watzinger-Wulzinger, Damaskus, die antike Stadt, S. 21 u. 23, Taf. 1.



Bronzebüste aus Rom im Besitz des Grafen Zichy.
Nach Gipsabguß
(etwas von unten aufgenommen).



Bronzebüste Zichy aus Rom.
(Nach Gipsabguß.)



Bronzebüste Zichy aus Rom.
(Nach Gipsabguß.)

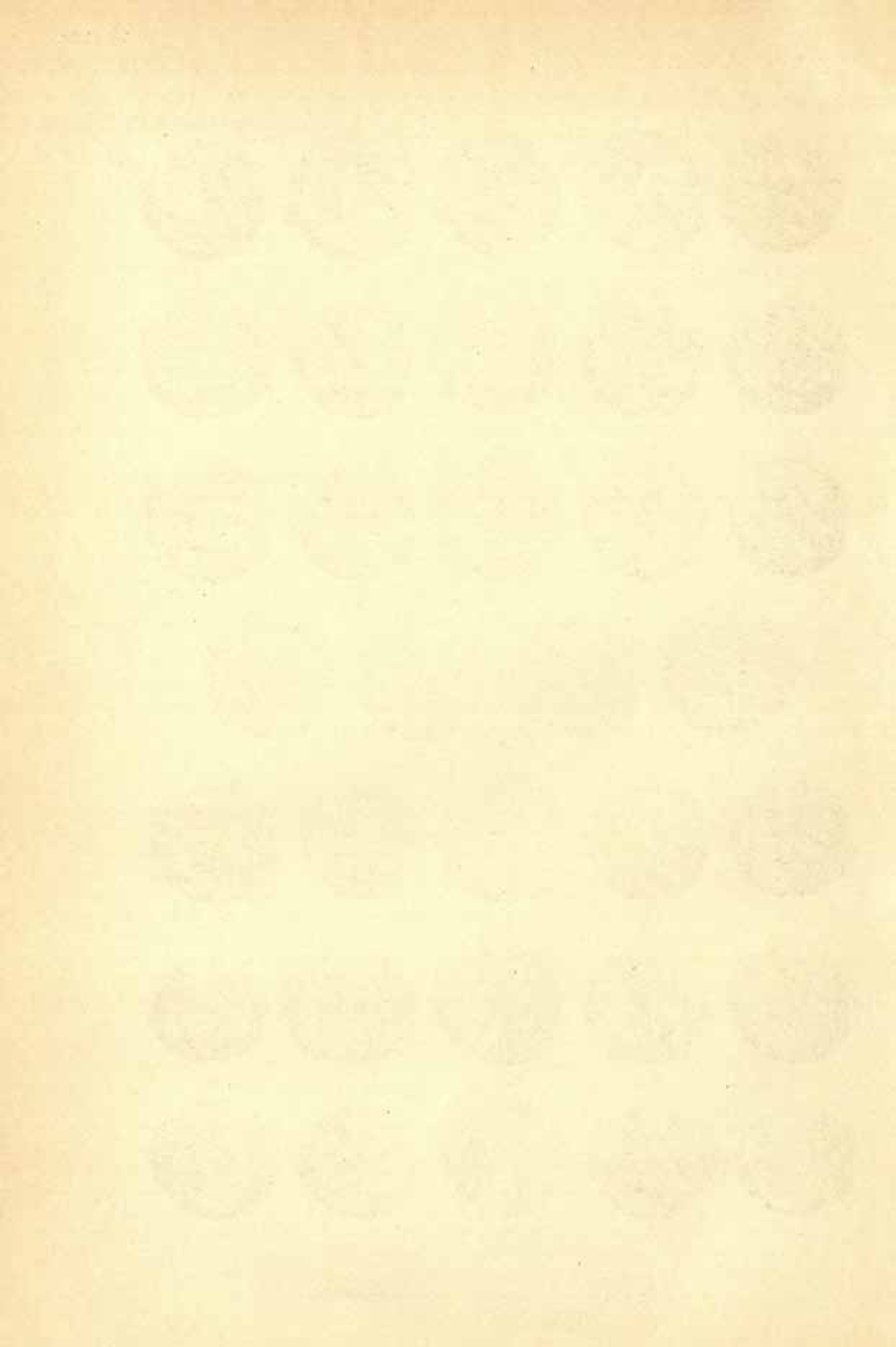




KUPFERPRÄGUNG VON SPARTA

MIT DEM BILDNIS LYKURGS

J. B. Obernetter, München



Zu meiner Freude sehe ich in der soeben erschienenen Festschrift des Münchener Jahrbuchs f. b. K. für P. Wolters meine Auffassung durch einen so gründlichen Kenner der römischen Kunst wie J. Sieveking bestätigt. Er setzt dort (S. 28 Anm. 24) den Zeus Zichy mit dem bronzenen Mädchenkopf in Parma (Arndt-Bruckmann 89/90), dem er ihn stilistisch unmittelbar anschließt, in frühaugusteische Zeit: „bei aller Eleganz doch reichlich schematisch und auf Äußerlichkeiten abgestimmt“. Und doch hat der Zeus Zichy zugleich jene „Charakterisierung von innen heraus“, die Sieveking (S. 26) mit Recht an seiner Gruppe mittelitalischer Porträtkunst des 3. und 2. vorchristlichen Jahrhunderts im Gegensatz zur Veräußerlichung der Etrusker als unterscheidenden Wesenszug rühmt. Auch der „Zeus Zichy“ hat bei aller Entlehnung griechischer Formensprache in der innerlichen Charakteristik etwas ganz Selbständiges, den Griechen Fremdes, eben „ein italisches Element als mitbildenden künstlerischen Faktor“ (S. 27).

Nachtrag.

Die spezifisch italische Vorstellung eines kriegerisch gerüsteten Unterweltsgottes, wie sie im römischen Quirinus verkörpert gewesen zu sein scheint, läßt sich, wenn ich mich nicht täusche, vereinzelt auch tief unten in Süditalien noch nachweisen, allerdings überwuchert von Formen und verquickt mit Vorstellungen der dort früh und ausgiebig eingedrungenen griechischen Welt. Neben den massenhaft in Tarent aufgefundenen Votivterrakotten eines chtonischen Paares[1]), das zuerst von P. Wolters (Arch. Zeitg. 1882, 285 ff.) besprochen, und das von Evans und Furtwängler richtig als ein „chtonischer Dionysos“ und eine „Persephone“ angesprochen wurde, gibt es solche, die den gleichen langbärtigen Heros auch mit korinthischem, großbuschigem Helm und Schild darstellen: Winter, Typenkatalog I, 208; Arch. Zeitg. 1882, Taf. 14, 4, S. 310 nr. 36, S. 311, nr. 40 (mit Panzer); Mon. d. Inst. XI, tav. 55, 6 (Schild und Helm allein). Eine solche Auffassung läßt sich weder aus „Dionysos“, noch Hades-Pluto, noch überhaupt aus griechischem Ideenkreis ableiten, auch nicht einfach auf die tarentinischen Lokal-

1) A. Evans in JHS. 1886, 1 ff.; Furtwängler, S. Sabouroff I, 27/8, Münchener Sitzber. 1897, 134, Anm. 1.

heroen Taras oder Phalantos beziehen. Dann aber kann sie nur als vereinzelter, übernommener Rest lokalitalischer Vorstellungswelt verstanden werden, d. h. als spezifisch kriegerische Spiegelung des sonst — wie meistens — als Vegetationsgott aufgefaßten Unterweltsherrschers. Es ist nicht zu verwundern, wenn gerade in Tarent, wo wie in einem großen Mischkessel beständig italische und griechische Elemente aller Art zusammen- und durcheinanderflossen, das Bild dieses chtonischen Numens ein so überaus schillerndes Gepräge bekommen hat: bald bärtig, bald unbärtig; bald auf einer Kline gelagert, bald stehend mit Rundschild oder Pferd; bald reitend, bald abspringend vom Pferde; bald auf Stier, Widder oder Bock gelagert, bald von Silen begleitet; bald mit, bald ohne neben ihm sitzende mütterliche Paredros, bald mit durch Rosetten, Spitzen, Palmetten, Wulstkränzen und langen Tänien reich verziertem Kopfschmuck, bald mit Spitzmütze oder Visier-Helm. Auf diese Äußerlichkeiten kommt es wenig an, denn das Wesen ist immer das gleiche. Und dies kann nur jener tarentinische „Dis“ sein, der neben seiner „Proserpina“ i. J. 146 v. Chr. seinen Einzug auch in Rom gehalten hat, wo er auf dem Marsfelde einen unterirdischen Altar hatte und ihm in drei aufeinander folgenden Nächten mit schwarzen Opfertieren die „ludi Tarentini“ als Totenfeier dargebracht wurden[1]). Dieser tarentinische Dispater in Rom war seinem Wesen nach ein naher Verwandter des sabinischen Quirinus pater. Daß er anscheinend nicht als solcher empfunden wurde, beweist wie sehr der ursprünglich chtonische Charakter des Quirinus im Bewußtsein der Römer schon geschwunden war. Dasselbe chtonische Paar wie in Tarent und Rom — mehr im Sinne des Heros von Temesa (Paus. VI, 5, 11) — scheint auch auf dem Tarentiner Silberrhyton ÖJH. 1902, Taf. I gemeint zu sein. Das flammenartige Haupthaar des bärtigen Heros (Röm. Mitt. 1924, 452—454) erinnert sogar an unsern Zeus Zichy.

1) Wissowa, Röm. Relig.², S. 309 ff., 431 ff.

Äginetische Studien

I.

Vorgriechische und chtonische Kulte.

Von

H. Thiersch.

Mit 4 Tafeln und 3 Textabbildungen.

Vorgelegt in der Sitzung am 13. Januar 1928.

Eine erschöpfende und abschließende geologische Untersuchung steht für die Insel Ägina noch aus. Nur zu kurzen, wie sie selbst beklagen, flüchtigen Besuchen ist es seitens der zuständigen Fachleute bisher gekommen. Die allererste literarisch faßbare Nachricht vom Vorkommen vulkanischer Gesteinsarten auf der Insel, welche ihre weitaus größere Hälfte ausmachen, rührt von Dodwell her, der als vortrefflicher Beobachter bekannt ist. Sie steht in seiner 1819 erschienenen „Classisal and topographical tour through Greece" (I, 574), geht aber auf Beobachtungen schon des Jahres 1805 zurück[1]). Besonders anzuerkennen ist, daß Dodwell Eruptivgestein auch im nördlichen Teile der Insel, wo es nicht so auffällig zu Tage tritt, schon bemerkt hat. Auf dem Oros ist ja auch er nicht, ebensowenig wie alle früheren Reisenden gewesen, sonst hätte ihm der Trachyt, mit dem die ganze Südhälfte der Insel übersät ist, noch viel weniger entgehen können.

Genauere mineralogische Bestimmungen äginetischer Eruptivgesteine, zuerst veröffentlicht von Th. Virlet im Bulletin de la Société géologique de France 1831, p. 357 ff. (Sitzung vom 12. März 1832), hat dann in ihrer wichtigsten Partie sein Kollege bei der Expédition de Morée, der Geologe P. de Boblaye, in seinen Bericht aufgenommen, den er über die von ihm selbst 1829 gemachten Untersuchungen und Feststellungen im großen Expeditionswerk 1833 veröffentlicht hat (Section des sciences physiques. Tome II, 2. Partie. Géologie et minéralogie p. 251—258, 364—372). Boblaye ist der

1) Die von H. S. Washington in der unten angeführten Arbeit p. 790 Anm. 1 zitierten Stellen aus demselben Werk (II, 281. 284) beziehen sich auf Methana. Aber es ist richtig, daß die sämtlichen früheren Reisewerke, auch das gesamte 18. Jahrhundert noch, nichts von der vulkanischen Natur Äginas wissen, wenigstens nichts davon berichten.

erste Geologe, der, so gut es die Umstände und die Methoden von damals erlaubten, eine vollständige Erforschung der geologischen Verhältnisse der Insel angestrebt hat. Sein ausführlicher Text, seine im Atlas der Expédition (pl. 5) koloriert veröffentlichten Schnitte geben davon Zeugnis: ein großer Schnitt in N-S-Richtung durch die ganze Insel, dazu 4 Detailschnitte durch verschiedene Stellen an der West- und Nordküste und ein Schnitt größeren Maßstabs in W-O-Richtung wenigstens durch den mittelsten Teil der Insel. Keine andere Insel, nicht einmal Santorin und Methana, sind so eingehend von Boblaye dargestellt worden. (Vgl. seine pl. 4). Daß diese Aufnahmen heute nicht mehr genügen, daß sie manche Fehler enthalten, haben Philippson (Peloponnes S. 5) scharf und Washington (p. 791) milder angemerkt.

Die flüchtigen Besuche des sächsischen Bergkommissärs K. C. Fiedler (11. Jan. 1837) und des österreichischen Bergrats Jos. Russegger (18. Aug. 1839) waren viel zu kurz, um wesentlich weiterzuführen. Fiedler beobachtete die Kalkmergelschichten im nördlichen Teile der Insel, Trachyt und starke Tonlager bei der Paläochora, am Spasméno Wunó und weiter östlich davon (Reisen durch alle Teile Griechenlands I (1840), 241 ff.). Russegger stellte an der Bucht von A. Marina als miocäne Tertiärbildungen Mergelkalkbänke mit Muschelversteinerungen, weiter südlich aber Trachyt und Porphyr in gleicher Art wie auf Methana fest (Reisen in Europa, Asien und Afrika IV, 250/51).

Wesentlich mehr brachte der Ausflug der beiden (damals noch Heidelberger) Geologen W. Reiß und A. Stübel, die 1866 von der Beobachtung des eben erfolgten großen Ausbruchs von Santorin kommend auf dem Heimwege, noch von Athen aus, einen Tag nach Ägina, zwei Tage nach Methana fuhren, innerlich und äußerlich schon gedrängt durch die Vorgänge in der Heimat. Es waren die Tage der Mobilmachung vom Juni 1866. Trotzdem konnten sie ein in den Hauptpunkten richtiges und übersichtliches Gesamtbild der geologischen Verhältnisse Äginas geben. Diese Kartenskizze ist, nachdem die Insel weder bei der geologischen Bearbeitung Attikas durch R. Lepsius (1893) noch bei der des Peloponnes durch A. Philippson (1892) berücksichtigt worden war, die Grundlage geworden auch für die sorgfältige und in vielen Punkten weiterführende, vortreffliche Studie des Amerikaners Henry S. Washington, welche dieser als Frucht neuer Beobachtungen vom Frühjahr 1893/94 — er war damals je eine volle Woche auf Ägina und Methana — im Journal of Geology (Chicago) 1894 und 1895 (II, 789—813; III, 21—46; 138—168) veröffentlicht hat.

Nicht nur der vulkanische Grundcharakter des größten Teiles von Ägina steht darnach außer Zweifel, auch die örtliche Lagerung der einzelnen Schichten, die Abgrenzung der verschiedenen Massen gegeneinander, ja auch die zeitliche Folge der verschiedenen Eruptionen läßt sich jetzt übersehen.

Nach dieser letzten eindringenden Vorarbeit scheinen die geologischen und petrographischen Probleme der Insel im Wesentlichen gelöst zu sein. Eine am leichtesten von Athen aus auszuführende Expedition würde in kurzer Zeit und ohne allzugroßen Aufwand auch das letzte Desiderat, nämlich einer wirklich erschöpfenden geologischen Karte Äginas, erfüllen können. Voraussetzung wäre freilich erst eine ganz neue orohydrographische Aufnahme und eine genaue Vermessung der Insel, für welche auch meine Äginakarte (Heiligtum der Aphaia, Textband, am Schluß) nur eine kühne Vorstudie sein konnte. Etwas mehr gibt schon die neue griechische Aufnahme, welche für den vor kurzem bei Eleutherudakis in Athen herausgegebenen *Χάρτης Ἀττικῆς* (1 : 100 000) benutzt worden ist.

Die geologische Entstehung Äginas stellt sich kurz folgendermaßen dar[1]). Zuerst nur ein kleines Inselchen aus hartem Kalkstein **(1)** wie die benachbarten Lagosa, Angistri, Moni u. a., erhielt dieser älteste Kern Äginas auf einmal von Süden her in mindestens drei Stößen immer stärkeren Zuwachs durch etappenweise sich bildende Eruptionsmassen. Als erster erschien der mächtige Orosdistrikt ganz im Süden **(5 u. 6)** mit seinen jüngeren seitlichen Ergüssen bei Anizéo und Kakopérato. Dann das heute zentralste, rings um das Kloster gelegene Kernstück der Insel **(4)**, endlich die hohen steilen Kuppen von Stavró und Taspélia **(3)** mit dem Spasméno Vunó an ihrem Südfuße.

1) Auf der Kartenskizze Abb. 1 sind die verschiedenen, aus Eruptivgestein bestehenden Teile der Insel durch senkrechte Schraffur einheitlich zusammengefaßt. Die älteste (1 = Kalkstein-) und die jüngste (2 = Tertiär-)Region heben sich mit wagerechter Schraffur deutlich davon ab. — Den drei Etappen der geologischen Genesis der Insel Ägina entspricht genau auch der Hergang auf Cypern und Thera: zuerst ein Kalksteinmassiv — hier das Messavuno, dort die Nordkette von Cypern; dann die vulkanischen Eruptionen — hier die Reste des alten großen ringförmigen Kraterrandes mit seinen jüngeren Eruptivablagerungen einschließlich Therasia und Aspronisi, dazu die Kaimenen selbst, dort das Massiv des Troodos; endlich die jungen Sedimente — von Kalliste und Perissa einerseits, der cyprischen Mesara und dem Hügelland am Fuße des Troodos andrerseits. Am schnellsten orientieren hierüber die geologischen Karten: Hiller v. Gärtringen, Thera, Atlas Blatt 1; Handbook of Cyprus (1903) zu p. 42; Oberhummer, Die Insel Cypern, Taf. II (Geolog. Querschnitte von A. Bergeat). — Vgl. auch die vortreffliche knappe Charakterisierung Äginas bei Theob. Fischer, Griechenland S. 235 ff. (in Alfr. Kirchhoffs Länderkunde von Europa II, 2 (1893)).

Alle diese vulkanischen Massen sind submariner Natur, in später Tertiärzeit (Washington p. 810) vom Meeresboden „mit großer Ruhe" emporgestiegen, genau so wie bei der Nachbarinsel

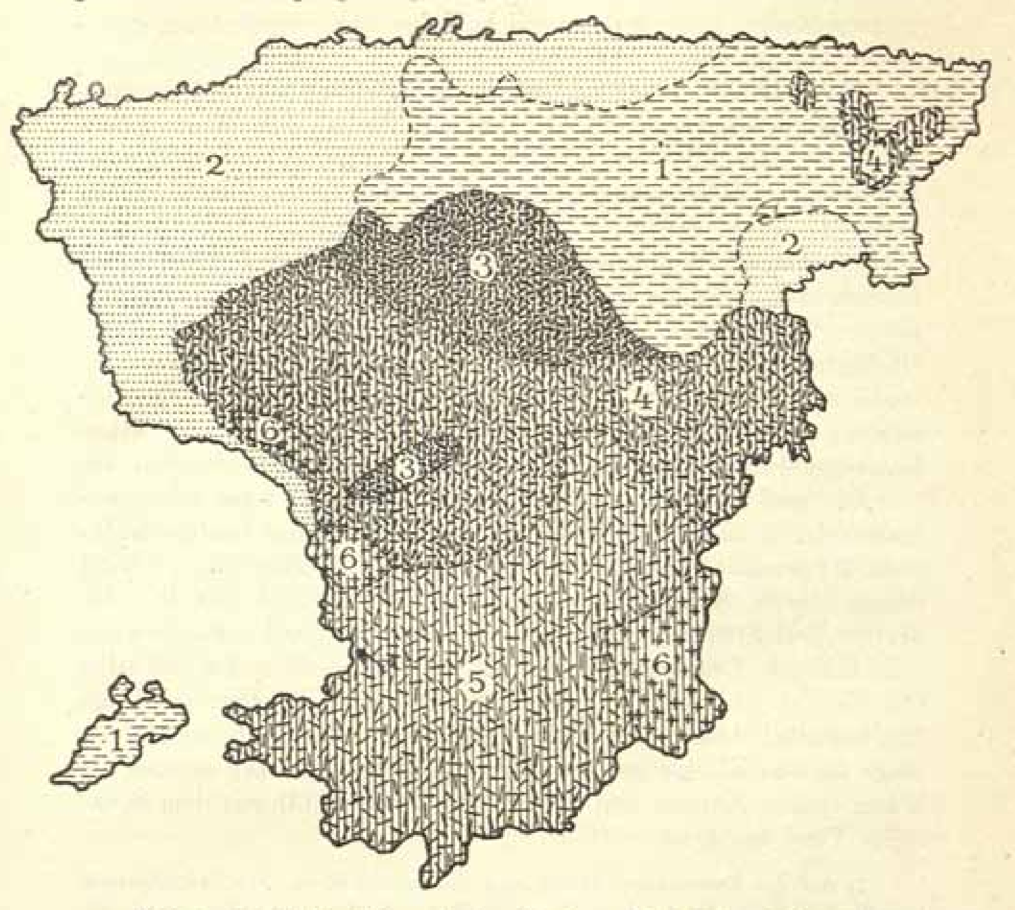


Abb. 1. Geologische Skizze der Insel Ägina. (Nach H. S. Washington)

Methana und bei Thera-Santorin. Dabei liegen die gebirgsbildenden Geschehnisse auf Ägina weiter zurück und sind durch Verwitterung und Erosion mehr verschliffen als auf Methana, dessen jüngster vulkanischer Erguß im 3. Jahrh. v. Chr. bei Strabo, Ovid und Pausanias z. T. sachlich richtig, z. T. in dichterisch freier Ausmalung beschrieben wird, und der an Ort und Stelle bei Kaimeni nahe der NW-Spitze der Insel heute noch ein verhältnismäßig frisches Aussehen zeigt[1]).

1) Über die heißen Quellen dort, Philippson, Peloponnes S. 54/5. — Neue geologische Kartenskizze von Methana nach K. A. Ktenas in Zeitschrift f. Vulkanologie VIII (1924/5), S. 7, Fig. 1.

Die Bildung der geologischen Formationen auf Ägina liegt weit vor aller historischen Zeit, und sie ist wie Washington (p. 809 ff.) überzeugend dargetan hat, in einer verhältnismäßig ruhigen, fast stillen Weise, ohne den großen und aufregenden Rumor und das eindrucksvolle Schauspiel der feuerspeienden Vulkane wie beim Vesuv und Aetna erfolgt: ohne Explosionen, ohne Schlackenauswurf und glühende Feuerströme, ohne Aschenpinien und Lapilliregen. Schon im Heraufquellen vom Meeresgrunde aus hat das Meerwasser die heißen Gluten gekühlt und gebändigt, seine breiigen Lavaergüsse zu Steinströmen umgewandelt, an Stelle von Kraterbildungen[1]) Kuppen- und Kegelformen hervorgerufen. Grandiose Szenen für das erschreckte Auge wie auf Thera, die freilich ebenfalls keinerlei Wiederhall, weder literarischen noch mythischen gefunden haben (vgl. Hiller v. Gärtringen, Thera III, 46), hat es sichtlich weder auf Ägina noch auf Methana gegeben. Da fehlte also von vorneherein vollends ein tief in den menschlichen Sinn sich einprägendes Moment, das einem späteren Rückerinnern hätte zum Ausgangspunkt dienen können.

Wenn es schon aus diesem Grunde auch ausgeschlossen erscheint, daß jene Vorgänge eine Spur im menschlichen Gemüt zurückgelassen haben, da in so sehr früher Zeit — spätem Tertiär — menschliche Zeugen noch kaum zugegen sein konnten, so wäre dennoch denkbar, daß ein Bewußtsein der immer noch drohend in der Tiefe lauernden, erst nach und nach zur Ruhe kommenden Gewalten in den Vorstellungen der frühesten Bewohner Äginas irgendwie sich wieder gespiegelt hätte. Wenigstens scheint sich eine Erinnerung daran erhalten zu haben, daß das durch vulkanisch-submarine Hebungen entstandene Gebiet zunächst gänzlich unbewohnt war; auch heute noch ist diese ganze Südhälfte Äginas nur dünn besiedelt. Von Äakos wird erzählt, er habe die Insel zuerst völlig menschenleer vorgefunden. Aber mehr: es müßte sich eine weiterreichende Reminisenz kundtun vor allem in den religiösen Vorstellungen der Insel, in Kulten unterirdischer Mächte, speziell Ägina eigentümlicher Gottheiten.

Daß seismische Erscheinungen im religiösen Gedankenkreis des alten Hellas einen erheblich breiteren Raum einnahmen als vulkanische, gilt ohnehin für ganz Griechenland. Gerade der saronische Meerbusen aber ist ähnlich wie der korinthische zu allen Zeiten reich an seismischen Erschütterungen gewesen. Für die neuere

1) Der Kessel, in dem das Kloster liegt, kein Krater, aber nördlich davon ein erstarrter Steinstrom: Washington p. 800.

Zeit machen es die Karten bei Jul. Schmidt, Studien über Erdbeben, 2. Ausgabe (1881), Taf. 5 und 6, wie die Karte der „Vulkanzone der Kykladen" von Friedländer u. Sonder, Zeitschr. f. Vulkanologie VIII, Taf. 6, S. 4 ff. oder die tektonische Übersichtskarte des äginetischen Meeres von M. Neumayr in Denkschr. d. Wiener Akad. 1880 am deutlichsten, wie gerade diese Striche im Hauptgebiet der seismischen Kurven Griechenlands liegen. Im Altertum kann das nicht anders gewesen sein, wenn auch von solchen Erschütterungen, die die griechische Erde ja fast täglich heimsuchen, nur dann Nachricht auf uns gekommen ist, wenn sie zufällig mit für die betreffende Gegend ganz außerordentlichen sonstigen Ereignissen zusammenfielen: so bei dem Versuch der Athener, die alten Kultbilder der Damia und Auxesia mit Gewalt aus Ägina zu entführen c. 540 v. Chr. (von „Donner" begleitet, Herod. V, 83), oder ganz am frühen Morgen der Seeschlacht bei Salamis (Herod. VIII, 64). Die Fumarolen von Susaki am korinthischen Isthmus rauchen heute noch (Philippson, Peloponnes S. 21 ff.). Dort ist auch östlich von Kalamaki das Ende eines alten, von Westen kommenden Lavastromes heute noch sichtbar. (Philippson S. 24; Washington p. 807.) Wenn also im Altertum Erdbeben und heiße Quellen als letzte Ausläufer der Bewegungen im Erdinneren an das Vorhandensein verborgener Kräfte in der Tiefe erinnerten, so müßte sich ein entsprechender Niederschlag chtonischer Vorstellungen in den Kulten und Sagen von Ägina feststellen lassen.

Wenn es sich wirklich beweisen ließe, daß S. P. Harland's Vermutungen, Prehistoric Aegina (1925) 45 ff. über zwei ältere Vorläufer des Hauptgottes des historischen Ägina, des Zeus Panhellenios, zu Recht bestehen, so würden sich sein „Aigaios" für die frühhelladische, sein Poseidon für die mittelhelladische Epoche anführen lassen: beide als Numina seismischer Art, als Herren der Erdbeben, sicher mehr denn als solche des Meeres. Auch andere Inseln wie Delos, Rhodos und Anaphe galten ja als durch Poseidons Macht aus der Tiefe an die Oberfläche des Meeres emporgehoben.

Die erste jener beiden Gestalten auf Ägina, der von Harland als ein Vorläufer des Poseidon vermutete „Aigaios", ist freilich nicht wirklich faßbar. Von Poseidon hingegen erzählt die von dem äginetischen Lokalhistoriker Pythainetos (Schol. Pind. Isthm. VIII, 92) berichtete Legende, daß er die Insel Ägina dem Zeus abgetreten habe. Daß dessen Kult nun sich gerade an den alten vulkanischen Oroskegel, an dessen Spitze und Fuß, unmittelbar ansetzte, kommt hinzu. Der *Γαιήοχος* aber ist, wie uns Kretschmer gelehrt hat, der Gatte der Erde (Glotta I (1909), 28; V (1914) 303; Kern, Relig.

d. Gr. 44 u. 292); denn Poseidon ist der Gott der Erdentiefe (v. Wilamowitz, Sitzber. Berl. Akad. 1906, 67), der vordorische Poseidon zweifellos ein Erdgott (Nilsson, Griech. Feste 66/7. Vgl. Capelle, Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. XI (1908), S. 609 ff. und bei Wissowa-Kroll, RE, Suppl. IV, Sp. 359/60).

Daß Aiakos ursprünglich mehr war als ein Heros und Halbgott, hat zuletzt Harland p. 62, 68 ff. mit guten Grunden wahrscheinlich gemacht. War er aber ein alter Gott, so kann er wiederum nur ein chtonischer gewesen sein, auch wenn die von Harland versuchte Etymologie (*αἶα* = Erde) unhaltbar ist. Ein Bewußtsein des chtonischen Ursprungs hätte sich das ganze Altertum hindurch erhalten wenigstens in der allgemein verbreiteten Vorstellung von Aiakos' Stellung als Totenrichter in der Unterwelt, als Pförtner und Schlüsselverwahrer des Hades. (Vgl. Pauly-Wissowa I, Sp. 926, mit der dort angeführten Literatur.)

Den Schlüssel der Unterwelt führt sonst nur Pluto selbst, und E. Rohde (Psyche 285, Anm.) hat mit Recht darauf hingewiesen, als welch hohe Auszeichnung gerade das Schlüsselamt galt, daß es bei Aiakos vermutlich in einem Zusammenhang seines Kultes mit chtonischen Mächten stehe, und der *κλειδοῦχος* und *πυλωρός*, *πυλάρτης* Aiakos sogar eine noch ältere Vorstellung sei als die des Totenrichters. Isokrates 9, 15 nennt Aiakos den „hochgeehrten Beisitzer (*μεγίστας τιμὰς ἔχων παρεδρεύειν*) des Pluton und der Persophone". Auch Platon (Apol. 41 A; Gorg. c. 79) baut darauf auf.

Seinen Charakter als vorgriechisches „mykenisches" Heiligtum hat das Aiakeion bis ans Ende der Antike bewahrt: ein offener Temenos mit Altar und Ölbäumen darin, vermutlich auch mit einer kleinen Kapelle, in der die „Aiakiden" aufbewahrt wurden: Idole kleinen Maßstabs, wie in den kretischen Kapellen, eine genaue Parallele zugleich zu den alttestamentlichen Seraphim. Wo sollten sie auf Ägina auch sonst ihren Platz gehabt haben, wenn nicht eben hier?[1]) Palladionartig, lanzenschwingend, schildgerüstet muß man sie sich vorstellen nach dem, was Plutarch (Themist. 15) berichtet von den den Griechen vor der Schlacht bei Salamis erschienenen *φάσματα καὶ εἴδωλα ἐνόπλων ἀνδρῶν*, die man eben für die Aiakiden von Ägina hielt, da deren Beistand unmittelbar vorher erfleht worden war. Mehrere Exemplare also, Idole zum Aiakos-Heiligtum gehörig. Das Kapellchen scheint sogar tragbar, transportabel gewesen zu sein, wie Tausende von Ädikulen in Ägypten. Vgl. den bei Philo-

1) Auch Sp. Logiotatidis in seinem „Onatas" (p. 96) nahm die *ἀγάλματα τῶν Αἰακιδῶν* in diesem Temenos an.

strat (Heroic. 19 p. 743) ausdrücklich als von Ägina nach Salamis herübergebracht erwähnten *οἶκος* der Aiakiden[1]). Bei den großen Umwälzungen auf Ägina im 5. Jh. scheinen diese unscheinbaren, aber hochheilig gehaltenen Überreste einer sonst untergegangenen Religionsperiode dann für immer zu Grunde gegangen zu sein: nach der Schlacht bei Salamis werden sie nie mehr erwähnt.

Des Aiakos' Gattin aber ist wieder ein chtonisches Wesen: Endeïs = „die in der Erde Hausende". Vgl. Roscher, Myth. Lex. III, Sp. 110; Harland p. 72; v. Wilamowitz, Pindaros S. 64. Zusammen mit dieser ihm wesensgleichen „Erdnymphe" als Paredros erhalten wir also auch für das älteste Ägina wie für so viele griechische Landschaften ein rein chtonisches Götterpaar.

Bei einer für Ägina so significanten Gestalt wie Aiakos wäre es nun geradezu verwunderlich, wenn dieser auf den Münzen seiner Insel niemals eine Rolle gespielt hätte. Bisher hat man ihn allerdings nirgends auf ihnen nachgewiesen. Die beiden von Friedländer, Archäolog. Zeitg. 1872, S. 79 abgebildeten Stücke, auf denen Aiakos, inschriftlich als solcher bezeichnet, serapisartig tronend verehrt wird, können freilich auch heute noch nicht mit Sicherheit lokalisiert werden[2]). Außer Ägina scheint zunächst nur Athen in Betracht zu kommen, die einzige Stadt, von der wir bestimmt wissen, daß sie ebenfalls den Kult des Aiakos pflegte; Athen, wo es am Staatsmarkt ein Heiligtum des Aiakos gab (Judeich: Topographie von Athen, S. 318 mit den dort angeführten Stellen), und wo man sich des Aiakos auch als Stammvaters eines hervorragenden attischen Geschlechtes gerne rühmte. (Preller-Robert: Gr. Myth. I, 825.)

Dagegen möchte ich die Vermutung wagen, daß unter den sicher äginetischen Prägungen die hellenistische Kupferemission mit dem Kopf des „Zeus Panhellenios" auf dem Avers nicht diesen, sondern eben Aiakos darstellt[3]). Der Kopf ist, soweit dies der — in 7 unter den mir bekannten 10 Exemplaren — aufgeprägte kleine Kontrollstempel noch erkennen läßt, anscheinend bekränzt, hat hinten kurz geschorenes Haar und in der Profillinie von Stirn und Nase

1) Auch die aus Pindar, Nem. V, 44 zu erschließenden Aiakeien wird man sich ebenso wie die Spiele in Olympia und Nemea als ursprünglich mit einer Art Totenfeier des lokalen Numens verbunden denken dürfen.

2) Doch hat Head, Hist. Num.[2] p. 398 die Prägung (Aeakos seated as judge of the dead) bestimmt als zu Ägina gehörig gerechnet. Gardner u. Imhoof Blumer, Num. Comment. on Paus. p. 45, nr. 2 hatten sie vorsichtig nur als „of uncertain city" angeführt.

3) Cat. of coins, Attica etc. pl. XXVI, 4 u. 5.

etwas Individuelles, das keineswegs dem klassischen Zeusideal entspricht: eigentümlich, fast hornartig emporstehender Haarschopf über der Stirnmitte, starke Anschwellung der nicht sehr hohen und fliehenden Stirn über der Nasenwurzel, leicht gekrümmte, große Nase, kurzer Vollbart. Besonders eine Vergrößerung (unsre Tafel I u. II) zeigt diese Züge so deutlich, daß man sich wundert, wie man sie übersehend bisher nur an Zeus gedacht hat, für den schon das Haar zu kurz gehalten wäre. Der Kopf wirkt derartig porträtmäßig und individuell, daß man fast einen hellenistischen Herrscher zu sehen glaubt. Aber selbst die Attaliden, die einzigen die hier in Frage kommen könnten, müssen wir uns der Sitte der Zeit gemäß glatt rasiert, nicht bärtig denken[1]).

E. S. G. Robinson, der verdiente Keeper des Departements of coins and medals im British Museum, dem ich in diesen Fragen für stets bereitwilligste Hilfe und liebenswürdige Beratung zu größtem Danke verpflichtet bin, schrieb mir dazu (17. I. 28): „As regards the bronze coins (B. M. C. 236—79) it seems preferable to regard the head as Aeacus and not Zeus, for though the catalogue (p. 145) describes the head as laureate, it is clear from our recent acquisition (Taf. II) that it is diademed and therefore unlikely to be Zeus". Die Königsbinde, das hellenistische Abzeichen des Fürsten, ist also übertragen auf den alten mythischen Herrscher des Landes.

Auch S. R. Milbank, the coinage of Aegina (Numismatic notes and monographs Nr. 24, 1925), bildet pl. IV, 9 ein solches Stück ab. Dabei ist versehentlich, worauf mich E. S. G. Robinson, aufmerksam macht, der Revers vertauscht worden mit dem des daneben abgebildeten Stückes nr. 8. Diese Prägung nr. 8 zeigt auf dem Avers ebenfalls einen bärtigen, aber bekränzten und in der Führung der Profillinie deutlich unterschiedenen Kopf, auf dem Revers eine große, sich ringelnde Schlange neben einem großen Schlüssel. Dazu die Beischrift ΑΙΓΙΝΗ.

Hier läge es nahe, an die chtonische Schlange und den Unterweltsschlüssel des Hadespförtners Aiakos und bei dem bärtigen Kopf der Vorderseite an dessen Profilbild zu denken. Aber das geht schlechterdings nicht an, so zweifellos chtonisch die beiden symbolischen Attribute sind[2]). Nur beziehen sie sich in diesem

1) Das Unicum der Silberprägung Eumenes' II (v. Fritze, Die Münzen von Pergamon T. II, 14) hat indes im Gesichtsschnitt — große Nase, Stirn, Kinnlinie — Ähnlichkeit mit unsern Münzköpfen.

2) Zum Schlüssel als Symbol der unterirdischen Gottheiten — Hades, Persephone, Hekate, Asklepios —, welche die Unterwelt in Verwahrung halten, siehe die

Falle sicher auf Asklepios, dessen ebenfalls chtonischer Grundcharakter ja unbestreitbar ist. Das Asklepios gemeint ist, beweist die genaue Übereinstimmung dieser Prägung mit der fast identischen pergamenischen Kupferprägung aus der Mitte des 2. Jhs. vor Chr., die als einzige Abweichung statt ΑΙΓΙΝΗ die Aufschrift ΦΙΛΕΤΑΙΡΟΥ zeigt: H. v. Fritze, Die Münzen von Pergamon Taf. I, 42 u. 43; S. 23/4. Cat. of coins, Mysia pl. 25, 14. Die Münzserie ordnet sich in ihren Prägegebildern dort vollständig in die übrige Typik ein. Während Imhoof-Blumer (Die Münzen der Dynastie von Pergamon, Taf. III, 14—16; S. 12/3 u. 38/9) nach dem Vorschlag von Six in diesen ΑΙΓΙΝΗ-Münzen, die durch die Identität der Typen und Fabrik auch als gleichzeitig mit denen der Aufschrift ΦΙΛΕΤΑΙΡΟΥ gesichert seien, in Pergamon für dessen damalige Domäne Ägina geprägte Scheidemünzen hat sehen wollen, gibt v. Fritze die Möglichkeit zu, daß diese Prägung, sei es in längerer Emission, sei es für eine besondere Gelegenheit mit königlich pergamenischem Privileg auf Ägina selbst hergestellt worden sei. Dies Letztere möchte ich als das Wahrscheinlichere ansehen.

Wie dem aber auch sei, bedeutsam ist für uns, daß die pergamenischen Könige im 2. Jh. vor Chr. so oder so eine besondere Münzprägung für Ägina eröffnet haben, wenn auch mit Hinweis auf den in ihrer eignen Residenz bekanntesten und beliebtesten Kult, den des Asklepios. Daß dieser damals erst durch die Pergamener auf Ägina eingeführt worden sei, soll damit nicht gesagt sein. Der von Pausanias II, 30, 1 in der Stadt Ägina als gesondert gelegen erwähnte Asklepios-Tempel mit einer marmornen Sitzstatue als Kultbild kann bei der örtlichen Nähe von Epidauros sehr wohl schon eine ältere, damals aber zu neuem Flor gelangte Stiftung gewesen sein.

Kehren wir zu der durch die Beischrift gesicherten äginetischen Prägung Cat. of coins, Attica etc. pl. XXVI, 4—5 und ihrem bärtigen Kopf auf dem Avers zurück. Der Revers ist da stets eine nach r. schreitende Apollofigur, im Nacken langhaarig und in eckiger Bewegung, in der L. Bogen und Pfeil, in der etwas gesenkten R. einen Lorbeerzweig vor sich hinhaltend.

Ich möchte auch diese Prägung des 2. Jhs. vor Chr. ebenso wie die vorige für unter pergamenischer Oberherrschaft entstanden halten. Ich sehe mich wiederum bestärkt darin durch einen so genauen Kenner, wie E. S. G. Robinson-London, der mir dazu schrieb:

Artikel Kleiduchos und Schlüssel bei Wissowa-Kroll, RE, XI, 593 ff. u. II. Reihe II, 565 ff. Ebenda auch über Aiakos.

„about 100 B.C., any how not much before 150“. In dem bärtigen Kopf der Vorderseite sehe ich Aiakos, in der Apollofigur aber die berühmte Bronzestatue des Ägineten Onatas, welche die Pergamener von der Insel nach Pergamon entführt hatten, um sie dort ihrer Kunstsammlung einzuverleiben[1]). Das Münzbild aus der Zeit Mark Aurels, das man bisher als eine Darstellung diesen Apollobildes heranzogen hat (Mionnet II, 601 nr. 579), hat mit Onatas nichts zu tun und gibt sicher eine andre Apollostatue wieder. Die Haltung des Apollon auf unsrer kleinen äginetischen Kupferprägung hingegen entspricht durchaus dem noch etwas strengen Stil, den wir für Onatas voraussetzen müssen, wie auch die Kräftigkeit der Muskeln dem *βούπαις*, als den das Epigramm des Antipatros (Brunn, Gesch. d. griech. Künstler I, 92) eben diese Apollogestalt schildert. Es ist das einzige Apollobild, das auf äginetischen Münzen überhaupt vorkommt, und sicher gab es auf der Insel kein bedeutenderes und berühmteres als eben dies des Onatas, durch Größe und Kunst der Ausführung noch in Pergamon die Bewunderung der Kaiserzeit hervorrufend (Paus. a. a. O.). Der Kranz aus Olivenzweigen auf dem Avers ruft die Pflanzung uralter Ölbäume im Aiakeion auf Ägina in Erinnerung, wie sie Pausanias (II, 29, 8) innerhalb dieses alten Temenos noch gesehen hat, sodaß hier das Nachleben eines mykenischen Heiligtums unter freiem Himmel mit Kapellchen und heiligen Bäumen dabei erschlossen werden darf nach wohlbekanntem vorgriechischem Typus.

Was aber konnte die pergamenischen Könige veranlassen auf den mythischen Ahnherrn der Insel zurückzugreifen und sein Bild so nachdrücklich hervorzuheben?

Wir wissen, daß sie ebenso wie die Fürsten von Epirus sich selbst als Nachkommen des Aiakos angesehen haben. Man verehrte in Pergamon als *ἥρως κτίστης* einen Pergamos, der als Sohn des Neoptolemos, ein Enkel Achills, und damit als direkter Abkomme des Aiakos galt[2]). Man zeigte das Heroon dieses Pergamos

1) Die Basis der Statue, aber erst mit hellenistisch-pergamenischer Aufschrift, gefunden in Pergamon, Fränkel, Inschr. v. Perg. I, 44 nr. 48; auf den Apollon des Onatas bezogen zuerst von E. Fabricius. Vergl. Paus. VIII, 42, 7. Hitzig-Blümner III, 1, 272; Frazer IV, 408. Niese, Gesch. d. griech. u. maked. Staaten II, 484 nimmt gewiß mit Recht an, daß der pergamenische Kunstraub auf Ägina schon i. J. 210 einsetzte, als die Truppen des Attalos bei der Eroberung der Stadt durch die Römer unter P. Sulpicius sich beteiligten, die unglückliche Stadt geplündert und ihre Bewohner als Sklaven verkauft abgeführt wurden. — Vgl. auch Inschr. v. Perg. I, nr. 47.

2) Thrämer, Pergamos S. 241—43.

ebenso wie das seiner troischen Mutter Andromache zu Pergamon[1]) und setzte sein Bildnis als bärtigen Idealkopf noch in der Kaiserzeit auf die Münzen der Stadt[2]). In dem Orakelspruch der Mark Aurel-Zeit CIGr. 3538 (Z. 22) werden die Pergamener geradezu als *Αἰακίδης λαός* angeredet. Andrerseits ist auf Ägina selbst ein Altärchen mit Weihung an den Heros Pergamos gefunden worden: IGr. IV, 10. Thrämer schlug vor in dieser legendarischen Abstammung eine Schmeichelei gegen Herakles, den jungen Sohn Alexanders d. Großen von Barsine zu sehen, der bei seines Vaters Tod mit seiner Mutter in Pergamon sich aufhielt, um dann sehr bald mit 17 Jahren von Kassander und Polysperchon aus dem Wege geräumt zu werden[3]). In diesem fürstlichen Jüngling habe eben von seiner molossischen Großmutter Olympias her Aiakidenblut geflossen, ihm zu Liebe, d. h. um Anrechte für ihn auf Pergamon zu begründen, sei der Heros Pergamos als Sohn des Neoptolemos, als Aiakide damals erfunden worden.

So wenig überzeugend diese Darlegung ist[4]), so ist sie bisher doch nirgends wiederlegt worden. Und wie dem auch sei — wenn die Attaliden das Bedürfnis empfunden haben sollten, ihre Herrschaft über Ägina noch mit einem historischen Schimmer zu legitimieren, womit hätten sie es besser tun können als durch solche mythische Abstammung von dem uralten Herrscher Äginas selbst? Wenn die Pergamos-Legende wirklich nur eine Pseudosage und nur für politisch-dynastische Zwecke erdichtet war, ist es dann nicht wahrscheinlicher, daß sie mehr denn ein Jahrhundert jünger ist, als Thrämer annahm? D. h. daß sie erst zur Zeit der pergamenischen Herrschaft auf Ägina, dann aber zu deren Rechtfertigung erfunden ist? War sie aber nicht ad hoc erfunden, sondern, was wahrscheinlicher ist, konnte sie wenigstens anknüpfen an ältere Vorstellungen und Überlieferungen, d. h. lag ihr im Kern doch ein wirklicher, alter Mythos zu Grunde, so wäre es erst recht verständlich, wenn dieser eben damals hervorgeholt und als höchst

---

1) Paus. I, 11, 2. Ein Gebälkstück davon mit Rest der Weihinschrift gefunden: Inschr. v. Pergamon II, nr. 289.

2) Cat. of Coins, Mysia pl. 28, 1 v. Fritze, Münzen v. Perg. 5, 43. 44. 67; Taf. III, 14, 19. Als bärtiger Heros in ganzer Gestalt und in engster Verbindung mit Asklepios: Taf. VI, 21, IX, 17.

3) Niese, Gesch. d. griech. u. maked. Staaten 1, 191, 306 ff.

4) Auch die Berufung auf Euphorion (geb. 275 v. Chr.) als Quelle ist hinfällig, da sich die betreffende Stelle bei Servius, ad Verg. Ecl. VI, 72 als Interpolation herausgestellt und nichts mit Euphorion zu tun hat. Vgl. F. Scheidweiler, Euphorionis fragmenta. Diss. Bonn 1908, p. 74.

willkommen politisch ausgenützt worden wäre[1]). War es möglich auf geschicktere und sinnfälligere Weise die Attaliden als die rechtmäßigen Erben der Inselherrschaft auf Ägina hinzustellen, als wenn ihre Münzprägung dort ausdrücklich an die alte mythische und klassisch große Zeit anschloß; als indem man das Idealbildnis des Aiakos selbst und mit ihm zugleich das gewichtigste Kunstwerk aus der großen freien Periode, den riesigen Erz-Apollo des Onatas, auf die Münzen setzte? Beides freilich nur ein beschönigender Versuch, die Ägineten — wenigstens durch solche Verbeugung vor ihrer großen Vergangenheit — über ihre neuen tatsächlichen Verluste hinwegzutäuschen, zu denen auch die herrliche Bronzestatue des Onatas gehört haben muß[2]).

Es erhebt sich nun die Frage, ob man auf Grund dieser pergamenisch-äginetischen Beziehungen, wie sie durch die pergamenische Okkupation der Insel (211—133 v. Chr.) jedenfalls sich entsponnen und befestigt haben, berechtigt ist, jene beiden bisher heimatlosen Münzen der frühen Kaiserzeit, die Friedländer, Arch. Zeitung 1872, S. 79, Fig. 2, veröffentlicht hat, ebenfalls Pergamon zuzuweisen. Auf dem Revers: AIAKOC auf feierlichem Lehnentron sitzend nach rechts mit Szepter. Vor ihm links sehr viel kleiner, in langem Gewande stehend und ihm zugekehrt eine menschliche Gestalt, nur halb so groß, die durch den Eros mit umgekehrter Fackel, den Todesgenius, auf einem Pfeilersockel noch weiter rechts anscheinend als ein Verstorbener deutlich gemacht wird. Zwischen diesem und dem majestätisch ihn überragenden Aiakos auf beiden Münzen ein kleiner sternförmiger Kontrollstempel.

K. Regling, der mir erklärte, man könne auch heute rein nichts über die Zugehörigkeit dieser beiden Unica aussagen, verdanke ich Abgüsse, die auf Tafel III wiedergegeben sind. E. S. G. Robinson,

1) Als eine Bestätigung der Aiakos-Deutung des bärtigen Kopfes auf den äginetischen Kupfermünzen möchte ich die etwa gleichzeitigen (2. Jh. vor Chr.) Minos-Köpfe der Münzen von Knossos ansehen. In den eigenartig individuellen Zügen, die hier dem allgemeinen Zeusideal beigemischt sind, in dem geknüpften Diadem als Königsabzeichen wird man gewiß ebenso deutliche Hinweise darauf erkennen dürfen, daß auch hier ein mythischer König, kein Gott gemeint ist. Das bisherige Schwanken in der Bezeichnung „Zeus(?) oder Minos" (Svoronos, Numismatique de la Crete anc. pl. VI, 19, 20, 21—23, VII, 19—23, VIII, 4—5, p. 77, 78 und auch noch bei Head H. N.[2] p. 463/4) sollte verschwinden.

2) So heute die allgemeine Annahme, die über Thrämer's entgegengesetzte Auffassung (Pergamos 239 ff.) — die Statue sei von Anfang an für (das ältere) Pergamon geschaffen gewesen — mit Recht hinweggegangen ist.

dem ich diese Gipse mit meiner Vermutung zur Äußerung zusandte, hatte die Freundlichkeit mir darüber Folgendes mitzuteilen:

„The head appears the Julio-Claudian period to me. This, and the fact, that the ethnic is on the obverse, suggests some place in Provincia Asia, not in Mainland-Greece at all. In any case, if the head is imperial, it cannot belong to Athens, which always issued 'autonomons' coins. Further the imperial coinage of Aegina — so far as I know — like most of Peloponnesian cities, is confined to Septimius Severus and his family."

„Mr. Hill and I have been examining the casts together and have not, I'am afraid, been able to advance matter very much. Our impression was confirmed, that they come from Provincia Asia, and Mr. Hill without any suggestion from me, guessed 'Pergamum', judging by the general style and appearance of the coin. The obverse seems to be read ΤΙΒ[ΕΡΙΟΝ ΚΑΙΣΑΡΑ ΣΕΒΑ]ΣΤΟΝ, so far I can make out — which does away with the possibility of reading [ΑΙΓΙΝΗΤΩΝ] on obverse. The ethnic I presume was an the reverse either in the exergue or else on the right balancing ΑΙΑΚΟΣ and has completly vanished."

K. Regling, dem ich diese Vermutungen mitteilte, mit der Bitte sie an Hand der Originale in Berlin zu erwägen, schrieb mir: „nach nochmaliger Inspektion der beiden Aiakosmünzen halte ich ... ΗΤΩΝ links auf der Vorderseite doch für möglich, Aigineton als Ergänzung aber nach wie vor für ausgeschlossen, da die ganze Umgegend in julisch-claudischer Zeit, aus der die Münze sicher stammt, nicht prägt. Rechts steht CAP, also wohl Teil von ΚΑΙ]CAP[Α. Von ΤΙΒ sehe ich nichts. Auch inbezug auf die „kleinasiatische Fabrik", an die die Londoner Kollegen denken, bin ich skeptischer. In so früher Zeit ist die Fabrik viel schwerer zu bestimmen als später; ebenso gut könnte man an Makedonien denken."

Wenn selbst die zuständigsten und erfahrensten Fachleute sich in dieser numismatischen Frage so große Zurückhaltung auferlegen müssen, ist es natürlich schwer, einen einleuchtenden Vorschlag zu machen. Doch muß er wenigstens versucht werden.

Die Numismatiker stimmen jedenfalls darin voll überein, daß die Prägung ganz in den Beginn der Kaiserzeit fällt. Dem Prägungscharakter nach scheint den einen Beziehung zur Provincia Asia wahrscheinlich, den anderen Ägina nicht unbedingt ausgeschlossen. Was Regling und Robinson gegen äginetische Prägung einwenden, ist lediglich der Umstand, daß in jener Zeit die ganze Gegend dort, soweit bisher bekannt, keine eigene Prägung hat.

Sollte aber hier nicht ein Ausnahmefall vorliegen, begründet in besonderen Verhältnissen, welche die scheinbaren Gegensätze gerade miteinander zu verbinden und zu erklären geeignet sind?

Bei der Einziehung des pergamenischsn Erbes i. J. 133 v. Chr. durch Rom wurden Ägina und Andros römischer Besitz, „natürlich aber nicht zu Asien geschlagen" (Niese, Gesch. d. griech. u. maked. Staaten III, 372). Ist das aber nun immer so geblieben? Wohin gehörte denn Ägina verwaltungsmäßig? Unter welches Prokonsuln Bereich?[1]). Antonius hatte die kleine Insel ihren alten Feinden, den Athenern, geschenkt. Augustus nahm sie diesen wieder ab und schenkte ihr „Autonomie". Aber wie sollte der kleine Staat sich auch nur einigermaßen halten können in solcher „Selbständigkeit", wenn er nicht Anschluß und Deckung fand bei einer angesehenen und mächtigen Instanz seiner neuen römischen Schutzmacht? Welche Behörde aber lag dann näher als die des Prokonsuls von Asia mit seinem Amtssitz in Pergamon? War dieser nicht der gegebene Nachfolger gerade der Attaliden auch in der nun römischen Domäne Ägina? Soll man wirklich annehmen, daß C. Norbanus Flaccus, der unmittelbar nach dem Sieg des Augustus bei Actium als Konsul die Verwaltung der provincia Asia übernahm, nur aus Anlaß seiner Durchreise nach dort oder von dorther von den Ägineten eine Ehrenstatue bekommen hat, in deren Sockelinschrift das Volk von Ägina sich zu ihm wendet nachdrücklich als τῷ ἑαυτοῦ πάτρωνι καὶ εὐεργέτῃ? Die matte Erklärung M. Fränkels (IGr. IV, 14) kann bei so starken, bestimmten Ausdrücken nicht befriedigen, sie war ein Verlegenheitsausweg. Näher liegt es anzunehmen, daß Ägina damals bei der Neuordnung der Dinge unter Augustus tatsächlich Anschluß erhielt an die Provincia Asia und irgendwie dessen Prokonsul zur Verwaltung mit unterstellt wurde, schon um die „Autonomie" des kleinen Eilands dem feindlichen Athen gegenüber zu schützen. Daß Augustus bei dieser Gelegenheit das alte Aiakeion wieder zu Ehren gebracht und zum Zeichen der verliehenen Autonomie auch eine eigene kleine Kupferemission, die offenbar nie weite Verbreitung gefunden hat, gewährt hat, würde gut zu Allem passen. Ob diese Prägung nun auf Ägina selbst oder in Pergamon als der nunmehr zuständigen Instanz geprägt worden ist, ist von geringerer Bedeutung und läßt sich jedenfalls noch nicht entscheiden, so wenig wie die Lesung des Ethnikons. Die Tatsache, daß vorerst Beides möglich erscheint, spricht nur für die

1) Wie äußerst lückenhaft unser Wissen darüber ist, welche Inseln des Archipels zur Provincia Asia gehört haben und welche nicht, hat V. Chapot, La province Romaine proconsulaire d'Asie (1904), p. 82, hervorgehoben.

Richtigkeit der vorgebrachten Vermutung. Als Symbol solch neuer „autonomer" Prägung könnte Ägina aber gewiß keines erwünschter sein als die ehrwürdige Gestalt ihres alten Aiakos. Das Bild des „gerechten Richters" könnte damals sogar ein spezifisch äginetischer Ausdruck des Dankes und der Verehrung für Augustus selbst gewesen sein[1]. Dieser hat einen Teil des Winters im J. 22 v. Chr. auf Ägina selbst zugebracht. Dort empfing er die Abordnung Athens, und die Ägineten waren Zeugen, wie er ihre alten Gegner seine Ungnade fühlen ließ. (Gardthausen, S. 811).

So wäre es die Gestalt des mythischen Inselkönigs gewesen, die immer noch, in römischer Zeit nicht weniger wie in hellenistischer, schirmend über den wechselvollen Geschicken des kleinen Eilands gewaltet hätte. Es verdient Beachtung, daß schon in dem äginetischen Ehrendekret des Jahres 69 v. Chr. für Diodoros, des Herakleides Sohn (IGr. IV, 2), unter den Hauptfesten der Insel noch vor den *Ῥωμαῖα* für die dea Roma (wie in Pergamon!) das alte Fest der *Αἰάκεια* aufgeführt wird. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß die kleine äginetische Kupferemission gerade durch die Erneuerung dieser Aiakosfeste und der damit verbundenen Spiele ins Leben gerufen worden ist. Das würde dem allgemeinen Herkommen römischer Zeit gut entsprechen. (Vgl. Chapot a. a. O. p. 346; Gäbler in Zeitschr. f. Numism. XXIV, 316 u. 331. H. Dressel, Goldmedaillons von Abukir S. 58 ff.)

Sollte sich aber die Zuweisung in die Zeit des Tiberius als richtig herausstellen, wäre es dann so ungereimt anzunehmen, daß in einem der Provinz Asia zugehörigen Ort, in welchem zugleich die Gestalt des strengen Totenrichters seit jeher Kult besaß, gerade diesem das Interesse von neuem sich zuwandte, als das furchtbare Erdbeben des Jahres 17 n. Chr. mit seiner urplötzlichen nächtlichen Katastrophe, die so viele Menschen in die Todestiefe hinabschlang, eben diese Provinz wie ein furchtbares Strafgericht aufs allerschwerste getroffen hatte?

Auch Damia und Auxesia, die beiden in Epidauros und Trözen in gleicher Weise verehrten Fruchtbarkeitsgöttinnen, haben, gleichgestellt mit Demeter und Kore, im Grunde chtonischen Charakter. (Vgl. Nilsson, Griech. Feste 415). Auf Ägina wurden sie nach eleusinischem Ritus verehrt mit Geheimopfern, wie Pausanias sie als von ihm selbst (II, 30, 4) dargebracht ausdrücklich bezeugt.

---

1) Diese Vermutung hat mir zuerst Herr cand. phil. H. Fuhrmann aus Braunschweig ausgesprochen, dem ich für wertvolle Hilfe bei der Lesung der Druckkorrektur zu aufrichtigem Dank verpflichtet bin.

Chtonischen Untergrunds wird auch der Kult der Demeter Thesmophoros gewesen sein, deren Heiligtum in der Stadt Ägina als ein besonders angesehenes Asyl galt (Herod. VI, 91). In dem mit Ägina politisch verbündeten Theben wurde auf der Kadmeia diese Göttin sogar zusammen mit Persephone verehrt (Paus. IX, 6. 5; 16, 5 — Preller-Robert 752, 777 ff., 783). Wie schwer mußte nach antiker Auffassung die unglückliche Stadt selbst für die grausige Verletzung gerade jenes Asylrechts büßen!

Endlich ist aber Hekate, die strenge Göttin der Unterwelt, die Herrin der Geister und Gespenster, eine auf Ägina ganz ausnehmend verehrte Gestalt, mit auf Orpheus, dem aus der Unterwelt Wiedergekehrten, zurückgeführten Mysterienfeiern und im Tempel einem Kultbild sogar von Myrons Hand (Paus. II, 30, 2).

Den numismatischen wie den literarischen Zeugnissen nach muß der Hekatekult auf Ägina im Lauf der römischen Jahrhunderte an Bedeutung nicht ab-, sondern eher zugenommen haben. Auf den Münzen der Severuszeit ist das Bild der dreigestaltigen Göttin mit den großen Fackeln häufiger als irgend ein anderes Götterbild. Vgl. Milbank a. a. O. pl. IV, 14; V, 8. Auch der immer noch nicht gedeutete prostyle Tempel auf gleichzeitigen Prägungen (Milbank pl. IV, 12) darf am ehesten für den der Hekate gehalten werden. Pausanias II, 30, 2 erwähnt den Hekatetempel als allerletzten der äginetischen Stadtheiligtümer, bei deren Aufzählung er ganz deutlich in nordsüdlicher Richtung vorgeht: erst Aphroditetempel, Aiakeion und Phokosgrab auf der beherrschenden Höhe zwischen κρυπτὸς λιμήν und den Haupthäfen; dann die Gruppe der offenbar nahe beieinander liegenden Tempel des Apollon, der Artemis und des Dionysos. Dann deutlich getrennt davon[1] (ἑτέρωθι καὶ οὐ ταύτῃ) das Heiligtum des Asklepios, also etwa im südlichen Teil der Stadt, dem Ausgangspunkt des Kultes, Epidauros, schon näher liegend. Dann erst nennt Pausanias den Tempel der Hekate, in besonderem Peribolos, und gleich darauf die weiter von der Stadt noch südlicher gelegene Stätte des Zeus Panhellenios, und, wie er zu glauben scheint, auf dem Wege zu ihr, das ebenfalls ferngelegene Heiligtum der Aphaia. Diese Art der Aufreihung läßt darauf schließen, daß das berühmte Hekateion schon ein Stück weit südlich von der Stadt lag; der Schutz eines besonderen Peribolos wird dort draußen umso verständlicher. Wie ich in dem topographischen Ergänzungsband des Bayerischen Ausgrabungswerkes demnächst dartun werde,

---

1) Auch Hitzig-Blümmer I, S. 625 nehmen eine gewisse größere Entfernung von den drei zuletzt erwähnten Tempeln an. Vgl. oben S. 144.

vermute ich seinen letzten Rest in einem mächtigen Quaderfundament rechteckigen Grundrisses, das noch unausgegraben dicht am Meeresufer dort im Boden steckt: etwa 20 Minuten südlich von der Stadt, da wo meine Karte der Insel die Bezeichnung „sto pyrgo“ trägt, und wo Washington's geologische Karte mit der Ortsangabe „Pagoni“ gerade das Eruptivgestein der südlichen Inselhälfte beginnen läßt. Daß so wenig mehr von dem Bau über dem Boden erhalten ist, macht die unmittelbare Nähe der Küste, welche den Abtransport einer Ruine in ihrer Steinmasse immer unheilvoll erleichtert. Vielleicht verrät die Bezeichnung des nahen Kaps „Paläopyrgos“, daß aus den Tempeltrümmern einst auch hier ein alter Wachtturm entstanden war. Und vielleicht findet man hier, wo das eruptive Gestein beginnt, noch einmal den „Unterweltseingang“ einer nahen Höhle. Die Talschlucht östlich davon trägt heute den Namen „Skotiní“ [1]).

Ein Urkundenrelief, das auf dies äginetische Hekate-Heiligtum Bezug nimmt, ist nicht nur das Expéd. de Morée III, pl. 43 abgebildete Stück, wo Hekate mit zwei mächtigen Fackeln und von einem Hund begleitet, als Repräsentation der ganzen Insel auf deren Felsen tront dem sie begrüßenden Reiterheros Hippolytos von Trözen gerade gegenüber (Svoronos, Nat. Mus. Athen S. 595/6 nr. 1475 Taf. 105), sondern wahrscheinlich auch das nach der Mitte der Insel verschleppte interessante Weihrelief Ephem. 1901, Taf. 6, wo die Göttin mit zwei ebenso mächtigen Fackeln geheimnisvoll hinter der so reichlich opfernden Familie erscheint. Ihre Wesensgleichheit mit der Artemis Phosphoros (vgl. die Analogie: Judeich, Topogr. von Athen 205/6) ist hier vollständig.

Die merkwürdige, leider nur in Fragmenten erhaltene, nach der kleinen Nachbarinsel Kyrá verschleppte Opferinschrift aus römischer Zeit, welche von uns s. Z. notiert demnächst von A. Rehm in München herausgegeben werden soll, ist unbekannter Herkunft. Zweimal werden Lampen darin erwähnt.

Endlich eine bedeutsame Stelle mitten in der Insel, die allen Archäologen entgangen, nur von dem scharfsehenden Geologen Washington (a. a. O. p. 798/9) bisher bemerkt worden ist. Hoch oben, unzugänglich heute, an einer der nadelartigen Felsklippen, welche den Rest der zerborstenen Kuppe des Vuliasméno Vunó, der anscheinend jüngsten vulkanischen Eruption auf Ägina (s. o. S. 137), ausmachen, ist eine flache Felsnische eingetieft zur Aufnahme eines

1) *Σκοτία* als Beiname der Hekate: Diod. Sic. 1, 96; ebenso und *Σκοτόεσσα* als Beiname der Aphrodite in Phästos: Anth. VII, 51, 2.

jetzt fehlenden antiken Votivreliefs: ein sicheres Zeichen, daß man an dieser unheimlich phantastischen Stätte mit ihren grotesken Formen einst Opfer dargebracht hat. Wem anders an solcher an die unsichtbaren Kräfte der Tiefe ernst gemahnenden Stelle als eben den Unterirdischen?! „Es ist einsam und unheimlich zwischen diesen starren, einfarbigen Felsruinen, gleich als würden aus den Spalten schnell wieder erstickende vulkanische Dämpfe emporsteigen“. So faßt der Geologe Fiedler (a. a. O. p. 274) seinen an Ort und Stelle gewonnenen Eindruck zusammen, in dem er Stackelberg's eindrucksvolle Zeichnung der romantisch-wilden Stätte reproduziert (La Grèce, Vues pittoresques et topographiques. 7. et 8. livraison pl. 2)[1]).

Es läßt sich also nicht leugnen, daß die Unterwelt mit ihren Gefahren und Schrecken in den religiösen Vorstellungen und Kulten gerade Äginas eine bedeutsame Rolle spielt, und es scheint die allernatürlichste Folgerung, diese religionsgeschichtliche Tatsache unmittelbar aus der anderen unbestreitbaren physikalischen Eigenschaft der Insel, ihrem einstigen Vulkanismus zu erklären. Dieser hat eben nicht nur in der — wie auf Thera-Santorin — ihm verdankten materiellen Produktion, einem trefflichen Weingelände, der Insel ihren ältesten Namen Oinonia, Oinope gegeben[2]), sondern auch das Wachstum ihrer frühesten religiösen Vorstellungswelt stark beeinflußt.

Zum Vulkanismus der Insel gehört endlich auch die warme Mineralquelle an ihrer Nordküste, deren Existenz uns bei unseren verschiedenen Aufenthalten auf Aegina leider nicht bekannt war; vielleicht weil sie, anscheinend des öfteren intermittierend, damals wieder versiegt war. So kann ich also vorerst nur ältere Berichte früherer Beobachter anführen.

Bei einem der im Gebiet des Saronischen Golfes so häufigen Erdbeben und zwar bei einem auch in Athen stark spürbaren, im Mai 1838 (verzeichnet in Jul. Schmidts Erdbebenkatalog: Studien über Vulkane und Erdbeben 1881, Abt. 2, S. 165), war eine an dieser Stelle Aeginas schon im Altertum wie in der nachantiken Zeit vorhandene, infolge von Erdbeben dann wieder verschwundene Quelle von neuem zum Fließen gekommen. Das Erscheinen des

---

1) Eine anschauliche Schilderung dieser bizarren Szenerie, die sein empfängliches Gemüt wie „ein kleines Gedicht mit gewaltigen Ideen“ tief ergriffen hatte, gibt Stackelberg selbst in der von seiner Nichte Natalie v. St. herausgegebenen „Schilderung seines Lebens“ (Heidelberg 1882) S. 173/4.

2) Die Stellen bei Harland p. 45.

heilkräftigen Wassers erregte vor 90 Jahren solch freudige Erregung auf der Insel, daß der beste Fachmann damals in Athen vom Ministerium aus herübergesandt wurde. Auf Grund seines dem Ministerium eingereichten Gutachtens mit chemischer Analyse des neugeschenkten Säuerlings, welches auch in verschiedenen griechischen Tageszeitungen damals abgedruckt worden ist, hat Xaver Landerer[1]) an zwei freilich so abgelegenen Stellen berichtet, daß diese Nachricht so gut wie vergraben ist. Zuerst in einem der kleinen in Nürnberg erschienenen Bändchen „Repertorium für die Pharmacie", Bd. 63 (1838), S. 198—200, dann ganz kurz in dem von ihm selbst 1840 zu Athen herausgebrachtem Heftchen *Περὶ τῶν τῆς Ἑλλάδος ἰαματικῶν ὑδάτων*, S. 33. Eine kurze Notiz über die Feststellung Landerer's hat dann sein bayerischer Landsmann, der mit philologischer Tradition und Bildung gesättigte Erlanger, spätere Bonner Mediziner Chr. Fr. Harleß in sein umfassend angelegtes Werk „Die Heilquellen und Kurbäder Griechenlands und seiner Inseln etc.", Berlin 1846, S. 127 aufgenommen. Vorher hatte schon George Cochrane in seinem wissenschaftlich freilich unergiebigen — und offenbar zurückdatierten (1837) — Buch „Wanderings in Greece", auf Grund mündlicher Erzählung und jener Artikel in der griechischen Tagespresse, auf die Entdeckung hingewiesen (Bd. II, 275/6). Nur hier bei Cochrane findet sich auch Landerer's chemische Analyse der Quelle in voller Genauigkeit wiedergegeben.

Nach Landerer's genauen Angaben lag die Stelle zwei Stunden von der Hafenstadt, eine halbe Stunde von Paläochora entfernt am Fuße eines niedrigen Hügels, in der Nähe eines alten Steinbruchs, nur 30 Schritt vom Ufer der N.Küste, also fast am Meeresstrand, wie so oft bei Heilquellen in Griechenland. Aus der Bezeichnung der Örtlichkeit bei den Umwohnern „Therma" schloß Landerer sogleich richtig auf das einstige Vorhandensein einer heißen Quelle schon in antiker Zeit. Was er zunächst fand, war ein nur tropfenweise aus den dort anstehenden Kalk- und Tonlagern durchsickerndes Wasser von 22° R. und erfrischendem, leicht säuerlichen Geschmack. Als Landerer weiter schürfen ließ, schoß auf einmal eine kräftige Quelle desselben lauwarmen Wassers in ziemlicher Menge hervor, die in wenigen Minuten eine kleine Zisterne füllte und dann als kleiner Bach ins nahe Meer sich ergoß. Alsbald setzte auch ein starker Besuch von Patienten zu

1) Professor für Chemie und Pharmazie an der Universität in Athen († 1885), früher Leibapotheker König Otto's, später Berater auch Schliemann's bei so manchen chemischen Analysen seiner Funde.

Bädern und Trinkkuren ein. Die großen Hoffnungen aber, die man sich auf die Entstehung eines die Insel berühmt machenden Kurortes setzte, haben sich nicht erfüllt, so sehr auch Aegina als angenehmer Sommeraufenthalt und Luftkurort, als den ihn schon die hellenistische und römische Zeit kannte und auch Landerer wieder empfahl, gerade in den allerletzten Jahren in neuen Aufschwung zu kommen scheint.

Nach Landerer's Angaben müßte die Mineralquelle ziemlich genau in der Mitte der Nordküste Äginas anzusetzen sein, d. h. in der auf meiner Karte als „Kokkaláki" bezeichneten Gegend; etwa da, wo „Zuwála" (d. h. Sack) steht —, eine Ortsbezeichnung, die vermutlich eben auf ein Badebassin antiker Anlage dort zurück geht. Die genaue Örtlichkeit durch archäologische Sondierungen festzustellen, wird topographisch von besonderer Wichtigkeit sein. Schon jetzt kann man mit Bestimmtheit sagen, daß hier jenes Herakleion gelegen haben muß, das bei dem von Xenophon (Hellen. V 1, 5—9) berichteten, glücklich gelungenen Handstreich des Atheners Chabrias gegen die vereinigten Ägineten und Spartaner im Jahre 388/87 eine bedeutsame Rolle spielte. Dem Herakles heilig und geweiht galten ja überall in der antiken Welt ganz besonders die heißen Heilquellen. Im Zusammenhang damit werden, wenn so die bisher völlig verloren gegangene Stelle des alten Herakleions wieder gewonnen ist, auch die weiter östlich auf Aegina festgestellten Befestigungs- und Siedlungsreste als „Tripyrgia" endgültig erwiesen. Eine genauere Behandlung dieser topographischen Fragen wird mein topographischer Bericht über Aegina bringen, welcher in dem schon erwähnten Ergänzungsbande des bayerischen Ausgrabungswerkes erscheinen soll.

Schon hier aber sei darauf hingewiesen, daß diese Pikrokrene, wie Landerer sie nennt, dieser Säuerlingsprudel genau an derselben Stelle auch dem 16. Jhdt. schon bekannt war. Die Quelle ist verzeichnet auf einer jener von dem Pariser Orientalisten Charles Schäfer einst in Turin erworbenen, in Kupfer gestochenen Karten griechischer Inseln, welche zuerst Em. Legrand in seiner Ausgabe von Buondelmonti's „Description des îles de l'Archipel" (1897) veröffentlicht hat (Public. de l'école des langues orientales IV. ser. tome XIV, p. 256), und welche wie Gallois (Exploration archéologique de Délos, Introduction, Cartographie; Paris 1910, p. 24 ff.) richtig stellt, in Wirklichkeit zu dem „Grand Insulaire" des französischen Reisenden André Thevet gehören, dessen handschriftlicher wie gedruckter Text in der Pariser Nationalbibliothek verwahrt wird. So erstaunlicher Unzuverlässigkeiten Thevet (1502—1590),

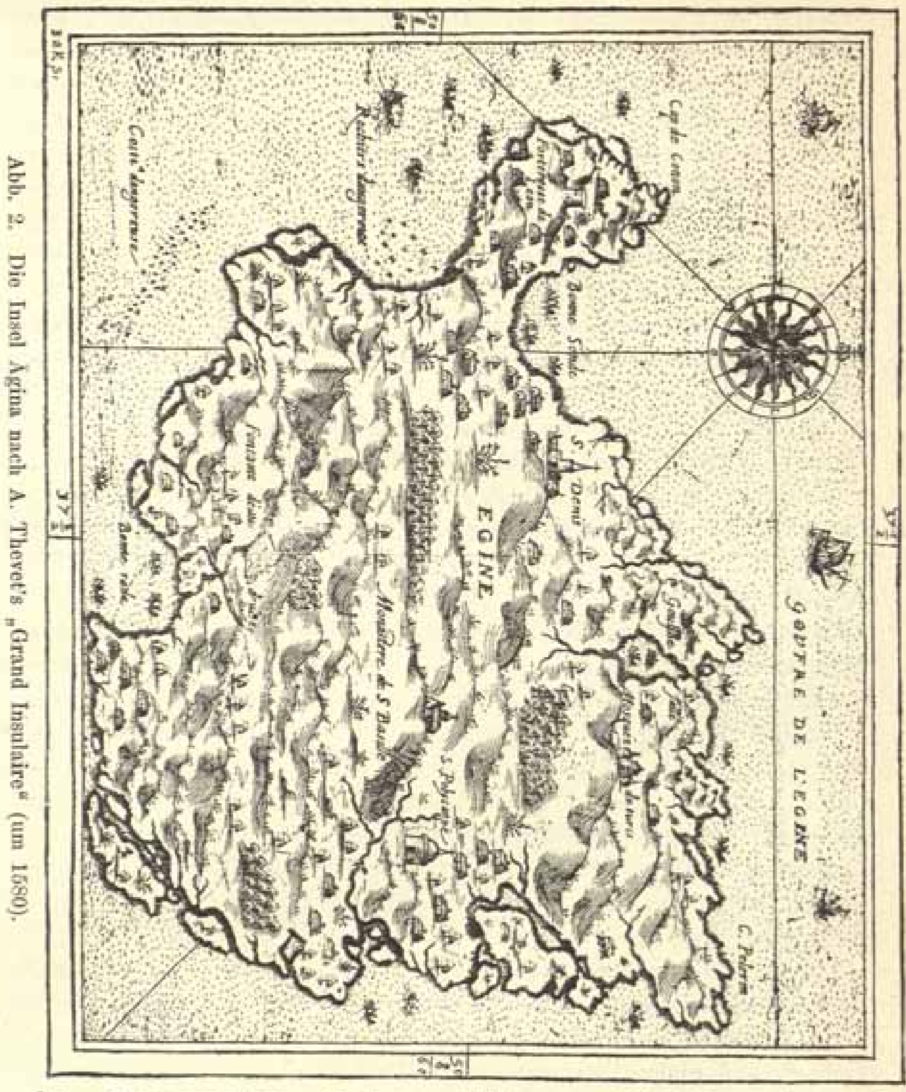


Abb. 2. Die Insel Ägina nach A. Thevet's „Grand Insulaire“ (um 1580).

der, einem geistlichen Orden angehörig, zum Historiographen und Kosmographen des Königs von Frankreich sich aufschwingen konnte, in seinen Angaben auch sich hat zeihen lassen müssen (vgl. Gallois a. a. O.), so kann doch das, was er hier auf seiner Karte von Ägina (Abb. 2) angibt, nicht einfach erfunden sein. Im Übrigen sieht auf dieser Karte manche Eintragung, nicht nur der Contur der Insel, phantastisch und unwahrscheinlich genug aus. Etwa in der Mitte der Nordküste ist nun ein hart bis an den Strand heranreichender kleiner Binnensee gezeichnet, der von einem aus den südlich anschließenden Höhen kommenden kurzen Quellbach gespeist

wird; der Wasserspiegel ist so groß, daß er sogar von zwei Ruderbooten befahren wird. Das mag übertreibende Ausschmückung sein. Aber wichtig und entscheidend ist die dem kleinen Wasserspiegel beigegebene, ganz unzweideutige Beischrift „Goulphe salle“. Ein Bittersee also, mit Quellbach, hart an der Mitte der Nordküste, mit salzigem Gehalt! Das ist zweifellos dieselbe Quelle wie die des heutigen „Therma“-Zuwála, d. h. des antiken Herakleion. Im 16. Jhdt., oder wenn Thevet in diesem Falle aus älteren Quellen schöpft, schon im 14. und 15. Jhdt. muß die Quelle also so ergiebig gewesen sein, daß sie etwas wie einen kleinen See dicht an der Küste bilden konnte.

Der Glaube an die Unterirdischen ist in Griechenland nirgends auf das vulkanische Gebiet beschränkt. Höhlenbildung, die ihn so sehr begünstigt, ist ein Spezificum der Kalksteinformationen. Höhlen und Grotten als Behausungen höherer Wesen haben von jeher die Phantasie der Menschen beschäftigt. Eine nicht gerade große, jedoch in ihrer ungewöhnlichen Lage unmittelbar unter dem Gipfel einer der Kalksteinhöhen im nordöstlichen Teil der Insel in die Augen fallende Höhle mit der offenbar zu ihr gehörigen alten Legende ist hier endlich in ihr Recht einzusetzen.

Hat in gewissem Sinne etwa auch die äginetische Aphaia zu den Unterirdischen gehört? Daß die unmittelbar unter dem Tempelplateau befindliche Höhle (Taf. IV) als die Stelle ihres Verschwindens und damit auch als ihre älteste Wohnstätte auf Ägina anzusehen ist, hat Furtwängler später selbst noch, sein früheres hartnäckiges Sträuben gegen solche Auffassung (Heiligt. der Aphaia, S. IV und 471 Anm.) zurücknehmend, mir gegenüber ausdrücklich anerkannt. Ich hatte ihm von Anfang an, schon während der Ausgrabungen oben am Tempel, in dieser Frage Widerstand geleistet — immer vergeblich — und war, als ich dann in Freiburg in Br. 1905 beim Bearbeiten der Kleinfunde für die Aphaiapublikation wieder vor der, auch von Furtwängler selbst anerkannten Tatsache stand, daß die ältesten kleinen Votivgaben gerade unmittelbar über und vor der Höhle zu Tage gekommen sind, in meiner Auffassung von dem mythischen Charakter der Höhle aufs neue bestärkt worden. Als ich dann Furtwängler an eine aus seiner eigenen Heimat im Schwarzwald stammende, seit seiner Jugendzeit von ihm vergessene mittelalterliche analoge Legende — Kult des Numens an der Stelle seines wunderbaren plötzlichen Verschwindens in einer Felsenöffnung — erinnern konnte, nämlich an die Sage von der hl. Ottilia und ihrem Felsenheiligtum am Roßkopf bei Frei-

burg [1]), da erklärte er sich mit der ihm eigenen freudigen Promptheit bekehrt und von der Unrichtigkeit seiner früheren Auffassung überzeugt. Hätte er die Fortsetzung der Äginapublikation noch selbst unternehmen können, er hätte sicher seine anfängliche Bedenken und Einwände auch öffentlich zurückgenommen.

Daß Aphaia im selben Sinne wie die vor ihren Verfolgern — ganz wie sie — lebendig von der Tiefe verschlungenen und geborgenen, höhlenentrückten und weiter in der Tiefe gedachten Amphiaraos und Trophonios (Rhode, Psyche 106 ff.) oder wie Palaimon in Korinth (*ἔνθα κεκρύφθαι φασίν*) und Erechtheus in Athen als in der Tiefe weiterlebend gedacht worden wäre — dies zu behaupten wäre allerdings nicht richtig. Denn Aphaia ist nie eine Sterbliche, sondern immer eine göttliche Nymphe, ja eine mächtige Schwester der großen Artemis gewesen, ein und dasselbe Wesen wie die kretische Britomartis-Diktynna [2]) und die Laphria von Kephalenia, nur im Namen von diesen unterschieden (Anton. Liberalis c. 40). Darum kann auch bei ihr von einem Fortleben im Dunkel der Tiefe wie bei jenen chtonisch-seismischen Wesen nicht die Rede sein. Im Gegenteil, Aphaia ist eine jener auf den Höhen der Berge waltenden oberen Numina, die auf den Gipfeln wohnend gedacht werden und dort zu verehren sind. Noch bei Pausanias (II, 30, 2) ist ausdrücklich der Glaube an ihre Epiphanien bezeugt; eine Vorstellung, auf Grund deren S. Reinach, wohl mit Recht vermutet hat, daß das *φάσμα γυναικός*, das den Ägineten vor der Schlacht bei Salamis anfeuernd erschienen (Herod. VIII, 84), eben als eine Erscheinung ihrer Göttin Aphaia aufgefaßt worden sei. Solche Epiphanien, hoch in freier Luft oder auf einer Bergesspitze, sind aber, wie uns kretisch-minoische Siegelringe mehrfach gelehrt haben, ein typisches Element der vorhellenischen religiösen Vorstellungen des 2. Jahrtausend v. Chr. (Vgl. zuletzt Schweitzer zu Nilsson's „Minoan-Mycenean Religion" im Gnonom

---

1) Als die Verfolgte in ihrer höchsten Not zu Gott um Hilfe ruft, da „öffnet sich der Fels und spaltet sich vor ihren Augen; die Heilige geht hinein; der offene Fels geht wieder über ihr zusammen und sie ist in der Höhle dieses Steines sicher, gleich wie Jonas in des Walfisches Bauch gewesen ist. Nach überwundener Gefahr ging der Fels wieder auf, umb diese unschuldige Taube wieder in die vorige Freiheit zu setzen." Unten am Felsen quillt dann ein besonders für Augenkranke heilsames Wasser hervor. So nach K. Bannwarth, St. Ottilien (Freiburg 1905) S. 8; Hartfelder, St. Ottilien und seine Legende, 1870. — Diese literarischen Nachweise verdanke ich der Freundlichkeit Jos. Sauer's in Freiburg in Br.

2) In orphischen Kreisen wurde die kretische Diktynna freilich auch Hekate gleichgesetzt und Britomartis als eine Tochter der Hekate angesehen: Schol. zu hymn. orph. 36, 12; Etym. magn. s. v. *Βριτόμαρτις*.

IV, 179.) Das stimmt gut überein mit der äginetischen Überlieferung der kretischen Herkunft der Aphaia selbst.

Es ist vollständig richtig, was Furtwängler hervorgehoben hat, daß diese äginetische Höhle sich nicht messen kann weder im räumlichen Ausmaß[1]) mit den bekannten großen kretischen Kulthöhlen noch mit Votivgaben, die aus deren Innern stammen. Als Hadeseingang ist sie in der Tat so wenig anzusehen wie als Opferstätte, wohl aber als Versteck, Schlupfwinkel für die Verfolgte der späteren griechischen Legende[2]), vor allem aber als heimliche und geheimnisvolle Behausung der Berggöttin der ältesten, ursprünglichen, vorgriechischen Vorstellung. Ganz besonders wenn der Eingang dieser Felsenspalte etwa noch von einem schützenden Dorngestrüpp umgeben war, wie es die von E. Maaß (Kuhns Zeitschrift L (1922), 231/3) gefundene Deutung des Namens Aphaia geradezu fordert. Oben über der Höhle, rings um sie und vor ihr hat man die ältesten Weihegaben in frommer Scheu vor „der in den Dornen", vor dem Grottengeist niedergelegt (vgl. Furtwängler S. 472). Als man später der Göttin ein richtiges Haus, einen Tempel erbaute, trat die alte Höhle natürlich zurück. In diesem besonderen Sinne, also als Wohnstätte der ältesten Berggöttin — darin der kleinasiatischen Kybele in ihrer Bergeshöhle vollständig gleich — scheint die Höhle der Aphaia doch von religionsgeschichtlicher Bedeutung zu sein.

Wir gewinnen damit eine erwünschte Parallele auch zur Grotte von Eleusis, in der man jetzt die Behausung der ältesten Göttin dort, der ebenfalls noch vorgriechischen Eleutho annimmt, die wieder drüben auf Kreta, in Amnisos bei Knossos, ihren Höhlenkult gehabt hat. Auch in Eleusis war der Höhlenraum selbst nicht bedeutend, aber vor der Grotte, in ihrer nächsten Nähe, ganz wie bei Aphaia, scheinen sich im Freien die ältesten Kulthandlungen abgespielt zu haben. Vgl. Malten im Jahrb. 1913, 41/2; Noack, Eleusis, S. 13/4.

Eine gute Analogie bringt jetzt A. Evans (Palace of Minos II, p. 81, Fig. 37) von einer Felshöhe Mittelkretas, südlich von Gor-

1) Die Behauptung freilich — zuerst von Fiechter S. 88 ausgesprochen —, daß die Höhle ursprünglich „viel" kleiner gewesen sei, wird den Umstand allmähliger Auswitterung, die an sich hier vorhanden ist, übertreiben.

2) Ist vielleicht gerade der dunkle, die Phantasie anregende Höhlenschlund Veranlassung gewesen zu der bei Antoninus Liberalis c. 40 überlieferten griechischen Volksetymologie des Namens (nämlich von ἀφανίζεσθαι), die entstand, als man dessen wirkliche Bedeutung nicht mehr verstand? Das Motiv des Verschwundenseins also erst aus der Höhle entwickelt?

thyn, wo eine Christuskapelle ein kleines minoisches Heiligtum abgelöst hat. Ganz wie auf Ägina liegt hier am Steilabfall des obersten Bergkopfes der Eingang zu einer nicht sehr großen Höhle, die wenig über 1 m breit und 9 m lang als ein gangartiger Felsspalt ins Innere führt, hinten mit Felsgeröll jetzt angefüllt. Unmittelbar oben drüber aber die regelmäßig viereckige Anlage eines in rauhen Blöcken aufgemauerten „h. Schreins" (Abb. 3). Auch hier ist es gewiß der geheimnisvolle Felsspalt gewesen, der die minoische Kapelle über ihm erst nach sich gezogen hat.

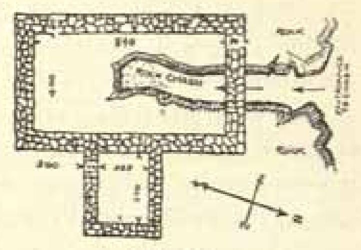


Abb. 3.

So jedenfalls auf Ägina. Die Höhle also, nicht etwa die paradiesische Schönheit der landschaftlichen Rundsicht auf jener waldigen Höhe, ist Veranlassung gewesen, daß der Kult überhaupt gerade auf diesem Bergscheitel und nicht auf einer der z. T. noch höheren und freier gelegenen Kuppen weiter östlich sich festgesetzt hat[1]). Die Höhle hat sicher auch bei Aphaia die Bauten erst nach sich gezogen. Ihr, der Höhle allein, verdankt damit auch der Tempel der klassischen Zeit seine herrliche Lage gerade dort, wo er nun steht. Ursprünglich aber gab es hier oben nichts andres zu sehen und nichts anderes zu verehren als eben diese freie Höhe mit ihrer Höhle und eventuell ihrer Dornenhecke. Bis ins 7. Jahrhundert hinein war alles ganz Natur hier. Dies aber, ein weites Hereinragen vorgriechischer, tempel- und bildloser Religiosität, die noch ganz im Freien sich abspielt, läßt deutlich auch die von uns gefundene archaische Bauinschrift noch erkennen. Erst damals hörte der primitive Naturzustand der älteren Kultweise auf; erst da bekam Aphaia, die bis dahin, ähnlich wie die phrygische Göttin von Arslankaja in der Tiefe des Felsens wohnend gedacht war[2]), ein wirklich gebautes Haus mit all dem übrigen für damalige Begriffe nunmehr notwendigen Zubehör, wie es alles die archaische Aphaiainschrift mit Stolz aufzählt.

Aber auch da noch, selbst in der archaischen Zeit des 6. Jhdts., hat man an der alten Höhle als geheimnisvoller ältester Wohnstätte der Göttin festgehalten. Das bezeugt ein in diesem Zu-

1) So schon sehr richtig ahnend: P. Boblaye in seiner Description de l'île d'Egine (Nouvelles Annales des voyages 1834) p. 312.

2) Zur Wesensgleichheit der großen Göttinnen im vorgriechischen Griechenland und Kleinasien vgl. jetzt auch Schweitzer a. a. O., S. 184—188.

sammenhang bisher nicht ausgewertetes Monument: die einst hochragende kolossale altjonische Einzelsäule, welche, wie ihre naxische Schwester in Delphi, kaum etwas anderes als eine große Sphinxfigur getragen haben kann, und jener an Größe nicht nachstand. (Vgl. Heiligtum der Aphaia, S. 156/7 (Fiechter), 486/7 (Furtwängler).) Furtwängler glaubte diese archaischen Fabelwesen auf ihrem hohen Standort als allgemeinen Ausdruck der göttlichen Macht über Leben und Tod ansprechen zu sollen. Das ist auch sicher richtig. Wenn man aber genau auf die besondere Örtlichkeit achtet, an der in Delphi wie in Ägina diese Riesensäulen, die wie ungeheure Signale wirken mußten und sollten, so kommt man noch zu Weiterem.

Die Sphinxsäule in Delphi stand an jener pietätvoll auch später in romantischem Urzustand belassenen Stelle des heiligen Bezirkes, wo das älteste Orakel gewesen sein soll, wo man die Erdmutter Gaia, Themis und die Musen des hier geheimnisvoll in der Tiefe fließenden mantischen Wassers hausend dachte, da wo schon vor der Pythia Apolls die Sibylle ihre Schersprüche gesungen haben soll (Roscher, M. L. IV, Sp. 799). Unmittelbar auf einem der dort liegenden großen Felsblöcke, dem „Sibyllenfelsen“, erhob sich die schlanke altjonische Einzelsäule. Die Sphinx als ihre Bekrönung — ein Symbol der in der Tiefe waltenden Gottheit, deren Rat und Willen hier erfragt, deren Stimme hier durch menschliche Medien vernommen werden konnte. (Vgl. Bourguet, Les ruines des Delphes, p. 131.)[1]

Auf Ägina stand die jonische Einzelsäule ganz entsprechend unmittelbar über dem Scheitel der alten Höhle. Wenigstens in ihrem Sockelstein ist diese Säule noch beim Neubau des Tempels, als man an ihrem Fuße für das in die Höhle geleitete Traufwasser des Tempels ein Klärbassin anlegte, behutsam geschont worden[2]. Die Sphinxsäule gehört demnach schon zur Ausstattung des Heiligtums, wie sie für den älteren Bau, den archaischen Tempel des frühen 6. Jhdts., eingerichtet worden war. Mit diesem zugleich wird auch sie gewaltsam zerstört worden sein.

In beiden Fällen also, in Delphi wie in Ägina, bezeichnete die Sphinxsäule wie ein hochragender steinerner Mast, wie die Hissung eines nicht zu übersehenden Banners die ursprüngliche Wohnstätte und Hoheitsrechte der Göttin, der Herrin dieses geweihten Bodens. Gerade nachdem ein stattliches Tempelhaus mit entsprechendem Altar von der ältesten geweihten Stätte sich not-

1) Fr. Poulsen, Delphi, p. 99 leugnet zu Unrecht jeden tieferen Sinn des Sphinxsymbols in diesem Falle.

2) H. d. Aph., S. 156/7 (Fiechter).

wendigerweise etwas entfernt hatte, und diese in den Hintergrund zu drängen drohte, hielt man es für geboten, durch einen solch eindrucksvollen Hinweis einer mastartig schlanken isolierten Riesensäule die Nachwelt daran zu erinnern, wo der Kern und Ausgangspunkt der Gottesverehrung einst gelegen hatte.

Die Sphinx allein war hier das rechte Hoheitszeichen. Sie ist zwar nach der archaischen Vorstellung der Griechen eine Ausgeburt der Tiefe, abstammend von den unterirdischen Schrecken der Echidna und des Typhon (vgl. Ilberg bei Roscher, M. L. IV, Sp. 1364). Eben wegen dieser Wesensverwandtschaft mit den blutsaugenden Keren, Erinnyen und Harpyien ist die Gestalt der Sphinx als würgender Totengeist dann auch ein so beliebter Aufsatz auf griechischen Gräbern geworden. Doch ist das sichtlich erst eine verhältnismäßig junge funerale Abspaltung der viel allgemeiner gehaltenen älteren dämonischen Grundidee (ebenda Sp. 1379ff. u. 1319ff.; dazu jetzt Buschor in Ath. Mitt. 1926, 146 u. 149), wie sie auch Furtwängler sich gedacht hatte, und wie sie schon in der charakteristischen Mischgestalt der Sphinx selbst zum Ausdruck kommt. Denn wie soll man die Symbolik dieser Gestalt anders verstehen als eine Verkörperung übernatürlicher Mächte, welchen Menschen- und Tierwelt, alles, was da fliegt und kriecht, in gleicher Weise unterworfen ist, und die man sich, als Eins mit der großen gütigen Mutter Natur, eben als ein weibliches Wesen gedacht hat. So wird auch im Aphaiaheiligtum die Sphinx auf der hohen Säule als Symbol des auf der Bergeshöhe hausenden Numens zu denken sein, das in der Höhle unmittelbar unter ihrem Fuß seinen heimlichen Sitz gehabt haben sollte [1]).

Diese altjonischen Einzelsäulen an ältesten Kultstätten scheinen eine vorgriechische Tradition minoisch-mykenischer Zeit fortzusetzen. Ich sehe in ihnen Ausläufer jener schlanken Kultpfeiler, wie sie unter anderen auf dem knossischen Siegelring (JHS. 1901, p. 170, Fig. 48) als unmittelbar vor der Kapelle mit dem heiligen Baum stehend, wie sie auf dem Sarkophag von A. Triada mit

1) Einen kultischen Zusammenhang von Höhle und Tempel hatte zuerst Dodwell (Classical tour I, 566/7) vermutet, wobei er in der Ausmalung dieser Möglichkeit seiner Phantasie die Zügel freilich viel zu weit schießen ließ: er nahm einen geheimen Felsgang bis unter die Cella des Tempels an. Solche Übertreibung mag Furtwänglers radikale Ablehnung des Gedankensmit veranlaßt haben. Auch Cockerell, der die Höhle noch in seinem rekonstruierten Schnitt durch die Tempelterrasse (p. 18) nicht vergißt, hat immer an eine irgendwie sakrale Beziehung der Höhle geglaubt (The Tempels, p. 16/7). — Selbst unsre äginetischen Arbeiter haben ein gewisses abergläubisches Grauen vor dem dunklen Höhlenschlund nie ganz verloren.

Grün umwunden, mit dem h. Symbol der Doppelaxt und einem heiligen Vogel bekrönt zu sehen sind; wie deren eine auf dem Relief des Löwentores von Mykenä dargestellt ist, wie sie ferner in der μακρὰ κιών des ältesten Herakultes von Tiryns[1]) bezeugt ist, und wie sie in feierlichem Dual mit dem Adler des Zeus bekrönt auch auf der höchsten Spitze des Lykaionberges standen.

Daß die Sphinxsäule auf Aegina den neuen Tempel, aus dem die Münchener Ägineten stammen, wahrscheinlich nicht mehr erlebt hat, wurde oben schon vermutet. Aber der glänzende Neubau hat das alte Sphinxsymbol doch nicht missen wollen. Es wurde nicht als überlebt und hinfort erledigt einfach fallen gelassen, sondern ganz geflissentlich, nur in einer anderen tektonischen Verwendung, festgehalten. D. h. in neuer, aber wiederum dekorativer, ansprechender Weise an allen vier Ecken des Tempels: als Akroterfigur. Nicht nur am Tempel selbst, sondern auch am Propylon seines Vorplatzes[2]). Denn daß Cockerell's Akrotergreifen eine verfehlte Rekonstruktion seien, — er sagt (Quarterly Journ. 1819, 238) ganz richtig, alle Teile für diese Eckfiguren seien da, nur die Köpfe nicht! —, war mir längst klar geworden. Auf einen der vorzüglich modellierten Hundekörper dieser Stücke gehört vielmehr der anmutige Mädchenkopf Glyptothek Nr. 91 (Illustrierter Katalog, T. 14, Hundert Tafeln, T. 25 a), den man bisher nirgends unterzubringen gewußt hat[3]). P. Wolters, dem ich meine Vermutung[4]) früher schon mitteilte, hat in München die Probe aufs Exempel gemacht und in Gips eine solche Akrotersphinx ergänzen lassen. Der Versuch ist gelungen und wird von ihm selbst bald veröffentlicht werden.

So sehr Akrotersphingen ein beliebter Schmuck an Grabsteinen und Sarkophagen sind, so verhältnismäßig selten ist das Motiv am monumentalen Tempel einer Gottheit. Sichere Beispiele bieten vor allem solche Tempel, die der alten großen Naturgöttin geweiht sind, wie immer diese πότνια θηρῶν später geheißen haben mag. D. h. an dem hochaltertümlichen Tempel von Prinias (Annuario I, tav. VI)[5]) und dem archaischen Tempel der Artemis Laphria in Kalydon (Kgl. Danske Vidensk. Selskab. Meddelelser

1) Vgl. Frickenhaus in Tiryns I 20 ff.

2) Erhalten ein Tonfragment, Heiligt. d. Aphaia, S. 385, nr. 123, Abb. 138.

3) Zu den früheren Deutungen und Vorschlägen s. Beschr. d. Glypt.[2], nr. 91.

4) Von ihr ist Gebrauch gemacht in dem 1916 erschienenen „Illustrierten Führer durch die K. Glyptothek zu München", S. 24 (zu Nr. 157 und 177).

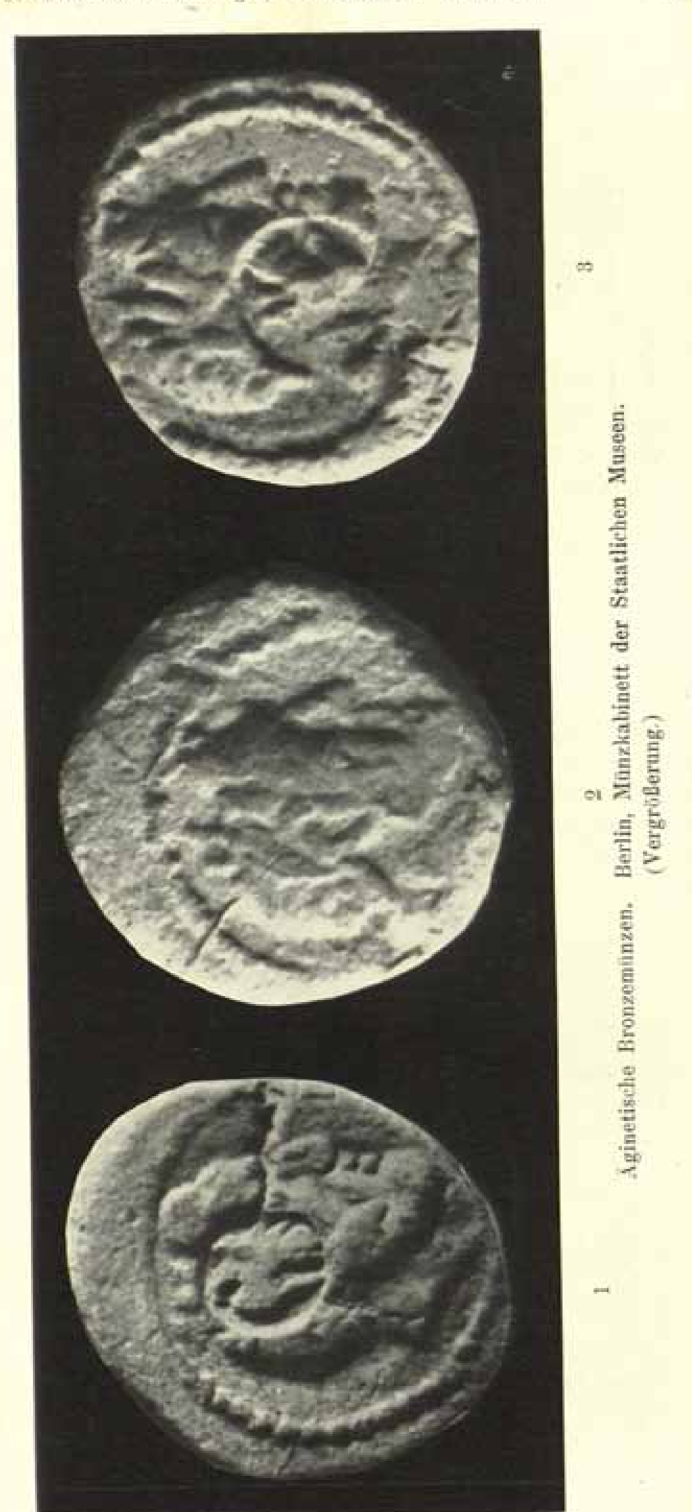
5) Die Rekonstruktion Stefani's setzt die Sphingen sicher unrichtig in die Mitte des flachen Daches.

XIV, 3, S. 27 ff., Abb. 46—54). Mit Artemis scheint dann schon früh Apollon, der ja auch ein todbringender Gott ist, geteilt zu haben: Porossphinx vom Amyklaion (Ephem. 1892, 10), Sphinxsäule auf Delos (noch unpubliziert), Akrotertonsphinx am Tempel in Thermon (D. van Buren, Greek fictile revetments, Fig. 138 = Röm. Mitt. 1915, 67 Abb. 28/9). Das Sphinxsymbol mag dann auch in die Heiligtümer anderer Gottheiten übergegangen sein. Manche von D. van Buren gesammelte Fragmente lassen sich bestimmten Tempelgottheiten leider nicht mehr zuweisen; so das interessanteste Stück aus dem Tempel „Marafioti" in Locri Epizephyrii (Not. d. Scavi 1911, Suppl., p. 27—62). War die schöne, beim „Aphrodite"-tempel von Ägina 1904 gefundene Sphinx nach P. Wolters' neuerlichen Feststellungen wirklich keine Akroterfigur, wofür sie Furtwängler noch gehalten hatte, so muß sie sonst irgend eine kultliche Beziehung zu der hier sicher schon in vorgriechischer Zeit verehrten Göttin gehabt haben. (Vgl. einen ersten orientierenden Aufsatz von P. Wolters in den Münchner Neuesten Nachrichten 1925 Nr. 53 über den damals neuesten Stand der Grabungsergebnisse). Daß diese Göttin Athena war und nicht Aphrodite, soll in der Fortsetzung dieser „Äginetischen Studien" gezeigt werden.

Wären diese Zusammenhänge und Beziehungen schon früher erkannt worden, so hätte es nicht geschehen können, daß bisher niemand an die Möglichkeit gedacht hat, dem Aphaiatempel solche Sphinxakroterien zu geben. Hingegen läßt sich jetzt gerade aus der Tatsache der Akrotersphingen ein sicherer Rückschluß auf die verlorene Bekrönung der jonischen Einzelsäule beim Aphaiatempel ziehen: nämlich daß diese wirklich nur eine große Sphinx wie in Delphi, nichts anderes, getragen haben kann.

Der Kult auf der Aphaiahöhe ist nicht der einzige alte Höhenkult auf Aegina. Am Oros hatte der Zeus Panhellenios zweifellos einen vorgriechischen Vorgänger. Auf den steilen kahlen Kuppen des Dragunéra am Ostende der Nordberge fand ich Altar und Votivgaben einer ebenso alten und wohl mit Aphaia wesensgleichen Göttin, mag man diese Göttin später wie in Epidauros *Ἄρτεμις κορυφαία* (Paus. II, 28, 2) oder wie in Argos *Ἥρα ἀκραία* (Paus. II, 24, 1) oder sonstwie genannt haben. Über Beides wird in der mehrfach erwähnten Münchener Ausgrabungspublikation berichtet werden.

Ein imposanter Zeustempel, ein großer Peripteros mit bedeutendem Kultbild innen in der Cella scheint trotz des berühmten „Panhellenions" auf Aegina überhaupt nicht zu erwarten zu sein. Nirgends, weder bei Pausanias, noch bei Strabo, noch irgend wo



1 2 3

Äginetische Bronzemünzen. Berlin, Münzkabinett der Staatlichen Museen.
(Vergrößerung.)

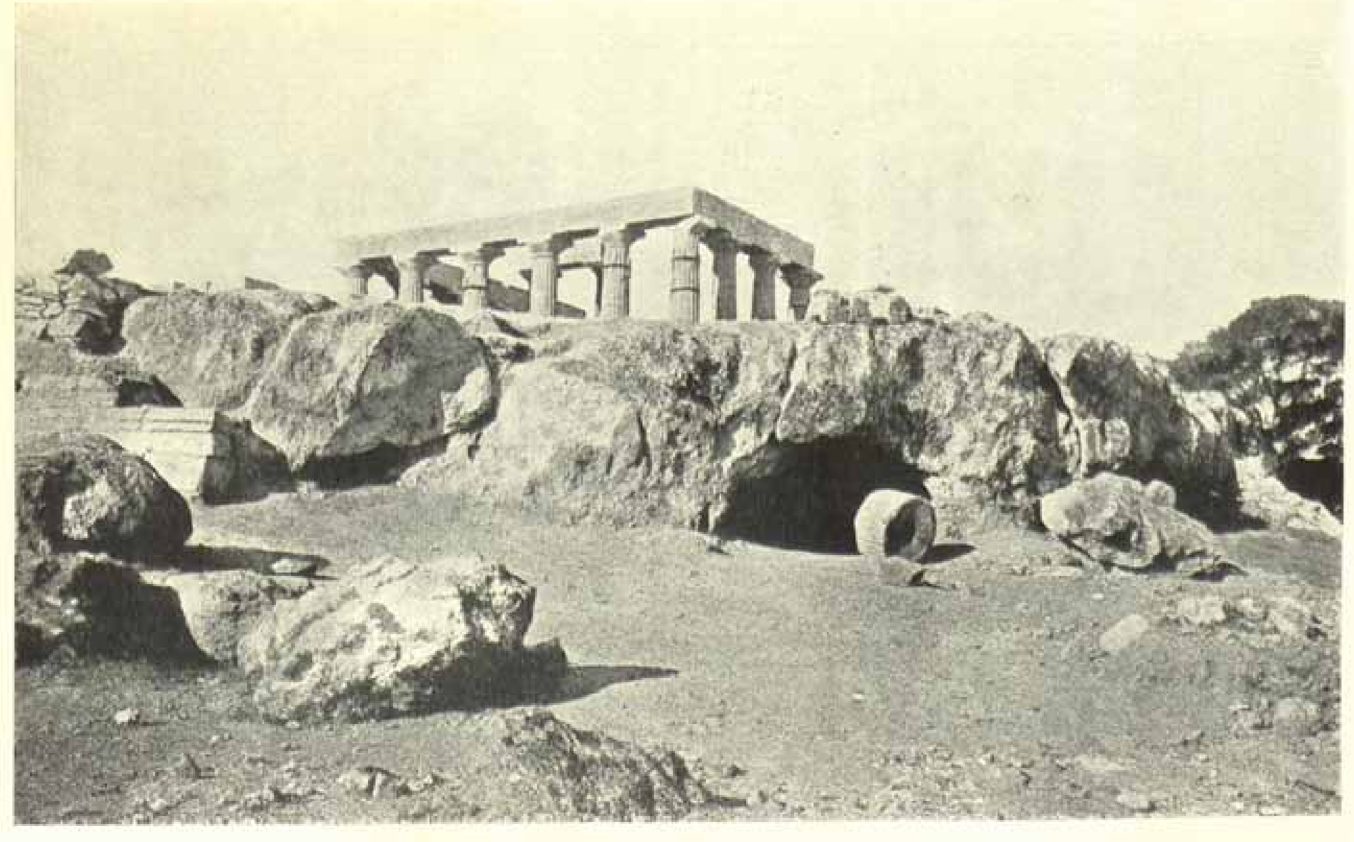
Vorderseite

Äginetische Bronzemünze (British Museum)
(Vergrößerung.)

Rückseite



Aiakos tronend als Totenrichter.
Bronzemünzen unbekannter Prägung. Berlin, Münzkabinett der Staatlichen Museen.
(Vergrößerung.)



Höhle und Tempel der Aphaia auf Ägina.
(Nach Furtwängler, das Heiligtum der Aphaia, Tafel 20,1.)

sonst wird ein solcher erwähnt, weder in der Stadt noch an andrer Stelle der Insel. Das Zeusheiligtum am Oros war ein in Terrassen angelegter offener Bezirk mit allerdings noch ungeklärten Einbauten darin. Hier am ehesten könnte im Freien die auf den unter Septimius Severus und Caracalla geprägten Münzen (Milbank pl. IV, 10; V, 3) dargestellte Zeusstatue gestanden haben: aus Bronze, im Typus des Zeus Ithomatas weit ausschreitend und drohend, mit Blitz und Adler. Die ganze Anlage dieses Temenos in Verbindung mit dem Kult auf der höchsten Spitze des Berges, hat noch vorgriechischen, höchst altertümlichen Charakter. Die Ausgrabungen sind hier noch nicht beendet.

Wie die Kopfstation der großen archaischen, unterirdisch geführten Wasserleitung Äginas anscheinend in Verbindung gesetzt war mit dem Kult des regenbringenden Zeus der Oroskuppe, kann wieder erst in der bevorstehenden Veröffentlichung der Münchener Akademie dargelegt werden.

In der neuesten Darstellung der griechischen Religion von Otto Kern folgt unmittelbar auf das erste einleitende Kapitel ein als Grundlage des Folgenden noch wichtigeres zweites: „Die Mächte der Erde“. Denn „es ist fraglos der Kult unterirdischer Gottheiten, in denen sich die Religion zuerst kräftig ausdrückt“ (S. 27). „Man wird das Wesen der kretisch-mykenischen Religion im allgemeinen als chtonisch bezeichnen dürfen“ (S. 30). „Es hat den Anschein, als ob fast alle vorgriechischen Gottheiten chtonische Gestalten sind“ (S. 38). „Erdfromm sind die vorgriechischen Besiedler gewesen, Erdfrömmigkeit ist das Element, das am stärksten bei den neuen Bewohnern Griechenlands mitgewirkt hat“ (S. 40). „Die griechische Religion ... beginnt mit Mutter Erde und göttlichen Gewalten, die alle am Boden haften, und weist den Frommen in die Tiefe“. So wieder O. Kern, ergänzend in seinem Aufsatz „Die griechische Landschaft und die griechischen Götter“ (in „Forschungen und Fortschritte“ 1928, Nr. 2, S. 13).

Wenn Kern als Erklärung dieser Tatsache den Satz an die Spitze stellt: „So beweist das nur, wie eben Griechenlands natürliche Beschaffenheit von Anbeginn zu der Verehrung unterirdischer Gottheiten einlud“, so wird man für diese Behauptung kaum ein schlagenderes Beispiel beibringen können — außer dem ihm in so vielen Beziehungen verbundenen Böotien — als eben Aegina. Und doch ist gerade diese Insel bei allen Betrachtungen dieser Art stets übergangen worden.

Der Erhaltung der primitiven Vorstellungsschicht, zu der der Glaube an die chtonischen Numina gehört, kam auf Ägina jedenfalls der günstige Umstand zugute, daß die vordorische Bevölkerung der Insel neben dem eingewanderten dorischen Volkselement weiterlebte, wie es Pausanias II, 29, 5 ausdrücklich bezeugt[1]. V. Stais (Ephem. arch. 1895 p. 236) sprach einmal, einen Ausdruck der neuesten Geschichte Griechenlands anwendend auf die antike, ganz richtig von einer „Enosis" der beiden Volksteile. Dies Fortleben des alten Grundstocks auf Ägina ist nicht nur kulturgeschichtlich, sondern auch kunstgeschichtlich von Bedeutung. Nur so ist z. B. Smilis zu verstehen[2]. Wie es sich mit dem jonischen Einschlag bei den Giebelfiguren des Aphaiatempels verhält, soll in der Fortsetzung dieser „Studien" versucht werden zu erklären.

Bisher hatte für Ägina die Geologie ihre wertvollen physikalischen Feststellungen gemacht, ohne um die von der Religionswissenschaft durch klassische Philologie und Archäologie bereitgestellten Überlieferungen und Funde zu wissen. Diese aber, die klassische Altertumswissenschaft, ist ihren Autoren und Monumenten nachgegangen, ohne die seitens der Naturwissenschaft auf der Insel gewonnenen Ergebnisse gebührend zu beachten. Es erschien angezeigt, die Ergebnisse beider Reihen, wenigstens in einer Skizze, zusammenzunehmen und sich gegenseitig ergänzen zu lassen.

---

1) *Αἰγινήταις τοῖς ἀρχαίοις γενόμενοι σύνοικοι.* Obwohl About in seinem Mémoire sur l'île d'Egine (1854) p. 491 ff. diese wichtige Tatsache richtig hervorvorhob, verkannte er doch, wie gerade diese Rassenmischung die besondere äginetische Eigenart hervorgebracht hat, in merkbarem Unterschied z. B. gegen das rein dorische Sparta: zu dem zur See weitausgreifenden „jonischen" Handelsgeist der früheren Schicht gesellte sich die kriegerische Tüchtigkeit der neuen dorischen Oberschicht. — Merkwürdig ähnlich liegen die Dinge auf Kos: über die älteste karische Bevölkerungsschicht legten sich, ganz wie auf Ägina, erst eine südthessalische, dann eine peleponesisch-dorische Einwandererschicht aus Epidauros. Dazu kamen noch jonische Einflüsse aus der Nachbarschaft. All das modifizierte den rein dorischen Charakter zu jener Spielart, wie sie Paton und Hicks, The inscriptions of Cos, p. XVI charakterisiert haben. Der maritime, koloniale und ebenso der militarische Einschlag fehlt freilich dort, der physikalischen Eigenart der Insel Kos entsprechend, völlig.

2) Mit Recht tritt jetzt auch Lippold (Pauly-Wissowa, II. Reihe, V, 722/3) gegen Furtwängler (Meisterwerke S. 720) für die äginetische Herkunft des Künstlers ein.

Äginetische Studien

II.

Zur Datierung des Aphaiatempels und seiner Skulpturen.

Von

H. Thiersch.

Vorgelegt in der Sitzung am 6. Juli 1928.

Mit einer doppelseitigen Tafel.

Ad. Furtwängler hatte die Erbauung des Aphaiatempels und die Entstehung der beiden von ihm noch als gleichzeitig ausgeführt gedachten Giebelgruppen aus allgemein stilgeschichtlichen Gründen rund in das Jahrzehnt zwischen Marathon und Salamis, 490—480, gesetzt[1]), nicht ohne den Mangel eines festen Anhalts zu einer genaueren Datierung und einer überzeugenden Motivierung schmerzlich zu empfinden. Diesen angeführten Zeitansatz auf seine Richtigkeit hin zu prüfen hat zuerst die richtige Erklärung der „Nichtgiebelfiguren“ Veranlassung gegeben, die mein Vater, der Münchener Architekt August Thiersch, bei einem Besuche Äginas 1902 gefunden hatte: die Tatsache, daß die Ostfront des Aphaiatempels eine gewaltsame Zerstörung erlitten haben muß, welche eine völlige Erneuerung des Skulpturenschmuckes im Osten notwendig zur Folge hatte[2]). Seitdem auch P. Wolters in den drei letzten Auflagen unsres maßgebenden Handbuchs[3]) sich dieser Auffassung angeschlossen hat, darf Furtwänglers Hypothese einer nicht für die Giebelfüllung akzeptierten, nur unten vor der Façade des Tempels aufgestellten Konkurrenzarbeit als ein nun nicht mehr nötiger Verlegenheitsvorschlag für erledigt gelten, die bisher schlechthin als Ostgiebelfiguren angesehenen Skulpturen der Münchner Glyp-

1) Heiligtum der Aphaia (im Folgenden immer abgekürzt: H. d. A.) S. 495 ff. Die Ägineten der Glypt. König Ludwigs I. S. 57/8.

2) Mitgeteilt von P. Wolters im Illustr. Führer durch die Kgl. Glyptothek (1916) S. 20. Vorher schon: Äginetische Beiträge (Sitzber. d. Bayer. Akad. 1912) S. 47. Vgl. meine Schrift „August Thiersch als Architekt u. Forscher“ (1923) S. 56/7.

3) Springers Handb. d. Kunstgesch. I. Altertum. 10. Aufl. (1915) S. 232; 11. A. (1920) S. 221; 12. A. (1923) S. 234.

tothek aber als Reste der Ost-Ersatzfiguren, die meisten „Nichtgiebelfiguren“ als Überreste der ursprünglichen Ostgiebelfüllung angesehen werden.

Die Zerstörung des Ostgiebels mit seinem Firstakroter hatte sich mein Vater als durch die Perser um 480 vor Chr. verursacht gedacht. E. Langlotz, Zeitbestimmung der streng rotfig. Vasenmalerei (1920) S. 70/1, hat mit Recht dagegen eingewandt, daß eben damals, um die Zeit der Schlacht von Salamis, für die Perser ein solcher Handstreich undurchführbar gewesen sein müsse. Vor der Schlacht galt gerade Ägina als ein so sicheres Asyl, daß selbst die Athener einen Teil ihrer Frauen und Kinder, um sie vor den Persern zu bergen, dorthin geschickt hatten (Herod. VIII, 41); denn rings um die Insel hielt ein dichter Schutzkordon der besten äginetischen Schiffe auch noch während der Seeschlacht Wache (Herod. VIII, 46). Nach dem Seesieg der Hellenen aber suchte die persische Flotte, soweit noch etwas von ihr übrig war, unverzüglich das Weite im Osten (ebend. VIII, 130). Auch der Feldzug des Mardonius im nächstfolgenden Jahr 479 bot, wie Langlotz richtig bemerkt, den Persern keine Gelegenheit zu einem Überfall auf Ägina. Dagegen hält er es für möglich, daß ein solcher Überfall gleich nach der Schlacht bei Marathon i. J. 490 erfolgt sei, als die noch unversehrte persische Flotte, bevor sie heimkehrte, eine Zeitlang vor dem Phaleron lag (Herod. VI, 116). Dann wäre, meint Langlotz, der Aphaiatempel in dem Jahrzehnt 500—490 entstanden, wofür ihm auch die von Furtwängler immer stark betonte stilistische Verwandtschaft mit dem Athenerschatzhaus in Delphi, das er noch in das letzte Jahrzehnt des 6. Jhs. setzt, zu sprechen scheint (S. 72).

Langlotz war also auf der Suche nach einer Erklärung für die Zerstörung des Aphaiatempels auf eben dieselbe Vermutung gekommen, welche vorher Furtwängler schon in ganz anderem Sinne ausgesprochen hatte, nämlich möglicherweise als Zerstörungsursache des archaischen Vorläufers dieses selben Tempels. Der Unterschied war nur der, daß Langlotz eine „geringe Beschädigung“, Furtwängler[1]) dagegen eine mit gewaltigem Brand verbundene völlige Zerstörung des ganzen Baues dadurch zu erklären versucht hatte. Diese Divergenz allein zeigt, daß so die Erklärung nicht gefunden werden kann. Es wird eben weder das eine noch das andre der Fall gewesen sein. Denn gerade damals hatten die Perser keinerlei Veranlassung, sich ausgesucht an Ägina irgendwie

1) H. d. A. S. 496.

zu vergreifen. Ägina hatte sich — das war ja eben das große nationale Ärgernis — 491 für den Perserkönig erklärt, ihm die geforderte Huldigung geleistet[1]), focht trotz seiner großen Nähe nicht mit bei Marathon, sondern stand politisch auf persischer Seite. Da hatte es von den Persern sicher nichts zu fürchten.

Die Erklärung muß also anderswo gesucht werden und hat davon auszugehen, daß die fragliche Zerstörung nur eine partielle war, auf die Ostfront des Tempels und — vermutlich — das Innere desselben sich beschränkte. Überhaupt nicht um eine wirkliche Zerstörung, wohl aber um eine beabsichtigte Schändung des Heiligtums handelt es sich, anscheinend um einen böswilligen Racheakt, der rasch vor sich gehen mußte, nicht um eine der üblichen mit Brandlegung und umfassender Demolierung des ganzen Bauwerks verbundenen Kriegsverwüstungen.

Solche Tempelschändungen, vollends wenn von Griechen ausgeführt gegen andre Griechen aus Rache, sind gewiß eine Ausnahme, und können nur unter ganz besonderen Verhältnissen angenommen werden: in Zeiten höchster, leidenschaftlicher Erbitterung und Verfehdung als Entgelt für vorher erlittenes ähnliches Unrecht. Ich glaube, daß ein solch äußerst seltener Fall hier in der Tat vorliegt. Herodot berichtet (VI, 90/1) davon anläßlich der grimmigen Fehde, die — nach ständiger Spannung vorher — in den Jahren 488/87 erneut zwischen Ägina und Athen ausgebrochen war.

Der attischen Feindin Äginas war es gelungen, einen wichtigen Bundesgenossen für ihre auf die Vernichtung Äginas gerichteten Pläne auf der Insel selbst zu finden in dem angesehenen Führer der dortigen Demokratenpartei: Nikodromos. Zum Landesverrat bereit besetzte dieser die Höhe des alten Burghügels bei der Stadt, schlug aber zu früh los, d. h. die Athener kamen gegen die Verabredung um einen Tag zu spät. Diese wurden zur See schließlich besiegt, die Aufständischen auf der Insel aber völlig niedergekämpft. Mit knapper Not und mit einigem Anhang war es Nikodromos gelungen noch zu entfliehen. Die Strafe der Aristokratenpartei, die in Ägina das Heft wieder fest in Händen hielt, war äußerst blutig, 700 gefangene Aufrührer wurden erbarmungslos abgeschlachtet. Einem dieser Unglücklichen, der sich in den Tempel der Demeter Thesmophoros als sicherstes Asyl geflüchtet hatte, wurden beide Hände, die fest verkrampft am Klopfring der Tempeltüre hängen blieben, abgehauen, der also Verstümmelte ebenfalls hingerichtet. Diese grausame Parteileidenschaft, mit der die Ägineten hier

1) Herodot VI, 49.

blind wüteten gegen ihr eigenes Blut, wurde damals schon als ein ungeheurer, nicht wieder gut zu machender Frevel empfunden, ganz abgesehen von dem am Heiligtum der Demeter Thesmophoros begangenen Sakrileg. Herodot führt sogar den ganzen nachfolgenden Untergang der äginetischen Selbständigkeit auf diese nicht zu leugnenden Kriegs-Greuel als letzte Ursache zurück[1]).

Nikodromos nur mit seinem nächsten Anhang war dem entsetzlichen Strafgericht entronnen. Athen hatte ihm eine Freistatt am Kap Sunion gewährt. Von dort aus, Ägina östlich gerade gegenüber, unternahmen nun diese Ex-Ägineten verheerende Raubzüge nach ihrer Heimatinsel, „soviel sie nur konnten“[2]), rein aus Rache, zur Sühne für das an ihren Parteigenossen vergossene Blut, als eine Art Fortsetzung des Ringens mit der übermächtigen Aristokratenpartei Äginas, der sie hatten weichen müssen. Wenn Herodot dieser Nachricht unmittelbar hinzufügt: *ταῦτα μὲν δὴ ὕστερον ἐγίνετο*, so will er damit, wie aus dem unmittelbar anschließenden Bericht über das Blutgericht auf Ägina deutlich hervorgeht, nur sagen, daß diese Kaperzüge und Überfälle von Sunion aus erst einige Zeit nach jenen Schreckenstagen auf Ägina einsetzten[3]). Wie das auch gar nicht anders sein kann.

Meine These ist also die: auf einem seiner von Sunion aus mit seiner Schar unternommenen Raubzüge hat der landflüchtige äginetische Landesverräter Nikodromos an der Aristokratenpartei seiner Heimat empfindliche Rache genommen, in dem er eines ihrer stolzesten Denkmäler, das in seinen Giebeln den Ruhm eben ihrer adeligen Ahnherrn, der Aiakiden, so strahlend verkündete, buchstäblich schändete, d. h. die Façade des Aphaiatempels, wahrscheinlich auch dessen Inneres, wie endlich die auf der Terrasse vor der Front stehenden Weihgeschenke in ihrem Skulpturenschmuck in Stücke schlug. Das war freilich auch ein Sakrileg, und ein starkes.

---

1) Nur wenige Kapitel vorher (VI, 75) hatte er von der geistigen Umnachtung des spartanischen Königs Demarat berichtet als einer göttlichen Strafe für die durch ihn erfolgte Plünderung des eleusinischen Heiligtums.

2) Herod. VI, 90: *ἐνθεῦτεν δὲ οὗτοι ὁρμεόμενοι ἔφερόν τε καὶ ἦγον τοὺς ἐν τῇ νήσῳ Αἰγινήτας.*

3) Herodot spricht zwar unmittelbar vorher (VI, 87) von dem Beistand, den die Ägineten i. J. 504 den Thebanern gegen Athen geleistet hatten, als dem Ausgangspunkt der neuen Spannung zwischen Athen und Ägina, aber durch die in die ganzen Streitigkeiten mitverwickelten spartanischen Könige Kleomenes († 488) und Leotychides (vgl. Beloch, Gr. Gesch. I, 2, S. 191) wird die Ansetzung n a c h Marathon doch wahrscheinlicher als vor Marathon. Auch How und Wells (Commentary on Herodotus II, p. 100) lassen eine Datierung des Nikodromos-Aufstandes noch um 486 als möglich zu.

Aber hier hieß es „Auge um Auge und Zahn um Zahn!" In jener äußersten Erbitterung der ineinander verbissenen Parteien scheute man auch vor keinem Heiligtum mehr zurück. Die Verwegenheit, mit der die Ägineten die heilige Festtriere bei Sunion mit den ersten Männern Athens darauf weggenommen und diese in Ketten gelegt hatten (Herod. VI, 87), war nur ein harmloses Vorspiel dazu gewesen.

Wie herausfordernd mag der weithin leuchtende Tempel auf der waldigen Höhe am NO-Ende der Insel gerade den auf Sunion Lauernden schon von ferne in die Augen gestochen haben! Wie leicht hatten sie es gerade von dieser Seite aus, unbemerkt von den Stadt-Ägineten auf der anderen (West-)Seite der Insel, an den Aphaiatempel heranzukommen! Auf ihrer eigenen Insel kannten sie genau Weg und Steg, sodaß sie selbst bei einem nächtlichen Überfall ihr Ziel nicht verfehlen konnten. Obwohl es sichtlich rasch dabei hat hergehen müssen, sind diese Korsaren an der Façade unsres Tempels doch gründlich zu Werke gegangen. Irgendwie müssen sie das Ostgiebelfeld erklommen und es anscheinend ganz ausgeräumt, die Figuren von ihren Plinthen abgeschlagen[1]) und heruntergeschleudert haben. Die Barbaren müssen sogar das Dach des Tempels erstiegen haben; denn auch das stolze hohe Firstakroter wurde herabgestürzt. Nur die im Westen abgelegene Rückseite, wo es anscheinend auch keine Weihegeschenke unten auf der dort nur schmalen Terrasse gab, ist verschont worden.

Zu den Weihgeschenken, welche ebenso — nur später, wie sich noch zeigen wird, — feindlicher Wut auf der Terrasse vor der Ostfront zum Opfer fielen, rechne ich die Kriegergestalt, von der vor allem der schöne bärtige, behelmte Kopf stammt (H. d. A., Taf. 99), welchen Furtwängler als stilistisch am weitesten fortgeschritten mit Köpfen des olympischen Zeustempels verglichen hat

1) Auch die in den Tympanonboden fest eingelassenen Fußplinthen mit herauszureißen, wird man sich damals schwerlich Zeit genommen haben. Erst beim Einsetzen der Ersatzfiguren wird man die beschädigten Fußplinthen entfernt und neue dafür eingelassen, die Form der Ausschnitte und der darin einzufügenden Plinthen dabei aber schwerlich verändert haben. Das bedeutet, daß die Ersatzgruppe auch compositionell genau der ursprünglichen Figurengruppe entsprochen haben muß. Bei dem unten angeregten Versuch, die ursprüngliche Ostgiebelgruppe wieder zu rekonstruieren, wird man jedenfalls auch darauf zu achten haben, ob sich an den noch vorhandenen Blöcken des Tympanonbodens erkennbare Abänderungen der ursprünglichen Plintheneinlassungen, und ob sich noch Plinthenreste der ersten Figuren feststellen lassen. — Vielleicht gelingt es dann auch die Streitfrage zu entscheiden, ob der Ostgiebel wirklich nur 11 Figuren, wie Furtwängler annahm, enthielt und nicht auch 13 Figuren wie der Westgiebel.

(S. 261 ff. nr. 121 u. 121 a). Helm und Schädel sind von oben bis unten vollkommen glatt durchgespalten, wie durch einen mächtigen Axthieb aus unmittelbarer Nähe — durchführbar, wenn die Figur nur auf niedrigem Sockel unten am Boden stand. (Freilich muß der Marmor an dieser Stelle schon einen „Stich", d. i. eine schiefrige Fuge gehabt haben, sonst wäre ein solches glattes Zerspalten kaum möglich gewesen.) Das war wirklich ein „Nichtgiebelkrieger". In diesem Falle besteht die von Furtwängler sonst zu Unrecht gebrauchte Bezeichnung vollauf zu recht. Es muß sich um das Ehrenmal eines äginetischen Helden aus der Zeit von Salamis handeln, dem die bewundernde Heimat durch Aufstellung seiner Statue ihren Dank dargebracht hat, eine genaue Parallele zu dem etwa gleichzeitigen Leonidas in Sparta. Für Ägina können nach Herodot zwei Namen in Frage kommen: Pytheas, des Ischenoos Sohn, der auf einem der drei bei Skiathos als Vorhut aufgestellten hellenischen Schiffe im Kampf mit den Persern so heldenhaft sich gewehrt hatte, daß er schon förmlich in Stücke gehauen, vom Feinde mit größter Bewunderung verbunden und gepflegt wurde, bis bei Salamis seine Befreiung gelang, und er in seine Heimat Ägina zurückkehren konnte[1]). Der äginetische Landsmann, der ihn damals befreite, war Polykritos, des Krios Sohn, der dafür unter allen hellenischen Mannschaften den Tapferkeitspreis davon trug, selbst vor den Athenern. Wie dieser stolze, kühne äginetische Adlige im Augenblick des Angriffes selbst vor Themistokles ein sehr freies Wort nicht scheute, hat uns Herodot lebendig erzählt[2]). Jeder dieser beiden äginetischen Seehelden wäre eines Denkmals, wie es das jenes edlen Kopffragmentes gewesen sein muß, würdig gewesen. Vielleicht tun wir nicht Unrecht, wenn wir vermuten, daß alle beide, deren Schicksal schließlich so eng mit einander verknüpft war, ihr Ehrenmal vor dem Tempel hatten, von dessen Höhe aus die denkwürdige Stätte bei Salamis gut zu sehen war.

Zu diesem Ehrendenkmal (eine Gruppe?), das auf dem großen Postament (2,20 $\times$ c. 1,70 m) gleich r. vom Propylon auf der Ostterrasse[3]) gestanden haben könnte, gehören anscheinend auch die Fragmente des Marmorschildes mit Figuren in Flachrelief als Emblem — wie sie an den wirklichen Giebelfiguren nie vorkommen —, die gerade dort östlich vom Propylon gefunden wurden (H. d. A. S. 268 nr. 144/5, Taf. 91).

---

1) Herodot VII, 181.

2) Ebenda VIII, 92/3.

3) H. d. A. S. 74/5.

Daß Nikodromos mit seiner desperaten Bande auch im Innern des Tempels verheerend gehaust hat, möchte ich aus einem doppelten Umstand schließen [1]). Das ist die überaus starke Vergitterung des Aphaiatempels in Vorhalle und Hinterhaus und in Verbindung damit die nachträglich von der Cella zum Opisthodom äußerst mühsam durchgebrochene Tür.

Solche Vergitterungen gibt es freilich auch sonst an griechischen Tempeln. Meist nur am Pronaos (Pästum, Ceres-T.; Akragas, Herakles-T. u. Concordia-T. [2]); Kalydon, Artemis-T. [3]); Olympia, Zeus-T.), seltener nur am Opisthodom (Selinus-E.; Olympia-Heraion; Priene, Athena-T. [4])), zuweilen aber doch auch gleichzeitig an diesen beiden Enden des Tempels (Akragas, Juno-T.; Parthenon) [5]); Magnesia a. M., Artemis-T. [6]). Immer aber so, daß eine Flügeltür durch eines der Gitter- oder Schrankenfelder hindurchführt. Wie solcher Gitterschutz zu Gunsten der in Vor- und Hinterhalle aufgestellten kostbaren Weihegeschenke als feste Tradition sich einbürgerte, kann man noch aus Vitruv ersehen, der die Anbringung solcher Gitterabschlüsse in Marmor oder Holz mit Türen darin

1) Der nur halblebensgroße weibliche Kopf mit der Haube, H. d. A. Taf. 84, nr. 179, S. 362 (vgl. Die Ägineten S. 44/5 nr. 179) schon im Stil des Kritios und Nesiotes kann nicht vom Kultbild des Tempels stammen, woran man an sich denken könnte. Ein Vergleich der auf dem Cellaboden erhaltenen Standspuren mit den Maaßen der sitzenden Berliner Göttin — gleichen Stils mit den Giebelfiguren und gleicher Haubentracht wie unser Kopf — lehrt nur, wie wir uns das Sitzbild der Aphaia im Ganzen zu denken haben. Vgl. Th. Wiegand im Text zu Ant. Denkm. d. Inst. III, Taf. 37—44. Die Berliner Göttin ist lebensgroß, die Breite ihres Thrones beträgt 69 cm. Ungefähr lebensgroß muß auch das Aphaiakultbild gewesen sein, die Breite ihres Sitzplatzes mißt 92 cm. Jener Haubenkopf ist aber nur knapp halb so groß wie der Kopf der Berliner Göttin: von Haaransatz bis zum Kinn gemessen nur 10,1 cm gegen 22,5 cm dort. Der Haubenkopf ist also um die Hälfte zu klein für das vorauszusetzende Tempelbild der Aphaia. Von diesem Kultbild der Aphaia könnte dagegen sehr wohl der zierlich nach dem Mantel- oder Schleierrand fassende, vorzüglich gearbeitete Unterarm in der Glyptothek (161 + 163) H. d. A. nr. 184/5 (Tafel 102, Abb. 287 auf S. 363) stammen. Der kleine Haubenkopf kann natürlich trotzdem ebenfalls Aphaia dargestellt haben und von einer in der Cella aufgestellten kleinen Votivstatue herrühren. Die Züge mit den starkbetonten Backenknochen und dem individuell gebildeten Mund haben freilich etwas so Persönliches, daß es auch das Bild einer sterblichen Stifterin gewesen sein könnte; aber auch dann erst nach 480 ausgeführt.

2) Puchstein-Koldewey S. 201.

3) Vgl. Fr. Poulsen, Erster Bericht über die Ausgrabungen von Kalydon S. 14. (Kgl. Danske Videnskab. Selskab., Hist.-filol. Medd. XIV, 3.)

4) Priene S. 116/7. 5) Michaelis, Parthenon S. 22.

6) Kothe-Watzinger, Magnesia a. M. S. 77 ff. — Ganz singulär ist das Schließen sämtlicher Intercolumnien der Peristase durch Schranken beim Tempel F in Selinunt (Koldewey-Puchstein S. 116 ff.).

geradezu fordert (IV, 4, 1): „intercolumnia . . . pluteis . . . intercludantur ita, uti fores habeant, per quas itinera pronao fiant". Ganz singulär jedoch ist es, wenn — wie bei unsrem Aphaiatempel — an der Opisthodomvergitterung eine solche Tür fehlt [1]), wenn ein niedriges Schrankenwerk zwischen den Säulenintercolumnien unten geschlossen durchgeht, und wenn, um überhaupt noch in den so ängstlich abgeschlossenen Opisthodom hineingelangen zu können, noch nachträglich eine Verbindungstür zwischen Cella und Opisthodom durchgebrochen werden muß, die aber hier nicht einmal in der Mitte der Wand sitzt. „Ohne Rücksicht auf den Fugenplan, der sonst genau beobachtet ist, sitzt die Tür in der Rückwand der Cella; sie ist aus der bereits versetzten Orthostatenschicht der Cellamauer herausgeschnitten, so daß die klaffenden Fugen der in der Mauer nur roh zusammenschließenden Platten durch Schwelle und Gewände hindurchlaufen" (Fiechter in H. d. A. S. 43). Ohne Not und ohne zu überzeugen nahmen Fiechter [2]) wie Furtwängler [3]) an, daß diese häßliche Änderung noch während des Bauens selbst gemacht worden sei. Andre Architekten wie L. v. Klenze [4]), Dörpfeld [5]) und mein Vater haben diesen brutalen Durchstoß niemals anders als nachträglich vorgenommen angesehen. Der sehr lange, beiderseits weit über die schmale Türöffnung übergreifende Türsturz von fast 3 m Länge spricht nicht dagegen. Er beweist nur, wie ungeheuer vorsichtig man bei der Auswechslung der Quaderschichten in dieser Mauer sein mußte, als man eine so tiefgreifende Veränderung in ihrem ganzen Aufbau vornahm. Diese Verbindungstür war aber unerläßlich, sobald der Opisthodom in der nachgewiesenen Weise einmal vergittert war. D. h. in den vergitterten Intercolumnien hinten gab es keine Gittertür wie vorne beim Pronaos, sondern in der Mitte nur ein unbewegliches festes Gitter, seitlich aber geschlossene Brüstungsplatten unten zwischen den Säulen und Anten (vgl. Fiechter S. 45, Abb. 14), darüber erst das Gitter. Von außen, von der Peristase aus, konnte man also den Opisthodom schlechterdings nicht mehr betreten. Man hätte ihn überhaupt nicht mehr betreten können, wenn jene schmale, holzverschalte Tür von der

1) Fiechters Darstellung schwankt hier freilich etwas: sein Text (S. 45) sagt, „das mittlere Intervall war möglicherweise mit einer Gittertür, wahrscheinlich aber mit einem unbeweglichen festen Gitter geschlossen"; seine Abb. 14 und seine Modellrekonstruktion in der Glyptothek (Die Ägineten T. III) geben geschlossen durchgehende Steinschranken an. In beiden Fällen also fehlte eine Tür.

2) S. 43. 3) S. 497.

4) Aphorist. Bemerkungen gesammelt auf einer Reise nach Griechenland (1838) S. 178.

5) Nach brieflicher Mitteilung.

Cella aus nicht noch nachträglich wie mit verzweifelter Gewalt durchgebrochen worden wäre.

Der Grund dieser unschönen nachträglichen Abänderung des ursprünglichen harmonischen Bauplanes ist also bei dieser Erklärung ganz klar, nach Fiechters und Furtwänglers Auffassung hingegen unverständlich [1]). Beides zusammen, dichte Vergitterung und nachträglicher Türdurchbruch, lassen deutlich noch die angstvolle Sorge und Not erkennen, aus der heraus man sich zu solch verzweifelten Maaßregeln entschlossen hat. Man wollte vor einer Wiederholung verwegener Übergriffe auf die Kostbarkeiten des so einsam gelegenen Tempels in Zukunft sicher sein. Darum scheute man auch vor der Gewaltsamkeit der mühevollen nachträglichen Durchbrechung der Cellarückwand nicht zurück. Man wußte sich eben nicht mehr anders zu helfen. Selbst wenn der im Amphipoleion draußen vor dem Propylon als Wärter hausende Tempelwächter fliehen oder erschlagen werden sollte, war das Tempelinnere zunächst doch wohlverwahrt und unzugänglich.

In diesem Zusammenhang rückt auch das auf dem höchsten Punkt des Bergrückens, der den Tempel trägt, c. 240 m westlich von diesem errichtete „Westgebäude C", erst in die rechte Beleuchtung: ein Signalposten mit unumschränkter Rundsicht und langen Mauern fortifikatorischer Art, die sich gegen das Tempelgebäude hin erstrecken (H. d. A. S. 114/5, Taf. 1). Wenn nicht schon gleich bei der Erbauung des Tempels, wie Furtwängler S. 491 annahm, so spätestens nach dem Überfall des Nikodromos müssen diese Schutzvorrichtungen angelegt worden sein.

Bestehen diese Zusammenhänge zu recht — und ich wüßte keine Erklärung, die den verschiedenen ungewöhnlichen Erscheinungen am Aphaiatempel gleichzeitig so gut Rechnung tragen könnte, — so ergibt sich auch ein neuer Zeitansatz für die Erbauung des Tempels wie für die Herstellung seiner Giebelskulpturen, anders als er seit Furtwänglers approximativer Abschätzung sich einzubürgern begonnen hat. Zwar hat eine vorsichtige Loslösung von dieser provisorischen Datierung schon eingesetzt, wenn P. Wolters, wie oben erwähnt, in der 12. Auflage des Bandes „Altertum" in Springers Handbuch (1923) S. 234 die Vermutung aufnimmt, daß die fortgeschrittenen Statuen des Ostgiebels „Ersatz seien für eine

1) Wäre wirklich ein Bedürfnis ritueller Art, hier das vermeintliche, stark verspätet zur Geltung gekommene Verlangen nach einem in sich abgeschlossenen „Adyton" vorhanden gewesen, so wäre das sicher nicht erst während des Bauens hervorgetreten und berücksichtigt worden!

dem westlichen Giebel gleichartige, wohl durch kriegerische Ereignisse der Zeit beschädigte Gruppe", und dann fortfährt: „Die Entstehung des ganzen Tempels müßte dann einige Zeit vor die Perserkriege, die des Ostgiebels in deren Zeit fallen"[1]). Auch Langlotz (a. a. O. S. 71) war ja im Hinblick auf den Ostgiebelersatz zu demselben Ergebnis gekommen: „so war der Tempel 490 bereits vollendet und seine Erbauungszeit kann demnach in dem Jahrzehnt vorher liegen". (S. oben S. 168.)

Es bedarf keine weiteren Darlegung, um eben denselben terminus ante quem — 490 vor Chr. — auch bei der von mir angenommenen Zerstörungsursache des Ostgiebels, die weder Langlotz noch Wolters kannten, zu rechtfertigen. Der Aufstand des Nikodromos fällt anscheinend in die Zeit von 488/7, die an seine Niederwerfung sich entspinnenden Kämpfe mit Athen ziehen sich in die folgenden Jahre hinein[2]). In ihrem Verlaufe können erst die Raubzüge des Nikodromos von Sunion aus eingesetzt haben. Eine ganz genaue Datierung des Überfalles des Aphaiaheiligtums zu geben ist natürlich unmöglich, aber eine ungefähre Ansetzung, mit der wir uns hier begnügen müssen, um 485 vor Chr. kann nicht viel fehlgehen.

Die Macht der äginetischen Adelsherrschaft, die politische Selbständigkeit und kulturelle Blüte der Insel stand damals noch ungebrochen da. Aus diesem Grunde bin auch ich derselben Überzeugung, wie Langlotz (S. 71), daß nämlich die Erneuerung des Ostgiebels schon bald nach dem Unheil erfolgt ist, ja daß die vornehmen Aristokraten alles getan haben werden, um die ihren stolzen Ahnen, den Aiakiden, und ihnen, den Erbauern, selbst angetane Schmach so rasch wie möglich zu tilgen und den Verlust durch eine nur um so vollkommenere Leistung, wie sie die Figuren des Ostgiebels tatsächlich darstellen, auszugleichen. Wie sehr man sich damit beeilte, läßt, glaube ich, noch das Rankenwerk des Ersatz-Ostakroters erkennen, bei welchem der einfacheren und schnelleren Ausarbeitung zu liebe die flach gekehlten Stengel der Ranken ein canalis ohne jede plastisch hervorstrebende Mittelrippe sind, welche die ursprünglichen Akrotere doch beide hatten. Nun aber wurde dieser mittlere Steg durchweg fortgelassen. Vgl. H. d. A. Taf. 51

1) In den beiden vorausgehenden Auflagen hieß es noch: „Die Entstehung des ganzen Tempels müßte dann einige Zeit vor 480, die des (neuen) Ostgiebels kurz nachher fallen".

2) Zur Unsicherheit der zeitlichen Ansetzung dieser Ereignisse — Aufstand des Nikodromos event. erst 486 v. Chr., Fortdauer der Kämpfe mit Athen bis 481 — vgl. How and Wells, Commentary on Herodotus (Oxford 1912) II p. 100.

im Vergleich mit Taf. 49 und 53. Solche Vereinfachung der Formgebung lag zudem ganz in der damals sich vollziehenden Stilentwicklung, die überall von dem Reichtum kleiner, gehäufter, zierlicher Motive zu ruhiger Schlichtheit und einfacher Größe drängt.

Die richtige zeitliche Folge dieser drei Akroterien hat auf Grund eben dieser Unterschiede im Querschnitt der Ranken wie der Formung der Palmettenblätter schon E. Fiechter, a. a. O. S. 292 festgestellt. Darnach ist das altertümlichste Firstakroter deutlich dasjenige der ursprünglichen Ostfront — der Rankenstengel noch ganz flach, ohne jeden canalis, die Mittelrippe nur durch zwei schmale Furchen seitlich gegen die breiten, flachen flankierenden Bänder abgesetzt. Vgl. besonders die Querschnittprofile in H. d. A. Abb. 238 auf S. 231; Die Ägineten S. 43 ff.

Da sich dasselbe — eine merklich altertümlichere, aber auch frischere und feinere Formgebung als am Westgiebel — auch bei jenen „Nichtgiebel"-Kriegerköpfen[1]) und Figurenfragmenten feststellen läßt, welche, wie wir nun wissen, dem ursprünglichen Ostgiebel angehören, so gewinnen wir die einleuchtende Tatsache, daß der Giebel vorn an der Façade zuerst in Auftrag und Ausführung gegeben wurde und dann erst die Ausarbeitung des hinten im Westen liegenden Giebels. Das ist ganz natürlich und vermutlich auch sonst[2]) üblich gewesen: möglichst bald wollte man vorne zum Empfang der Festscharen mit dem Heiligtum im Reinen sein, aus praktischen kultlichen Gründen war das geradezu notwendig. Hinten an der abgelegenen Westseite gab es solch drängende Momente nicht, da konnte man sich Zeit lassen; da schadete es nichts, wenn der Bildhauer erst etwas später fertig wurde und wenn erst später abgerüstet wurde.

Daß nicht gleichzeitig an beiden Giebeln gearbeitet worden ist, sondern erst der eine und dann der andre fertiggestellt wurde, scheint mir auch aus der Anlage des „Südbaues" hervorzugehen, in dem Furtwängler die Werkhütte der Bildhauer, ihr „Ergasterion", erkannt hat. (H. d. A. S. 102 ff. und 492.) „Der große mittlere Raum ist gerade lang genug, um eine Giebelgruppe aufzunehmen". Also nicht zwei zugleich. In dem kleineren Raum daneben könnte gleichzeitig immer das zugehörige Akroter ausgearbeitet worden sein. Auch die Ersatzstücke für den zerstörten Ostgiebel sind sicher in dem langen Raum dieses improvisierten Ateliers hergestellt worden.

1) Vgl. besonders Furtwängler S. 259/60 mit der Nebeneinanderstellung der Köpfe in Abb. 217—220.

2) So nimmt jetzt E. Buschor (Ath. Mitt. 1926, 163 u. 166) denselben Vorgang für den Zeustempel in Olympia an.

Als Schlafstelle für die Werkleute und Pilger (Fiechter S. 104) empfiehlt sich eine andre Örtlichkeit: das völlig wind-geschützt in einer Mulde nur ganz wenig weiter westlich gelegene „Westgebäude A“ mit eigenen Wasserbehältern etc. (S. 105/6).

Nur in München, unter Heranziehung und sorgfältigster Vergleichung sämtlicher Fragmente im Original, bezw. in Gips wird sich die schwierige, unmittelbar sich nun ergebende Aufgabe lösen lassen, aus den noch vorhandenen Bruchstücken den ursprünglichen Ostgiebel wieder zu rekonstruieren. Daß er kompositionell identisch war mit seinem jüngeren Ersatzstück, darf man jetzt schon mit Bestimmtheit aussprechen. Vgl. oben S. 171, Anm.

Als Zeit dieser Ersatzarbeit scheinen mir nach dem oben Ausgeführten die Jahre 485—480 allein in Frage zu kommen. Damit wäre als alleräußerste untere Zeitgrenze für den Münchener Ostgiebel Furtwänglers rund das Jahr 480 gewonnen: d. h. schon v o r der bei Salamis drohend sich zusammenziehenden nationalen Gefahr, noch in weniger bedrohlicher Zeit muß auch die Restaurierung beendet, damit der ganze Tempel wieder in vollem Glanze hergestellt gewesen sein. Salamis scheint demnach der End punkt, nicht der Ausgangspunkt des Ganzen, der terminus a n t e quem auch für die Renovierung zu sein. Denn wer den bisherigen Ausführungen aufmerksam und kritisch gefolgt ist, wird hier einwerfen: wie steht es aber mit der Zertrümmerung der Ehrendenkmäler auf der Ostterrasse, wenn sie doch erst (vgl. oben S. 172) nach 480 aufgestellt worden sein sollen?! Dieser Einwurf ist völlig berechtigt. Er nötigt uns noch einen weiteren, zweiten Zerstörungsakt anzunehmen. Dieser kann, als erst nach 480 erfolgt, aber nicht mehr dem Nikodromos zur Last gelegt werden. Denn daß das Unkraut dieser lokalen Spezial-Fehde auch nach dem großen reinigenden nationalem Gewitter bald wieder und noch Jahre lang weiter gewuchert haben soll, ist doch zu unwahrscheinlich. Dagegen darf man wohl den Athenern selbst solche Zerstörungswut zutrauen, nachdem es ihnen von 457 ab endlich gelungen war, den verhaßten äginetischen Gegner entscheidend zu schlagen und seine ganze Insel in ihre Hand zu bekommen. Wie rücksichtslos Athen in jenen Jahrzehnten gegen die Ägineten, wie grausam es selbst später noch gegen die nach Thyrea versprengten Reste ihres Stammes vorgegangen ist, wissen wir. (Thukyd. IV, 57.) Wie viel weniger werden seine Truppen Ehrenstatuen eben jener Männer geschont haben, deren glorreiche Auszeichnung nach dem Sieg bei Salamis sie immer als bewußte und ausgesuchte Kränkung empfunden hatten! An diesen Denkmälern

ihre eifersüchtigen Rachegelüste auszulassen hinderte Athen nichts: solche Statuen hatten ja vor allem politischen, nicht eigentlich sakralen Charakter. Dies würde auch die stärkere Zerstörung der wirklichen Nichtgiebelfiguren erklären (H. d. A. T. 80/81), während man den Tempel selbst und seine Skulpturen damals sichtlich geschont, ja mit einem neuen Inventarverzeichnis ausgestattet hat. Vgl. unten S. 194.

An sich würde es naheliegen, die Wiederherstellung der Tempelfaçade in die Jahre erst nach Salamis zu setzen. Der stolze — letzte — Aufschwung Äginas eben damals, die große in seine Hände übergegangene Beute von Platää, die freie Sicht von der Tempelterrasse aus hinüber auf die Stätte der Seeschlacht, dies könnte alles für diese bisher beliebte Ansetzung sprechen. Und doch ist sie ausgeschlossen: aus stilistischen Gründen. Eben jener edle, bärtige, zerspaltene Kriegerkopf zeigt deutlich, wie der Stil der 70er Jahre ausgesehen hat. Und der ist, wie Furtwängler längst dargetan hat, merklich entwickelter, fortgeschrittener als der Stil der Ostgiebelersatzfiguren. D. h. deren Aufstellung und die Aufstellung der Ehrenstatuen der äginetischen Seehelden kann unmöglich gleichzeitig sein; das erste Ereignis, und damit erst recht die vorausgehende Ostgiebelzerstörung, welche eben die Restaurierung des Ostgiebels notwendig machte, muß gut ein Jahrzehnt früher liegen als das zweite, die Aufstellung der Votivgruppen auf der Terrasse, und damit mindestens zwei oder drei Jahrzehnte früher als die Zerstörung eben dieser Denkmälergruppe auf der Ostterrasse.

Welches ist aber der Anfangspunkt für die Datierung der Tempelskulpturen?

Den Anlaß zur Erbauung des Tempels, wie es noch 1911 in der letzten von ihm besorgten (9.) Aufl. von Springers Handbuch (S. 213) Ad. Michaelis getan, erst in dem glorreichen Hervortreten der Ägineten in der Schlacht bei Salamis zu suchen, ist hinfort völlig ausgeschlossen. Das Gleiche gilt für die Jahre um Marathon. Die Erbauung des Aphaiatempels muß noch früher erfolgt sein. Einen wenigstens ungefähren Zeitansatz für sie zu finden, haben wir am ehesten Aussicht, wenn es gelingt, jenes andere Ereignis zu fixieren, welches diesen Bau ganz unmittelbar veranlaßt haben muß, d. i. die gewaltsame, ganz offenbar im Verlaufe kriegerischer Ereignisse erfolgte Zerstörung seines Vorgängers, des archaischen Aphaiatempels aus der 1. Hälfte des 6. Jhs.

Daß diese Zerstörung nicht, wie Furtwängler (S. 496) vorschlug, den Persern von 490 zur Last gelegt werden darf, leuchtet jetzt vollends ein. Die Katastrophe muß früher und durch einen andren Feind erfolgt sein.

Von den notorischen Feinden Äginas, die für eine solche systematische Zerstörung in Frage kommen, scheiden Korinth und Athen ohne weiteres aus. Vor der Schaffung der athenischen Flotte durch Themistokles war Athen ganz außerstande, Ägina einen solch empfindlichen Schaden zuzufügen. Auch die Korinther haben nachweislich niemals auf der Insel kriegerisch Fuß gefaßt. Wäre Athen oder Korinth eine solche empfindliche Zerstörung auf Ägina in archaischer Zeit, d. h. im 6. Jh. v. Chr., gelungen, so hätten wir darüber sicher eine schadenfrohe Nachricht von attischer Seite.

Der Gegner muß also ein andrer gewesen sein, und es kann kein andrer sein als der alte, gefürchtete Rivale in den östlichen Handelsbeziehungen: Samos. Von der mehr als ein Jahrhundert hindurch sich zu größter Erbitterung steigernden Spannung zwischen Ägina und Samos berichtet Herodot wiederholt und eingehend. Bei ihm finden wir auch — nicht mit dürren Worten ausgesprochen, aber wenn wir seine Angaben folgerichtig verwerten —, was wir suchen.

Dem Tyrannen Polykrates war es mit brutaler List und Härte i. J. 525 gelungen, sich seiner politischen Gegner auf Samos zu entledigen (Herod. III, 57 ff.). Die heimatlos gewordenen unglücklichen Samier hatten sich dann an dem reichen Siphnos schadlos gehalten. Mit dem von ihnen dort schließlich erpreßten Geld gingen sie systematisch darauf aus, den reichen, ohnedies mit Samos seit langem verfeindeten Ägineten ebenso einen Streich zu spielen [1]), wie sie es vorher den schwerreichen Siphniern getan hatten.

---

1) So richtig aufgefaßt von How und Wells, Commentary on Herodotus I, p. 271/2. — Die erbitterte Feindschaft zwischen Ägina und Samos reicht nach Herodot III, 59 bis hoch in den Anfang des 6. Jhs. hinauf. Denn etwa in das 1. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist der Tyrann Amphikrates zu setzen (Pauly-Wissowa 2. Reihe I, 2214), von dem es heißt, daß die unter ihm gegen Ägina zu Felde ziehenden Samier *μεγάλα κακὰ ἐποίησαν Αἰγινήτας καὶ ἔπαθον ὑπ' ἐκείνων.* Um jene Zeit muß der älteste kleine *οἶκος* der Aphaia-Kleoitas-Inschrift niedergelegt und dann, nach Furtwängler und Fiechter im 1. Drittel des 6. Jhs., der Grund zum ersten Neubau des Aphaiatempels, dem archaischen Bau des 6. Jhs., gelegt worden sein. Sollte auch damals schon eine Zerstörung des Aphaiaheiligtums durch samische Überfälle erfolgt sein? Die Ereignisse von c. 524 sich also schon einmal auf früherer Stufe ganz ähnlich, nur nicht so heftig wie später (anscheinend ohne Brand) abgespielt haben? Über Vermutungen kommt man hier nicht hinaus, aber es würde die angesammelte Erbitterung auf Seiten der Ägineten und das Triumphgefühl, mit dem sie zur Wiederherstellung gerade dieses Heiligtums besiegte Samier mit herangezogen hätten, wie das unten S. 191 ff. vermutet wird, noch verständlicher machen.

In dem noch sehr archaischen weiblichen Kopf H. d. A. S. 359/60 nr. 169 Taf. 82, den Furtwängler als noch ganz unäginetisch, rein inseljonisch ansprach,

Von der Stadt Hermione kauften jene aus ihrer Heimat vertriebenen Samier die Insel Hydrea und setzten sich, da dies Felseneiland wirtschaftlich offenbar zu unergiebig war, auf Kreta in Kydonia mit seinem ausgezeichneten Hafen fest. Beide Punkte lagen auf dem Seewege der äginetischen Handelsschiffe, wenn sie südwärts, etwa nach Naukratis, zogen, und konnten, wenn in feindlicher Hand, für diese sehr unbequem werden. Ja, das Vorgehen der Samier konnte als ein Versuch angesehen werden, Ägina nach dieser Hauptrichtung hin zu blockieren, zu isolieren. Für die Abschnürung im Westen und Norden mochten Korinth und Athen ihrerseits sorgen[1]).

Es war natürlich, daß Ägina das nicht hingehen lassen konnte: ein samischer Stützpunkt am besten Hafen von Kreta, ein feindseliges Kydonia war für es unerträglich. So kommt es denn schon 519 zur völligen Vernichtung des neuen Gründungsortes und zur vollständigen Ausrottung seiner samischen Bevölkerung durch die mit den einheimischen Kretern verbündeten Ägineten. Nur 6 Jahre hatte die samische Herrlichkeit in Kydonia gedauert, wo die Samier eben erst alle Heiligtümer der Stadt, dazu den weiter nördlich gelegenen Tempel der Diktynna erbaut hatten[2]), wie Herodot ausdrücklich hinzufügt. Die besiegten Samier wurden zu Kriegssklaven gemacht, die Vorderteile ihrer Kriegsschiffe im Tempel der Athena auf Ägina als Trophäen aufgestellt.

Es steht nun freilich nirgends in diesem herodoteischen Bericht darin, daß jene Ägina so feindseligen Samier, als sie vor Hydrea, also der NO-Küste des Peloponnes, mit ihrer Flotte kreuzten, diese Gelegenheit benutzt hätten, auch einen Handstreich auf Ägina selbst auszuführen und jenen Aphaiatempel zu zerstören, der so einsam exponiert und einem gerade von Osten kommenden Feind förmlich ausgeliefert dalag. Aber wenn irgend eine Situation in jener Zeit — und sie muß in jedem Falle im letzten Viertel des 6. Jhs. angenommen werden — für eine solche Zerstörung gegeben erscheint,

und den Langlotz (Frühgriechische Bildhauerschulen Taf. 71) zu Chios rechnet, möchte ich einen Rest des archaischen unterlebensgroßen Kultbildes sehen. Der Gedanke an eine Akrotersphinx hat weniger für sich, da der archaische Tempel in seiner ganzen Ausstattung einfacher gehalten gewesen sein muß als sein Nachfolger, jedenfalls keinen plastischen Giebelschmuck gehabt zu haben scheint. Vgl. Furtwängler, H. d. A. 483. Auch würden marmorne Eckakroterien figürlicher Art ganz und gar nicht passen zu einem schlichten scheibenförmigen, rein ornamentalen Firstakroter aus Terrakotta, das durch ein Fragment gesichert ist. (H. d. A. S. 486, Abb. 403.)

1) Vgl. How u. Wells, a. a O. p. 271/2.

2) Am Berge Tityros. Vgl. Strabo X, 12 p. 479.

so war es diese. Das genaue Jahr läßt sich wiederum nicht ausmachen. Wären uns die Schriften der verlorenen äginetischen Lokalhistoriker wie Pythainetos oder Theagenes erhalten, so wüßten wir es vielleicht. So aber kann man nur sagen: zwischen 524 und 519, also um 522 am wahrscheinlichsten.

Nach dem Vorgange von Hermann Kurz[1]) hat Furtwängler den herodoteischen Text in einem Punkt von entscheidender Wichtigkeit verbessern zu müssen geglaubt: die samischen Schiffstrophäen seien im Tempel der Aphaia angebracht worden. So sei zu lesen, nicht in dem der Athena[2]), wie die Textüberlieferung freilich einstimmig lautet. Ja, Furtwängler ging schließlich soweit zu leugnen, daß es einen Athenatempel auf Ägina überhaupt gegeben habe. (Die Ägineten S. 12).

Der von Herodot erwähnte Athenatempel auf Ägina kann natürlich nicht mit dem abgelegenen Aphaiatempel identifiziert werden, sondern muß geradezu das Hauptheiligtum der Hauptstadt der Insel gewesen sein. Nur dieses kann für eine so stolze Trophäe des bedeutendsten Sieges, den die Ägineten jemals erfochten haben, in Frage kommen. Dieser Tempel der kriegerischen Pallas kann aber dann kein andrer sein als derjenige, dessen letzte traurigen Reste heute noch auf dem Vorgebirge Skendiriotti unmittelbar nördlich von der Stadt stehen, und die man irrtümlich immer noch als Überreste des von Pausanias II, 29, 6 als am Hafen gelegen erwähnten Aphroditetempels auffaßt. Dieser Aphroditetempel muß unmittelbar unten am Hafenquai gestanden haben. Die die ganze Stadt beherrschende Höhe aber, auf der, wie die bayerischen Ausgrabungen immer deutlicher ergeben, bis in die graueste Prähistorie hinauf mindestens ein Jahrtausend hindurch die festumwallte Burg, die Zitadelle der Stadt, gestanden hat, kann nur die kriegerisch gerüstete Schirmerin des ganzen Gemeinwesens, eben Pallas Athena, inne gehabt haben. Schon Cockerell (The tempels p. 10 und 41) hatte hier das Richtige gesehen und gegen die falsche, durch den wenig gründlichen Chandler aufgebrachte Bezeichnung „Aphrodite"-tempel mit Recht protestiert. Bei den neuen bayerischen Ausgrabungen ist tatsächlich, wenn auch noch vereinzelt, eine Weihinschrift an Athena, — auf dem Rand einer Schale aus dunklem Stein[3]) — gefunden worden, gegen

1) Im Neuen Schweizerischen Museum III (1863), S. 96 ff.: „Ein Schreibfehler im Herodot?"

2) H. d. A. S. 7 ff.

3) Laut Tagebuch von L. Curtius am 8. Okt. 1904.

die auch die Arch. Anz. 1925, 4 angeführte, am 5. April 1904 in spätes, venezianisches Mauerwerk verbaut gefundene Weihinschrift an Ἀφροδίτα ἐπὶ λιμένι nicht aufkommen wird.

Man versteht, wie gerade diese die Häfen Äginas mit den darin ankernden äginetischen Flotten beherrschende Tempelhöhe der rechte Ort war, um jene Schiffstrophäen aufzunehmen, die Niederlage des Gegners zur See eindrucksvoll und nachdrücklichst zum Ausdruck zu bringen[1]). Diese Athena von Ägina ist nichts anderes als eine echte Schwester der berühmten Athena von Lindos: beides evident noch vorgriechische Göttinnen, beide auf beherrschenden Höhen nahe den Häfen ihrer Städte verehrt als die Hauptgottheit dort, d. h. eben als Beschützerinnen der Seefahrer, welche diese beiden Inseln groß gemacht haben. Rhodos ist auch sonst Ägina in manchem sehr ähnlich, später geradezu dessen jüngere Nachfolgerin geworden als angesehenste See- und Handelsmacht dorischen Stammes auf vordorischer Unterschicht.

Eine genaue Untersuchung der Formen des Kapitells wie des Säulenschafts, die von diesem äginetischen Athenatempel, wie er ausschließlich von nun an genannt werden sollte, hat ergeben, daß er ein wenig früher erbaut worden sein muß als der Aphaiatempel oben in den Bergen, jedenfalls noch im 6. Jh. Sein Stil ist etwas altertümlicher[2]). Somit stellt sich heraus, daß die beiden äginetischen Tempel, der der Athena unten bei der Stadt wie der der Aphaia oben im Bergwald kurz hintereinander wie in einem Zuge erbaut worden sind. Das läßt schließen auf einen gemeinsamen Anlaß, auf ein und dieselbe günstige politische Konstellation. Solche kann aber in diesem Falle keine andere gewesen sein als der glänzende Sieg Äginas bei Kydonia, die völlige Überwindung der samischen Gegner dort: tatsächlich die größte Waffentat bis dahin in der ganzen äginetischen Geschichte.

Zur Verherrlichung des Sieges über die Samier von Kydonia im Jahre 519 sollten, will es mir scheinen, die beiden neuen Tempelbauten auf Ägina in gleicher Weise dienen. In Berücksichtigung des kleinen zwischen ihnen bestehenden stilgeschichtlichen Unterschiedes wird man den Athenatempel als den größeren, wichtigeren und voraufgehenden Bau zwischen 519 und 510, den Aphaiatempel als spätestens zwischen 510 und 500 entstanden ansehen dürfen.

---

1) Zu Athena's Beziehungen zum Schiffsbau vgl. Preller-Robert I, 217.

2) Nach P. Wolters, Arch. Anz. 1925, 3: Münchener Neueste Nachrichten 1925, Nr. 53 „Ägina. Ein Kapitel über Ausgrabungen."

Damit fällt freilich eine Annahme dahin, der man bisher gerne nachgehangen hat. Nämlich die Vermutung, daß Pindar das von Pausanias II, 30, 3 erwähnte Lied auf Aphaia zur Einweihung ihres Tempels gedichtet habe. v. Wilamowitz (Pindaros S. 275) hatte freilich schon vorsichtig gemahnt: „es braucht ja nicht gleich bei der Einweihung des Tempels gesungen zu sein". Um 500, die Zeit, die für das Fertigwerden und Einweihen des Tempels wirklich in Betracht kommt, wäre Pindar wirklich noch zu jung gewesen. Noch i. J. 498, als er das erste der uns erhaltenen Epinikien (Pyth. X) dichtete, war er „blutjung" (Wilamowitz a. a. O. 114). Ganz anders in dem Jahrzehnt zwischen 485 und 475. Schon Mitte der neunziger Jahre müssen sich die ersten freundschaftlichen Beziehungen zu Ägina geknüpft haben. Denn 494 kann Pindar in Delphi schon mit einem äginetischen Singchor aushelfen (Paian VI). Von c. 490 ab verdichtet sich die äginetische Freundschaft für ihn immer mehr. Vielleicht noch vor 485 ist Nem. VII, 485 Nem. V, 480 Isthm. VI, 478 oder 476 Isthm. V gedichtet: lauter Siegeslieder für vornehme junge Ägineten: Sogenes, Pytheas, Phylakidas, die drei Söhne des Lampon. Was liegt näher als zu folgern, daß in eben dieselbe Zeit, in der Pindar sich bei solchen Gastfreunden auf der Insel aufhielt — wahrscheinlich auch noch in dem großen Jahr 480, noch während der Seeschlacht bei Salamis, — als daß in eben jenen Jahren auch sein Lied auf Aphaia gedichtet sein wird! Und es muß ein ganz besonderer äußerer Anlaß vorhanden gewesen sein, sich gerade ihr, der sonst unbeachteten, und nicht nur den immer wiederkehrenden, auf Ägina gar nicht zu umgehenden Aiakiden zuzuwenden. Da solcher Anlaß die Einweihung des Tempels selbst nicht gewesen sein kann, wie wir sahen, so kann es nur seine Wiedereinweihung nach Wiederherstellung der durch Nikodromos verursachten Schädigung gewesen sein. Das führt uns mitten in jene Jahre, da Pindar wirklich auf Ägina war: 485—480. Diese Wiedereinweihung muß ein ganz großer, stolzer Tag des Triumphes für das aristokratische Ägina gewesen sein. Wie gerne wird es des befreundeten Dichters Muse angegangen haben, um durch ihn den Glanz gerade dieses Festes mit zu erhöhen! Noch glaubt man aus dem jüngsten der vorhin genannten Epinikien, Isthm. V, 34 ff. herauszuhören, wie sich Pindar gerade durch die Skulpturen der beiden Giebelkompositionen mit dem zwiefachen Kampf um Troja zu seinen Versen hat anregen lassen. Den ἀνδριαντοποιός unmittelbar bei der Arbeit gesehen zu haben, mag für ihn ein Erlebnis gewesen sein, das in Nem. V, 1 (480 v. Chr.) noch unmittelbar nachzuklingen scheint.

Ich freue mich hier in einen Pfad einzumünden, den v. Wilamowitz schon eingeschlagen hatte. Auch er bringt den Demokratenaufstand (des Nikodromos) auf Ägina in eine gewisse Verbindung mit Pindars Liedern für seine damaligen Freunde auf der Insel. Wilamowitz meint, das Vakuum in unserem Wissen, das für uns in den fünf Jahren zwischen 494 und 490, d. h. zwischen Paian VI und Nem. VII liegt, erkläre sich so, daß Ägina in Folge eben jener kriegerischen, politischen Verwicklungen kein geeigneter Platz damals für friedliche Sportfeiern und ihre Verherrlichung gewesen sei. Das gilt natürlich genau so für die Jahre 490—485, wenn sich herausstellt, daß eben in diesen Jahren, also nur wenig später, jene blutigen Unruhen und tiefgehenden Erbitterungen sich abgespielt haben. Und dann wird wohl auch Nem. VII erst c. 485 anzusetzen sein, wie Dornseiff (Pindar S. 37) annimmt.

Daß gerade diese beiden äginetischen Tempel, der der Athena und der der Aphaia, mit der Besitznahme Kydonias in Zusammenhang stehen werden, scheint auch ein Blick auf die Münzen dieser Stadt zu bestätigen. Es sind vor allem die Köpfe zweier Göttinnen, welche die Prägung Kydonias [1]) beherrschen: Diktynna-Britomartis, bald nymphenartig mit Blattkranz im Lockenhaar, bald Artemis-artig mit Köcher und Bogen, dann aber — Pallas Athena. Aphaia ist nun nichts andres als die kretische Britomartis-Diktynna [2]). Also: gerade die beiden alten Hauptgöttinnen Kydonias, Britomartis und Athena — nicht Diktynna allein, wie Furtwängler meinte (S. 7) —, sind es, denen auf Ägina die beiden neuen herrlichen Tempel erbaut wurden; als ob man ihnen beiden den Sieg verdankte, als ob gerade sie beide die Ägineten auf Kreta willkommen geheißen hätten. Das wird mit ein

1) Vgl. Svoronos, Numismatique de la Crète ancienne pl. 9—10; Head, Hist. Num.[2] p. 463/4. Daß alle diese Münzen mindestens zwei Jahrhunderte jünger sind — die bisher gesicherte Prägung von Kydonia setzt erst gegen Ende des 4. Jhs. ein —, tut dem keinen Eintrag. Die Typen zeigen nur, wie konservativ man an den alten Kulten festhielt; hat man doch auch das spezifisch altäginetische Incusum noch im 4. Jh. dort beibehalten. Vgl. Seager, A Cretan coin hoard (Numism. Notes a. Monogr. Nr. 13, 1924) Fig. 1—3, pl. I—V. Der jugendliche Kopf auf dem Avers (Svoronos: „Dionysos ou Nymphe dionysiaque" — Head: „Dionysiac female head" — Seager: „Apollo or nymph") ist natürlich immer ein und dasselbe Numen: Britomartis-Diktynna. Die „Pallas Kydonia" der andern Prägung hatte Head, HN. p. 392 schon erkannt.

2) Es ist gewiß nicht von ungefähr, daß auch in Kydonia das Heiligtum der Diktynna genau wie auf Ägina (Aphaia) nicht in der Stadt, sondern weit draußen auf einem Berge lag. Natürlich aus dem gleichen Grunde.

Grund sein für die Wahl des Themas in beiden Aphaiagiebeln und für die dominierende Stellung der Pallasgestalt in ihrer Mitte. Damit ist zugleich gesagt, daß es nun schlechterdings nicht mehr angeht, die Athena der beiden Giebel als unparteiische Schlachtenlenkerin, wie Furtwängler stets wollte (Beschr. d. Glypt. S. 157; H. d. A. S. 310), gleichsam über den beiden kämpfenden Parteien schwebend anzunehmen. Natürlich ist sie Partei. Wie immer, wenn sie ihren Lieblingen beizustehen herbeieilt: ebenso wie so oft bei den Taten und Abenteuern des Herakles, Theseus, Odysseus etc., so hier als Beschützerin der äginetischen Aiakiden. Diese alte Auffassung war vollständig richtig und hätte nie bestritten werden sollen.

So läßt sich für einen alten Gedanken Stackelbergs eine ganz neue und besser als bei ihm fundierte Begründung aufstellen. Stackelberg, durch seinen feinen künstlerischen Instinkt geführt[1], hatte schon vor hundert Jahren mit dem Gedanken gespielt — wenn auch äußerst vorsichtig —, es könnten die Kampfszenen in den beiden Aphaiagiebeln, in denen nicht weniger als vier Bogenschützen eine Rolle spielen, mit den Kämpfen um Kydonia und den berühmten kretischen Bogenschützen dort irgendwie zusammenhängen. Die aus der Existenz dieser Schützen sich leicht anbietende Schlußfolgerung, es seien nicht, wie die allgemeine Meinung annimmt, die mythischen Heldenkämpfe vor Troja, sondern die zeitgenössischen Kämpfe um Kydonia in den Giebeln dargestellt, hat aber erst ein Anderer, ein heute Vergessener gezogen, ein alter Landsmann Furtwänglers, von diesem anscheinend auch nicht mehr von ferne gekannt. Auch ich bin auf ihn und seine Darlegungen erst gestoßen, nachdem ich selbst zu ähnlichen Schlüssen gelangt war.

Es ist Joh. Leonhard Hug, Professor der biblischen Wissenschaften länger als ein halbes Jahrhundert zu Freiburg i. Br. (1783—1846), ein kritischer und lebendig anregender Geist und klassisch geschulter Philologe, der neben seinem obligaten Fach mit Vorliebe auch griechische und lateinische Autoren interpretierte[2]. Für das klassische Altertum begeistert hat Hug in Rom 1819 Zutritt erlangt zu Thorvaldsens Atelier und den von diesem damals restaurierten Ägineten. Die dort gewonnenen Eindrücke und die ganz selbständig, völlig unabhängig von Stackelberg gewonnenen Schlußfolgerungen hat er ein gut Teil später erst als Prorektor

1) Der Apollo-Tempel zu Bassae S. 108/9.

2) Vgl. Fritz Baumgarten, Die Universität Freiburg i. Br. (1907), S. 86.

im Jahre 1835 in dem damaligen Freiburger Universitätsprogramm „Über die äginetischen Bildwerke“ veröffentlicht.

Hug glaubte in den „Pfeilschützen“ mit aller Bestimmtheit kydonische Kreter [1]) zu erkennen und bezog deshalb die ganzen Kampfdarstellungen in beiden Giebeln tatsächlich unmittelbar auf die Kämpfe um Kydonia. In dem Gefallenen zu Füßen der Athena sah er den Anführer der Samier, in den Köpfen der beiden Akrotermädchen glaubte er das personifizierte Ägina und Kydonia, als Mutter und Tochter gleichsam, zu erkennen. Er hält dabei fest an Athena als Tempelgöttin, versteht unter ihr aber speziell die „Pallas Kydonia“, die Hauptgöttin der kretischen Stadt, deren Kult schon in sehr früher Zeit nach Griechenland, so nach Phrixa in Elis gedrungen sei [2]). Diese „Pallas Kydonia“ habe selber gleichsam die Ägineten in ihre Stadt auf Kreta aufgenommen und ihnen den Sieg über die Samier dort verliehen. So erkläre sich der Tempelbau auf Ägina: als ein äginetisches Dankanathem an die kretische Göttin, durch *communia sacra* die Insel mit ihrer nunmehrigen Kolonie Kydonia verbindend.

Wie klar und selbständig Hug in seinen Beobachtungen und Schlüssen war, mögen zwei damals von ihm gemachte Feststellungen zeigen. „Die Kriegssache von Kydonia“, sagt er, „kann leicht einen Zeitraum von 8 Jahren ausfüllen. Das Ende dieser Begebenheiten kann also nicht mehr in die Zeit des Polykrates fallen. Der Sieg der Ägineten verschiebt sich daher und noch mehr die Erbauung des Tempels und die Aufstellung der Bildwerke bis in die 65. und 66. Olympiade. Ihr Alter übersteigt somit wenigstens 510 Jahre unsrer Zeitrechnung und fällt in die Periode der Macht und des Glückes der unternehmenden Inselbewohner. ...“ Auf S. 22 seiner Abhandlungen aber findet er: „die Menge der auf dieser (Ost)seite gefundenen Bruchstücke war so groß, daß ich nicht begreife, wie ein einziges Giebelfeld, von gleichen Verhält-

1) Er führt (S. 19) richtig und mit Belegen die Tatsache an, daß unter allen kretischen Bogenschützen gerade die kydonischen die berühmtesten waren. Der „kydonische Bogen“ ist geradezu sprichwörtlich noch bei den lateinischen Dichtern. — Ein seinen Bogen spannender nackter Mann ist einer der geläufigsten Prägetypen der Münzen von Kydonia (Svoronos l. c. pl. IX, 1—7, 15, 16, 18).

2) Paus. VI, 21, 5 nennt als Stifter des Kultes den eben aus Kydonia eingewanderten Kreter Klymenos, der auch die ältesten Spiele in Olympia eingerichtet habe. Beloch, Griech. Gesch.[2] I, 1, S. 99, Anm. 1 weist noch hin auf die Phratrie *Κυδωνία* in Epidauros und das am Aufgang zur Akropolis zu Athen gelegene *Κυδώνιον*, das freilich eine Verderbnis aus *Κυλώνειον* zu sein scheint (Judeich, Topogr. v. Athen 257).

nissen mit dem ersten, alle Gestalten, welche auf diese Stücke Anspruch zu machen haben, aufzunehmen vermochte." Er meint dann einen Ausweg in Aufstellung der überzähligen Figuren in den Intercolumnien der Ostfront vorschlagen zu sollen. Das war freilich verfehlt, aber der Ausgangspunkt dieses Erklärungsversuches war doch ein ganz richtiger.

Es kann auch keine Rede davon sein, daß die in beiden Aphaiagiebeln dargestellten Kämpfe in dem von Stackelberg und Hug gedachten Sinne, nämlich als Kämpfe der Ägineten und Samier um Kydonia, zu verstehen sein. Die Deutung auf die Heldentaten der Aiakiden vor Troja in zwei Generationen ist und bleibt die einzig richtige. Wohl aber kann es so sein, daß diesen mythischen troischen Kämpfen der Helden, die zur See auszogen, um den Besitz einer wichtigen, fernen Stadt rangen, diese auch wirklich eroberten und zerstörten, eine allegorische Beziehung innewohnen sollte zu jenen zeitgenössischen Kämpfen der damaligen Ägineten; nach den Grundsätzen jener verschleiernden Symbolik, welche auch andre mythische Kämpfe wie die mit Amazonen und Kentauren so gerne andeutend an Stelle der historischen und zeitgenössischen Kriegsvorgänge verwendet. „Denn in der mythischen Sphäre verflüchtigte sich der Haß zur erhabenen Objektivität des großen Epos" [1]). Im Lichte solcher Zusammenhänge würde die Wahl der Themata für beide Giebelgruppen erst in ihrer ganzen Bedeutung verständlich. Es wird darnach die Vermutung kaum zu gewagt sein, daß die verlorenen Giebelgruppen des Athenatempels unten bei der Stadt Ägina ebenfalls ganz entsprechende Aiakidenkämpfe dargestellt haben, nun erst recht mit der Gestalt der Pallas in ihrer Mitte. Das Aiakeion mit seinem kriegerisch gerüsteten Idolen (vgl. „Äginet. Studien" I. S. 141) lag dort sogar in nächster Nähe.

Kehren wir zu den Skulpturen des Aphaiatempels zurück und wenden wir uns noch einmal den vor der Ostfront gefundenen Fragmenten zu. Da ist es eine bemerkenswerte Tatsache, daß die Bruchstücke der beiden Ostgiebelfüllungen nicht nur 1901, sondern sichtlich auch schon 1811 [2]) unmittelbar dicht beieinander, zu-

1) So zutreffend Leo Bruhns in E. A. Seemanns neuer Serie „Die Meisterwerke" Bd. I, S. 117; nur irrtümlich noch auf die Kämpfe der Ägineten mit den Persern (bei Salamis) bezogen.

2) In der Münchener Glyptothek befinden sich aus dem Funde von 1811 mindestens 19 „Nichtgiebelkriegerfragmente". So hat Thorvaldsen den l. Arm der Westgiebelathena versehentlich mit einem Armfragmente der ursprünglichen Ostgiebelathena ergänzt, zu der auch die erst 1901 gefundenen Stücke Nr. 111—114 gehören. Vgl. H. d. A. S. 216, 256/7.

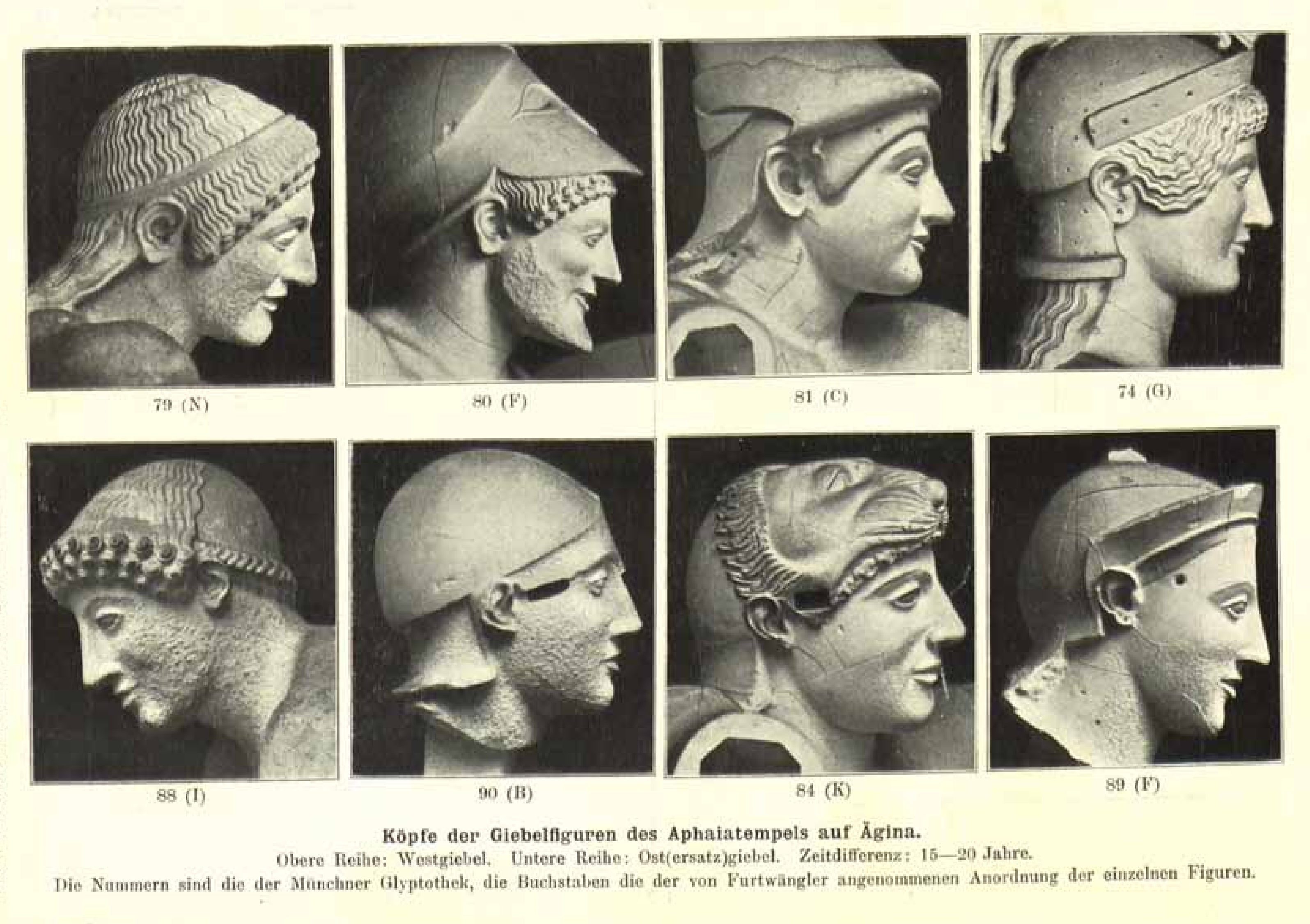


79 (N) 80 (F) 81 (C) 74 (G)

88 (I) 85 (A) 84 (K) 89 (F)

Köpfe der Giebelfiguren des Aphaiatempels auf Ägina.

Obere Reihe: Westgiebel. Untere Reihe: Ost(ersatz)giebel. Zeitdifferenz: 15—20 Jahre.
Die Nummern sind die der Münchner Glyptothek, die Buchstaben die der von Furtwängler angenommenen Anordnung der einzelnen Figuren.



79 (N) 80 (F) 81 (C) 74 (G)

88 (I) 90 (B) 84 (K) 89 (F)

Köpfe der Giebelfiguren des Aphaiatempels auf Ägina.

Obere Reihe: Westgiebel. Untere Reihe: Ost(ersatz)giebel. Zeitdifferenz: 15—20 Jahre.

Die Nummern sind die der Münchner Glyptothek, die Buchstaben die der von Furtwängler angenommenen Anordnung der einzelnen Figuren.

sammen also gefunden wurden, nicht getrennt durch dazwischen liegende Schuttschicht; sei es nun, daß die Fragmente allmählich unter die Erde geraten, sei es daß sie in die Tiefe der Tempelzisterne gefallen, sei es daß sie in die Winkel des verödeten Propylons gefegt worden waren. D. h. mit anderen Worten: die „Nichtgiebelkrieger“, die beschädigten Skulpturen des ursprünglichen Ostgiebels können noch nicht von der Bildfläche verschwunden sein, als ihr Ersatz aufgestellt wurde, sondern sie müssen irgendwie auf der Ostterasse noch lange gestanden haben, ebenso lange, wie die neu gefertigten Figuren im Giebel oben. Denn sie zeigen dieselbe Verwitterung wie diese, was Furtwängler mit Recht betont hat. Freilich nicht alle, d. h. die in die Zisterne gefallenen Köpfe sind — was bisher stets übersehen worden ist — durch das Zisternenwasser z. T. überaus stark zerfressen an ihrer Oberfläche, im größten Gegensatz zu den vorzüglich erhaltenen im Propylon gefundenen Bruchstücken, die, in dem zu feinem gelben Sand verwitterten Schutt des wenig widerstandsfähigen Materials der Wandoberteile des Propylons (H. d. A. S. 75/6) eingebettet, ebenso wohl verwahrt gewesen sind wie durch die Gunst der gleichen Umstände z. B. der praxitelische Hermes im Heraion zu Olympia. Vgl. den Gegensatz in der Erhaltung der Kriegerköpfe H. d. A. Taf. 73/74 (nr. 120) und 75/76 (nr. 119) einerseits, Taf. 77/78 (nr. 118), 79/80 (nr. 115) und 81 (nr. 116—117) andererseits.

Es kann nicht anders sein, als daß auch nach vollzogener Restaurierung der beschädigten Ostfront die Reste der ursprünglichen Ostgiebelfiguren, soweit sie überhaupt noch aufstellbar waren, auf der Ostterrasse irgendwie wieder aufgestellt waren. In dem Sinne nämlich, daß sie die Schandtat des Nikodromos in steter Erinnerung halten sollten; also in ähnlichem Sinne wie man auf der Akropolis zu Athen die Säulentrommeln des von den Persern zerstörten älteren Parthenon nicht einfach unter die Erde hat verschwinden lassen, sondern sie weithin sichtbar für die ganze Stadt in die nördliche Burgmauer eingebaut hat. Die äginetischen Giebelfiguren-Trümmer könnten auf dem langgestreckten, nur wenig tief fundierten Quaderpostament zwischen dem großen Altar und der Zisternenöffnung gruppiert gewesen sein, das Fiechter (H. d. A. S. 74) beschrieben und in seiner Abb. 23 dargestellt hat.

Damit nähern wir uns auf einmal wieder einer Furtwänglerschen Vermutung. Auch er hatte (S. 272) eben dies Quaderpostament — zusammen mit einem hypothetisch von ihm angenommenen, genau entsprechenden auf der andren Seite des Altars — sich gedacht als bestimmt, die „Nichtgiebelkrieger“-Gruppen zu tragen. Sicher mit

Recht. Auch ich denke sie mir dort, nur nicht als eine durchgefallene Konkurrenzleistung, sondern als pietätvoll bewahrten Überrest der ursprünglichen, so bald einer unerwarteten Denkmalschändung zum Opfer gefallenen Ostgiebelfüllung. Erst im Ausgang der Antike, als die Erdbeben den Tempel immer mehr zum Einsturz brachten, und die Stätte gänzlich verödete, und als dann schließlich ein Äckerchen auf der kleinen ebenen Fläche der Ostterrasse von den Nachfahren eingerichtet und das Gelände dazu geebnet wurde[1]), ist alles, was noch nicht verschleppt war, was von größeren Stücken noch im Wege war, in die verschiedenen Vertiefungen gefegt worden, wo sie in unsren Tagen wieder zum Vorschein kamen. Nur kleinere Brocken und Splitter blieben auf der Ostterrasse liegen, so die „Nichtgiebel"fragmente der Glyptothek, die sämtlich nur von der Ostterrasse stammen können, da 1811 weder das Propylon aufgedeckt noch die Zisterne ausgeräumt worden ist. Diese Stücke müssen also tatsächlich untermengt mit den Fragmenten des Ost-Ersatzgiebels gefunden worden sein. Vgl. oben S. 188. Was sich für uns daraus ergibt, ist die Notwendigkeit einer gründlichen Revision der bisherigen Giebelrekonstruktionen, bezw. ihrer ergänzten Einzelfiguren. Es wird darauf zu achten sein, ob nicht versehentlich Fragmente des ursprünglichen Ostgiebels mit solchen seiner Ersatzfüllung verbunden worden sind. Dasselbe gilt noch vielmehr für die Figuren des Westgiebels, der ja stilistisch dem ursprünglichen Ostgiebel noch weit näher stand als dessen Ersatz diesem selbst. So gut es Martin Wagner und Thorvaldsen bei der Westgiebel-Athena passieren konnte, daß ein zum ursprünglichen Ostgiebel gehöriges Fragment in die Wiederzusammensetzung dieser Figur mit hinein vermengt wurde[2]), kann solches auch bei anderen Figuren des Westgiebels vorgekommen sein. Die Schwierigkeit der hier eventuell notwendigen Aussonderung unter den ohne Fundangabe 1811 in die Glyptothek gekommenen Stücken hatte sich Furtwängler selbst noch klar gemacht. (Die Ägineten S. 38).

An die oben dargelegte Vermutung, daß der Aphaiatempel ebenso wie der Athenatempel unten bei der Stadt als ein Siegesanathem für die Eroberung von Kydonia errichtet wurde, läßt sich endlich noch ein Letztes anschließen. Furtwängler (H. d. A. S. 342 ff.; Die Ägineten S. 57) war es aufgefallen, wie die Giebelfiguren und Akroterpalmetten stilistisch eine starke Verwandtschaft mit altsamischen Werken aufweisen, und verwies dazu auf die analogen Erscheinungen bei dem vermutlich aus Samos nach

1) Ebenda S. 191. 2) Siehe oben S. 188 Anm. 1.

Athen ausgewanderten Vasenmaler Duris. Nun berichtet Herodot (s. oben S. 181), daß die Samier bei ihrer Neugründung Kydonias eben die sämtlichen Tempel dort erbaut hatten, als sie unmittelbar nach diesem glänzenden Neubeginn von den Ägineten besiegt und zu Sklaven gemacht wurden. Unter den Unterworfenen müssen also eine ganze Anzahl von samischen Technikern und Künstlern gewesen sein, die mitten aus reger monumentaler Betätigung herausgerissen worden waren. Die Stärke jonischer Plastiker ist aber immer die Arbeit in Marmor gewesen.

Wie wäre es überhaupt zu verstehen, wenn die siegreichen Ägineten, denen wohl der peloponnesische Erzguß, nicht aber jonische Marmorbildhauerei lag, diese für ihre damaligen Zwecke so äußerst wertvollen künstlerischen Kräfte einfach unbenutzt gelassen hätten, wenn sie sie sich nicht dienstbar gemacht hätten für ihre damaligen Siegesbauten und deren bildhauerischen Schmuck auf ihrer eignen Insel! Wenn sie nicht den Ehrgeiz gehabt hätten jene samischen Neubauten in Kydonia in allen Stücken zu überbieten! Gerade im Anfang der neuen Unternehmungen könnten solche kriegsgefangenen samischen Bildhauer auf Ägina[1]) unschätzbare Pionierdienste geleistet haben, bis die einheimisch äginetischen Kräfte von ihnen gelernt hatten und, allmählig genügend geschult, schließlich auch ohne ihre jonischen Meister die neuen Aufgaben bewältigen konnten. Daß ein solcher Übergangsprozeß sich auf Ägina abgespielt haben muß, kann man den Aphaiaskulpturen jetzt noch ansehen. Nichts ist da „samischer“, als was von Bruchstücken der ersten bildhauerischen Leistung dort, d. h. vom ursprünglichen Ostgiebel erhalten ist. Der feine, fleischige, vollsaftige, junge Kriegerkopf nr. 120 aus dem Propylon mit den geschweiften Augenliedern (H. d. A. S. 260, Abb. 217 u. 219), das feinfältige Gewandstück der weitausschreitenden „dritten“ Athena (Abb. 214), die geschmeidigen Arme des skytisch gekleideten Bogenschützen (S. 264, Abb. 223/4) sind Musterbeispiele dafür. Wieviel dorisch trockener, äginetisch nüchterner ist schon die Arbeit im Westgiebel! Furtwänglers Abbildungen 217—220 haben in ihrer überzeugenden Gegenüberstellung darüber jedem längst die Augen öffnen können. Die charakteristischen Eigenschaften der archaisch samischen Plastik,

1) Die archaische Grabinschrift eines Hermaios, Sohnes eines als *Κυδωνικός* bezeichneten Agrites — also eines Ägineten, der sich bei der Eroberung Kydonias ausgezeichnet hatte? — aus eben dieser Zeit auf Ägina erhalten; I Gr. IV, nr. 47. — Aus Ägina, d. h. wohl aus einem der vielen zu v. Prokesch-Osten's Zeit auf Ägina geöffneten Gräber, stammt der „Scarabäus“ in Bonn (Kekulé, Das Akademische Kunstmuseum S. 147) mit dem vertieften Bild eines eben abdrückenden, kauernden Bogenschützen, der ebenso unbekleidet ist wie die Bogenspanner der oben angeführten Münzen von Kydonia.

wie sie Langlotz, a. a. O. S. 118 ff., herausgehoben hat, zeigen auch eben jene äginetischen Bruchstücke: die zarte Süßigkeit des Karnates, die Geschmeidigkeit des Körpers (der Schütze!), das Delikate der Gewandfalten, das jonische Blinzeln der nicht ganz geöffneten Augen, die weiche Rundlichkeit der doch nicht feisten oder verquollenen Gesichtsformen, das Gefühl für zarte Nuancen und vornehme Kultiviertheit. Im erneuten Ostgiebel dagegen mit dem jonisch unbärtigen Herakles tritt uns östlich-samisches Gut wie in einer herrlichen Durchdringung mit dorischer Kraft und westlichem Ernst entgegen. Hier scheint das feurig Jonische mit dem einheimisch gewissenhaften und ernsten Äginetischen in einer wirklich idealen Verschmelzung. Eben solche singuläre Mischung der sonst unvereinbaren Gegensätze macht ja auch technisch das Einzigartige der Aphaiagiebelgruppen aus: die Bravour der jonischen Meißelarbeit vereinigt mit der ringsum auf allen Seiten gleich sorgfältigen Vollendung wie bei in Erz gegossenen Gestalten. Es ist die gleiche Art des Ausmündens deliziöser samisch-jonischer Kunst in den Strom westlicher Formgebung und Technik wie bei dem eben deswegen mit Recht von Furtwängler (S. 342) stark herangezogenen Pythagoras: letzte Ausläufer altjonischer Art auf Ägina wie in Rhegion! Denn im Übrigen erlischt die Sonderart der samischen Kunst gleichzeitig mit dem Schwinden der politischen Selbständigkeit ihrer Heimatinsel (Langlotz, Frühgriech. Bildhauerschulen, S. 124).

So wiederholt sich hier nochmal im Kleinen, aber besonders markant, was uns das Gesamtbild der äginetischen Kultur und Kunst im Großen ganz entsprechend bietet: das Schauspiel einer seltenen gegenseitigen Durchdringung des jonisch-dorischen Gegensatzes. Auch Langlotz (S. 100) erkannte in den zarten Schwellungen des Fleisches der archaisch äginetischen Plastik und den oft etwas blinzenden Augen, „die die Dorer nicht zu haben pflegen", ganz richtig die „Nähe Joniens". Wie man die rührig bewegliche mediterrane, vorgriechische Urbevölkerung Äginas auch immer nennen mag, sie verband sich, da sie nie ganz von der Insel vertrieben wurde, mit sicher zwei frühgriechischen Wellen, die aus dem Norden über den Balkan kamen, erst thessalischen „Achäern" (Aiakiden), dann Dorern als ihren neuen strengen, ernstgearteten Herren. Die klassischen Vertreter dieser Oberschicht sind Pindars Freunde, der sprichwörtliche Exponent jener älteren Unterschicht die durchtriebenen, geizigen äginetischen Händler, mit denen es an Falschheit nur die aus gleicher vorgriechischer Zeit stammenden Kreter noch aufnehmen konnten[1]).

1) *Κρὴς πρὸς Αἰγινήτην.* Vgl. Max Goebel, Ethnica I, p. 79. (Bresl. Diss. 1915).

Kehren wir zum Schluß zur Datierungsfrage des Aphaiatempels und seiner Skulpturen noch einmal zurück und stellen die neuen, vermutungsweise gewonnenen zeitlichen Ansätze mit ihren literarisch überlieferten Anhaltspunkten in einer ungefähren Zeittafel zusammen:

Opferstätte im Freien auf der Höhe bei der Höhle[1]) c. 1200—700.

Erbauung des ältesten kleinen Tempels unter dem Priester Kleoitas c. 650.

Zerstörung dieser Kapelle, vielleicht durch die Samier des Amphikrates c. 600—590[2]).

Erbauung des archaischen Tempels c. 575.

Völlige Zerstörung des archaischen Tempels mit Feuer durch die von Polykrates vertriebenen Samier c. 522.

Sieg der vereinigten Ägineten und Kreter über die Samier und Eroberung von Kydonia 519[3]).

Erbauung des Athenatempels bei der Stadt Ägina c. 515—510.

Erbauung des neuen Aphaiatempels und Herstellung von Ostgiebel I und Westgiebel c. 510—500.

Verwüstung der Ostfront und der Cella durch Nikodromos und seine Leute c. 487—485.

Erneuerung des Ostgiebels (II), Wiederinstandsetzung und Vergitterung des Tempelinneren. Nachträglicher Durchbruch der Verbindungstür zwischen Cella und Opisthodom c. 485—480.

Aufstellung von Ehrenstatuen zeitgenössischer äginetischer Helden auf der Ostterrasse (Pytheas u. Polykritos?) c. 480—475.

Zertrümmerung der Denkmäler auf der Ostterrasse durch die Athener nach c. 457.

Das Wichtigste von Allem ist, daß nun Westgiebel und Ostgiebel II zeitlich soweit auseinanderrücken — etwa um die Spanne einer halben Generation, 15—20 Jahre —, daß ihr längst von allen empfundener, wirklich großer stilistischer Abstand endlich ganz verständlich und gerechtfertigt wird. Die Gegenüberstellungen auf unsrer Tafel wollen mit neuen Detailaufnahmen, fast alle nach Abgüssen, nur kurz noch einmal darauf hinweisen, wie unvereinbar solche Unterschiede und Gegensätze sind, wenn man diese Figuren als gleichzeitig entstandene Werke ansehen zu müssen glaubt. Und doch hat man ein volles Jahrhundert hindurch sich immer wieder abgemüht, diese Unmöglichkeit dennoch möglich, d. h. plausibel erscheinen zu lassen, indem man bald einen jüngeren und älteren Meister, bald Vater und Sohn, bald Meister und Schüler etc. annahm. Eine endlose, nutzlose, vergebliche Qual! Von ihr nun

1) Vgl. meine „Äginet. Studien I“ in dieser Zeitschrift S. 159.

2) Auch Furtwängler (H. d. A. S. 485) hatte schon angenommen, daß dieser erste kleinste Tempel „kaum mehr als ein halbes Jahrhundert“ gestanden habe.

3) Vereinzelt freilich (von Bürchner bei Pauly-Wissowa XI, 2306 s. v. Kydonia) wird erst das Jahr 515 dafür angenommen.

endlich und endgiltig befreit zu sein, scheint mir der Hauptwert der oben stehenden Darlegungen zu sein.

Im Inneren des Aphaiatempels steht hinten rechts neben der zum Opisthodom durchgebrochenen Tür an der Abschlußwand ein etwa kubischer Sockelstein, in dem nur ein prismatischer Viereckspfeiler eingelassen gewesen sein kann[1]. Der im Pronaos gefundene Unterteil des Marmorpfeilers mit dem Rest des Tempelinventars[2]) aus der Zeit, da attische Kleruchen auf Ägina saßen, kann es nicht gewesen sein. Die Maaße scheinen nicht ganz zu stimmen. Wohl aber werden wir uns einen entsprechenden Pfeiler älteren Datums, d. h. vermutlich aus der Zeit der Wiederherstellung bald nach dem Handstreich des Nikodromos, also von c. 480, darin denken dürfen. Ein Pfeiler ganz gleicher Form mit dem Tempelinventar aus dem Heiligtum der Mnia und Auxesia, von uns in der antiken Wasserleitung östlich von der Stadt Ägina gefunden (IGr. IV, 1588), stammt gleichfalls schon aus attischer Zeit. Also hat es wohl auch in attischen Heiligtümern des 5. Jhs. eben solche Marmorinventare in schlanker Prismenform gegeben. Dann aber wird man auch das bekannte schöne Weihrelief der „trauernden" Athena von der Akropolis anders als bisher deuten dürfen. Nicht ein Grenzstein ihres Tempelbezirkes[3]) wird es sein, den sie so aufmerksam betrachtet, sondern ein auf dem Schaft des Pfeilers eingegrabenes Verzeichnis ihrer Schätze, das sie prüfend überblickt. Für das Weihgeschenk eines Tempelschatzmeisters der Göttin nach glücklich abgelegter Rechenschaft ein in der Tat sinnvolles und sinniges Motiv.

1) Nur kurz erwähnt von Fiechter (H. d. A. S. 43) als „etwa für eine Stele oder dergl."

2) Beschr. d. Glypt.² nr. 196. Aber nicht bemalt war die unterste Partie dieses Pfeilers, sondern in einen Sockelblock eingezapft, wie er eben im Aphaiatempel noch erhalten ist. Das gab ihm die dort etwas veränderte Oberfläche.

3) So zuletzt Bulle, Der schöne Mensch² Taf. 273, S. 578/9 und 702/3, wo die älteren, noch unwahrscheinlicheren Deutungen kurz aufgeführt sind.

Nachtrag. Aus der bei Sunion angesiedelten äginetischen Emigrantenkolonie könnte, woran bisher nicht gedacht worden ist, der zu Sokrates' Zeit hochgefeierte Tragöde Polos, des Charikles Sohn, *Σουνιεὺς ὀνομαζόμενος*, stammen, auf den mich soeben noch Joh. Böhlau-Cassel aufmerksam macht. War der jüngere, zu Demosthenes' Zeit lebende Schauspieler gleichen Namens, *Πῶλος Αἰγινήτης*, etwa sein Enkel, so hätte dieser entweder den Weg in die alte Heimat seiner Familie zurückgefunden oder die äginetischen Refugiés hätten selbst damals noch ihre unattische Sonderart auf attischem Boden deutlich bewahrt. Die äginetische Siedlung an der Südspitze Attikas wird man sich keinesfalls allzu ephemer denken dürfen. Zu Polos vgl. die Literatur bei Kirchner, Prosop. Att. II, p. 246/7 und Schede in Ath. Mitt. 34 (1919), S. 16—18.

Sonnenrennen im Ṛgveda.

Von

Emil Sieg.

Vorgelegt in der Sitzung am 26. Oktober 1928.

K. Geldner hat vor rund 30 Jahren mit seinem *prapitva*-Artikel (Ved. Stud. II, p. 155—179 (1897)) den Weg in das Labyrinth dieses Mythenkomplexes gebahnt und mir war es vergönnt, im vertrauten Gespräch mit meinem Lehrer die einzelnen Phasen seiner Pionierarbeit mitzuerleben. Es wird mir immer unvergeßlich bleiben, wie es seinem genialen Spürsinn in Verbindung mit seiner glänzenden Interpretationskunst gelang, die verschlungenen Pfade dieses Mythos weiter und weiter aufzudecken. Und wenn ich es heute unternehme, den von Geldner aufgezeichneten Wegmarken nachwandernd, noch einige bisher nicht beachtete oder in ihrer Bedeutung noch nicht voll erkannte Zeichen nachzutragen, so geschieht es in dankbarer Erinnerung an die schönen Berliner Jahre, in denen sich mir unter Geldner's Führung der Ṛgveda erschloß. Ihm, dem hochverehrten Lehrer und Freund, dem Nestor der Vedaphilologie, sei daher diese Untersuchung zu seinem 75. Geburtstag gewidmet.

Geldner hat im genannten Artikel (s. p. 169 ff.) die Ansicht vertreten, daß der Ṛv. zwei verschiedene Sonnenrennen kenne, die scharf auseinander zu halten seien, und er hat an dieser Auffassung auch in seinem „Kommentar" („Der Ṛgveda in Auswahl" T. 2 (1909) passim) und in seiner „Ṛgveda-Übersetzung" (T. I (1923) passim) festgehalten. Ich glaube aber, um es gleich vorweg zu sagen, daß sich diese Trennung nicht aufrecht erhalten läßt, daß es sich vielmehr in Wirklichkeit nur um ein Sonnenrennen handelt, und daß uns diese Erkenntnis erst zum richtigen Verständnis bisher dunkel gebliebener Züge des Kutsa-Śuṣṇa-Mythos verhilft.

Ich beginne mit dem Indralied Ṛv. V. 31, das in den 5 aufeinanderfolgenden Strophen 7—11 die Śuṣṇasage behandelt.

7: *tád ín nú te káraṇaṃ dasma viprâhiṃ yád ghnánn ójo átrámimīthāḥ | śúṣṇasya cit pári māyā́ agṛbhṇāḥ prapitvám yánn ápa dásyūṃr asedhaḥ* ||

„Das ist eben deine Tat o Wunderbarer, Kluger, daß du hier beim Drachentöten deine Kraft erprobtest: selbst des Śuṣṇa Listen umgarntest du, zum Wettrennen antretend warfst du die Dämonen".

8: *tvám apó yádave turváśāyâramayaḥ sudúghāḥ pārá indra | ugrám ayātam ávaho ha kútsaṃ sáṃ ha yád vām uśánâranta devâḥ* ||
(s. Geldner, „Ved. Stud." II, p. 170, „Komm.", p. 80).

„Du hemmtest die Wasser dem Yadu und Turvaśa, die stark strömenden überschreitend, o Indra; ihr beide[1]) ginget zu dem Furchtbaren[2]) — du fuhrst ja den Kutsa —, weil euch beide zusammen die Götter zu Uśanas gesandt hatten"[3]).

Was soll die Hemmung der Wasser für Yadu und Turvaśa (s. I. 174. 9, II. 15. 5, IV. 30. 17, Geldner „Komm." p. 80) hier in der Śuṣṇasage? Es wird im Ṛv. besonders betont, daß Uśanas weit fort wohnt: I. 130. 9 *uśánā yát parāvató 'jagann ūtáye kave* „weil du o Kavi (Indra) von weither zu Uśanas um Hilfe gekommen warst"[4]); X. 22. 6 *ádha gmántośánā pṛcchate vāṃ kádarthā na ā́ gṛhám | ā́ jagmathuḥ parākā́t* „und euch beide Ankömmlinge fragt Uśanas: was wünschend seid ihr aus weiter Ferne in mein Haus gekommen?" und VIII. 7. 26 *uśánā yát parāvátа ukṣṇó rándhram áyātana* „Als ihr (sc. die Maruts) von weither zu Uśanas (nach?) Ukṣṇo Randhra zogt"[5]). Der Dichter wird also wahrscheinlich hier den Weg beschreiben, den Indra und Kutsa zu Uśanas genommen hatten: Indra mußte die dazwischen liegenden starken Ströme in ihrem Lauf hemmen, um sie überschreiten zu können.

9: *índrākutsā váhamānā ráthenā vām átyā ápi kárṇe vahantu | níḥ ṣīm adbhyó dhámatho níḥ ṣadhásthān maghóno hṛdó varathas támāṃsi* ||

Nach Geldner („Komm." i. l. c.) enthält diese Str. den Rat, welchen Uśanas Indra und Kutsa vor dem Śuṣṇa-Kampf gibt; *ápi kárṇe* soll „bis ans Ohr (des Sonnenrosses)" bedeuten und sich auf das „Radmanöver" beziehen, d. h. Indra soll so dicht an den Sonnenwagen heranfahren, daß er dessen Rad eindrückt bezw. abführt, um es als Waffe gegen Śuṣṇa zu gewinnen. *sīm* sei mit

1) Indra und Kutsa.
2) Uśanas (so richtig Geldner).
3) S. Verf. GGA. (1925), p. 135; etwa *sahá* statt *sáṃ ha* zu lesen?
4) Anders Geldner „Übers." s. i. V.
5) S. Geldner, Ved. Stud. II, 169, Verf. a. a. O. p. 134 f., unten p. 203.

Sāyaṇa der Dämon Śuṣṇa, mit Maghavan sei der König gemeint, für den Indra den Śuṣṇa erschlägt — der freilich in diesem Fall ein andrer sein müsse als Kutsa — und *támāṃsi* seien die Not und Angst vor dem Dämon. Das klingt doch sehr unwahrscheinlich.

Als ich die in vielen Beziehungen an die Śuṣṇa-Sage erinnernde Geschichte von dem *naunagaraṃ pariplavam*, „der hin und her schwimmenden Schiffstadt" des dreiköpfigen Gandharven (Sūryavarcas) las[1]), dachte ich sofort an den in den Wasserläufen schlafenden Śuṣṇa (Ṛv. I. 121. 11 *vṛtrám āśáyānaṃ sirā́su*[2]) und seine „wandernde Burg" (Ṛv. VIII. 1. 28 *púraṃ cariṣṇvàm*). Sollten sich wirklich Züge der alten Śuṣṇasage in diese weit jüngere und in ihrem Aufbau recht unwahrscheinliche Erzählung des Jaiminīya und Baudhāyana herübergerettet haben, so können sie nur mißverständlich in falschen Zusammenhang geraten sein. Immerhin aber glaube ich, daß wir auf Grund dieser Parallele zu der Annahme berechtigt sind, daß man sich Śuṣṇa's Burg als im Wasser schwimmende Schiffstadt[3]) vorgestellt hat. Dann wird man aber natürlich auch Uśanas, den Kanzler der Dämonen, in dieser Schiffstadt zu suchen haben, und wir kämen damit zu einer ganz anderen Erklärung unserer Str., d. h. sie enthält nicht Uśanas Rat, sondern den Rat der Götter, wie Indra und Kutsa zu Uśanas gelangen können. Sie schließt also unmittelbar an Str. 8 an:

„Indra und Kutsa, zu Wagen fahrend sollen euch beide die Rosse bis in Hörweite[4]) (sc. des Uśanas) fahren, blast[5]) ihr ihn (i. e. Uśanas) aus dem Wasser heraus, aus seinem Sitze, so vertreibt ihr die Finsternisse aus dem Herzen Maghavans (i. e. Indra's)".

Der Gedanke wäre also der: gelingt es euch an Uśanas heranzukommen, so wird er euch schon weiter helfen.

Damit fällt dann auch Licht auf die bisher noch dunkle St. I. 51. 11: *mándiṣṭa yád uśáne kāvyé sácām̐ índro vaṅkū́ vaṅkutárā-*

---

1) S. H. Oertel, The story of Uśanas Kāvya, the tree-headed Gandharvan and Indra (Contributions from the Jaiminiya-Brāhmaṇa 6th series) JAOS. 28 (1907) p. 81 ff.). Vgl. Caland, „Über das rituelle Sūtra des Baudhāyana", Abh. K.M. XII Nr. 1 (1903) p. 26.

2) Mit *vṛtrám* ist hier Śuṣṇa gemeint, s. i. V. — Ob etwa auch V. 32. 8 *tyáṃ cid árṇam madhupáṃ śáyānam* in diesem Sinne zu deuten ist? (Geldner „Komm." *árṇam* = *arṇapám*!).

3) Womit dann auch die *vánā*, I. 54. 5, die Indra auf das Haupt des „schon erliegenden Suṣṇa" schleudert, als Schiffskiele zu deuten sein dürften (beachte auch Geldner „Übers." i. l. c.).

4) S. Ludwig, Übers. i. l. c.

5) S. u. p. 203.

dhi tiṣṭhati | *ugró yayiṃ nir apáḥ srótasāsṛjad ví śúṣṇasya dṛṃhitā́ airayat púraḥ* ||

„Nachdem sich Indra in Gemeinschaft mit Uśanas Kāvya berauscht hatte, besteigt er die beiden täuschenden[1]), besonders täuschenden (Rosse des Vāta). Der Furchtbare (i. e. Uśanas cf. V. 31. 8) ließ das Gefährt mit der Strömung des Wassers (bezw. durch einen Wasserstrom?) heraus, er sprengte die festen Burgen des Suṣṇa".

Ich fahre in der Interpretation von V. 31 fort:

10: *vā́tasya yuktā́nt suyújaś cid áśvān kavíś cid eṣó ajagann avasyúḥ* | *víśve te átra marútaḥ sákhāya índra bráhmāṇi táviṣīm avardhan* || (s. Geldner, „Ved. Stud." I, p. 164, „Komm." p. 81).

„Zu den von Vāta geschirrten Rossen, die besonders gut ins Geschirr gehen, war dieser, und zwar als der Kavi, Hilfe verlangend gegangen; alle Marut, o Indra (waren) hierbei deine Genossen, (ihre) Sprüche verstärkten dein Kraftvertrauen".

Daß Indra, der sonst seine beiden Hari fährt, sich Vāta's Rosse ausbittet und das Aussehen des Kavi, d. i. des Kutsa, annimmt[2]), gehört zu den Vorbereitungen Indra's für den Besuch bei Uśanas und bestätigt zugleich die Richtigkeit meiner Auffassung von V. 31. 9; s. X. 22. 4—6: 4: Der du Vāta's ungestüme Rosse schirrtest, der Gott des Gottes, du Keilträger, der du auf leuchtendem (?) Pfad[3]) dahin eilst, die (gebahnten) Wege aufgebend, du verdienst Preis (?)[4]). 5: Du warst ja zu diesen beiden Rossen, den Schimmeln[5]) des Vāta gegangen, um sie selbst zu fahren, für die (sonst) kein Lenker, weder Gott noch Mensch, zu finden ist. 6: Und euch beide Ankömmlinge fragt Uśanas: was wünschend seid ihr aus weiter Ferne in mein Haus gekommen,

1) Das Wort *vaṅkú*, das Geldner jetzt (cf. „Ved. Stud." II, p. 169/255) nach dem Pāli-Prākṛt *vaṅka* mit „fliegend" (Übers." i. l. c. „die fliegenden Rosse, die besten Flieger") übersetzt, gehört im Ṛv. zu √*vañc* „täuschen" und wird mit dem Akkus. des Getäuschten verbunden, so: VIII. 1. 11 *yát tudát sū́ra étaśaṃ vaṅkū́ vā́tasya parṇínā*, „während er die Flügel(rosse) des Vāta stachelte, die den Etaśa des Svar täuschten" (s. i. V.), und so auch I. 114. 4 *tveṣáṃ vayáṃ rudráṃ yajñasā́dhaṃ vaṅkúṃ kavím ávase ni hvayāmahe* „wir rufen den Übergewaltigen Rudra, der den Opferzuwegebringer (i. e. Agni) täuscht (etwa s. v. a. vortäuscht, ihm gleicht?), den Klugen, zur Hilfe herab".

2) So richtig Geldner, s. „Übers.", Note zu IV. 16. 10, p. 433 u. ö.; meine Annahme, s. GGA. 1925 p. 131, daß Kutsa Indra's Aussehen angenommen hätte, war nicht richtig. s. i. V.

3) *pathā́ virúkmatā*.

4) *stoṣy* für *stoṣe* 2. sg. zur 3. sg. *stave*?

5) *ṛjrā́*, so wohl richtig nach Geldner „Übers."

vom Himmel und von der Erde her zu (mir) dem Sterblichen?"
(s. Geldner, „Ved. Stud." II, p. 176 n. 3, 168).

Und andererseits I. 130. 9ᶜ „Weil du, o Kavi, von weither zu Uśanas um Hilfe gegangen warst" (s. i. V. u. vgl. oben p. 196).

Der Grund für diese Maßnahmen Indra's kann natürlich nur der gewesen sein, daß die Dämonen von seinem Besuch bei Uśanas nichts merken sollten, denn daß Uśanas seinerseits die Ankömmlinge trotz der Vermummung erkennt, ersieht man ja aus X. 22. 6.

Für den Kenner des Śuṣṇamythos bekommt unsere Str. V. 31. 10 freilich noch eine besondere Note, sofern die von Indra für seinen Besuch bei Uśanas gewählte Maskierung auch eine wichtige Rolle in dem Rat des Uśanas und in der Ausführung dieses Rates durch Indra spielt. Den wichtigsten Beleg hierfür bilden — um das gleich an dieser Stelle zu erledigen — die von Geldner auch bereits als Rat des Uśanas erkannten, aber wie mir scheint in ihrer ganzen Tragweite noch nicht ausgedeuteten Strophen Ṛv. IV. 16. 9—12 (s. Geldner, „Ved. Stud." II, p. 165 (Str. 11), 171 (10), 174 (12) und „Übers." I, p. 392 f. mit Noten).

IV. 16. 9: *áccha kavíṃ nṛmaṇo gā abhíṣṭau svàrṣātā maghavan nā́dhamānam | ūtíbhis tám iṣaṇo dyumnáhūtau ní māyā́vān ábrahmā dásyur arta* ||

„Komm dem Kavi (i. e. Kutsa) zu Hilfe, o Menschenfreundlicher[1]) bei der Sonnenbesiegung o Maghavan, da er in Not ist, belebe ihn mit (deinen) Hilfen unter dem begeisternden Zuruf: der hinterlistige gottlose Dasyu soll unterliegen!"

10: *ā́ dasyughnā́ mánasā yāhy ástaṃ bhúvat te kútsaḥ sakhyé níkāmaḥ | své yónau ní ṣadatam sárūpā ví vāṃ cikitsad ṛtacíd dha nā́rī* ||

„Ziehe heim mit der Gewißheit den Dasyu zu töten, Kutsa bleibe bei dir, der dir lieb ist: setzt euch beide in gleicher Gestalt auf euren Platz (auf dem Wagen), im Zweifel soll über euch sein (sogar) die (eigene) Frau, selbst wenn sie die Wahrheit kennt[2])".

1) Geldner's „Übers." I, p. 392): „Suche du mannhaft Gesinnter vor allem den Kavi auf" (vgl. „Übers." I, p. 195, Note zu I. 158. 1) kann im Sinne des Mythos nicht richtig sein, da Indra und Kutsa beide zusammen zu Uśanas gefahren sind.

2) S. Verf. GGA. 1925, p. 131; Geldner's neue Erklärung dieser Str. („Übers." I, p. 393), nach der die Frau (des Kutsa!) erst die Probe machen soll, ob beide wirklich ganz gleich aussehen, trifft ebenso wenig das Richtige wie die Übers.: „auf ihren (d. h. der Frau) eigenen Schoß setzet euch beide". — Das „Ziehet heim" hat hier nur den Sinn der Verabschiedung durch Uśanas, *své yónau*

11: *yâsi kútsena sarátham avasyús todó vâtasya háryor íśānaḥ | ṛjrā vâjaṃ ná gádhyaṃ yúyūsan kavír yád áhan pāryāya bhûṣāt* ||

„Fahre mit Kutsa auf demselben Wagen, wenn du nach Hilfe verlangst, Stachler (der Rosse) des Vâta (sei) der Herr der Falben (i. e. Indra), indem er die beiden Schimmel festzuhalten sucht wie die deckenhohe (?) Beute, damit er sich als Kavi für die Entscheidung des Tages rüste“ [1]).

12: *kútsāya śúṣṇam aśúṣaṃ ní barhīḥ prapitvé áhnaḥ kúyavaṃ sahásrā | sadyó dásyūn prá mṛṇa kutsyéna prá sûraś cakrám vṛhatād abhíke* ||

„Für Kutsa strecke den gierigen (?) Śuṣṇa nieder, im Laufe des Tages [2]) den Welscher [3]) (und) die Tausende; als Kutsa [4]) zerschmettere die Dasyus an einem und demselben Tage, entreiße zuvor [5]) (als Waffe) das Rad des Svar“.

Im Rat des Uśanas verfolgt Indra's Maskierung einen doppelten Zweck: Zunächst soll nämlich die Sonne, bezw. Etaśa, durch Vâta's

---

geht auf den Platz auf dem Wagen. Der letzte Pâda soll nur die Notwendigkeit des völlig gleichen Aussehns betonen.

1) Diese Str. bildet nur die Erläuterung der vorhergehenden. Geldner sieht „Ved. Stud.“ II, 165 in dem Kavi hier den Kutsa, aber die Entscheidung des Tages, d. h. die Vernichtung des Suṣṇa und seines Anhangs, erfolgt durch Indra in Kutsa's Gestalt, wie die folgende Strophe erweist.

2) S. Verf. GGN. 1923 p. 18.

3) *kúyava* ist wohl nur metrische Kurzform für *kúyavāc*.

4) Wörtlich „vermöge (deines) Kutsatums“, Geldner's Übers. „in der kutsischen Gestalt“ trifft dem Sinne nach schon das Richtige.

5) Nach dem Ablauf des Geschehens in unserem Mythos muß *abhíke* hier und in I. 174. 5 (s. sogleich) die Bedeutung „zuvor“ haben, ev. mit Betonung der nahen Vergangenheit (cf. Nir. 3. 20 *āsannasya*), und sie scheint mir auch nach dem Gegensatz *itáḥ* — *abhíke* I. 119. 8 („hernach — zuvor“) *abhíka itó vā* VI. 24. 10 („vorher oder nachher“) *abhíke* — *adyá* X. 38. 4 („zuvor — heute“) berechtigt. Dieselbe Bedeutung muß dann natürlich auch in X. 61. 6 und I. 71. 8 vorliegen, d. h. es muß sich dort um Samenerguß vor dem eigentlichen Coitus handeln: X. 61. 6 „Weil was mitten drin geschehen sollte, vorher eintrat, während der Vater die Lust in der Jungen erregte, entließen beide alsbald auseinandergehend Samen ...“ I. 71. 8 „Als dem Männerherrn die Brunst angekommen war zum Genießen (s. Geldner „Übers.“), war der reine Same des Dyaus (*dyaúḥ* für *dyóḥ*, Genetiv, so schon richtig Oldenberg „Noten“) vorher ergossen worden ...“ Damit kommt schließlich auch der alte Ansatz *abhíke* c. abl. = „vor“ (s. I. 116. 4, 129. 14, 185. 10, III. 39. 7, IV. 12. 5, 28. 3 („vorher vor der Mitte des Tages“), 43. 4, VI. 50. 10. s. namentlich Geldner „Glossar“ s. v. — anders jetzt freilich Geldner „Übers.“, noch anders Neißer „Zum Wörterbuch des Ṛgv.“ Abh. K. M. XVI, 4 (1924) s. v.! — wieder zu Ehren. *abhíkam kṛ* c. dat. IX. 92. 5 etwa „vorenthalten“.

Rosse getäuscht werden. Das erweist die freilich bisher mißverstandene Str. VIII. 1. 11:

yát tudát sūra étaśaṃ vaṅkū́ vā́tasya parṇínā | *váhat kútsam ārjuneyáṃ śatákratuḥ tsárad gandharvám ástṛtam* ‖ (s. Geldner, „Ved. Stud." II, 164).

„Während er die den Etaśa des Svar täuschenden [1]) beiden Flügelrosse des Vāta stachelte, fuhr Śatakratu den Kutsa, den Sohn des Arjuna, (und) überrumpelte den (bis dahin) unbesiegten Gandharva [2])". Vgl. dazu noch I. 51. 11ᵃ ᵇ s. o. p. 197 f.

Wenn aber Indra als Kutsa erscheint, um Śuṣṇa mit dem erbeuteten Sonnenrad niederzustrecken, so kann das doch nur den Zweck haben, die Dämonen über ihren Gegner zu täuschen. Das kommt, wie mir scheint, auch indirekt in dem Rat des Uśanas zum Ausdruck, wie er in I. 174. 5—7 gegeben wird:

5: *váha kútsam indra yásmiñ cākán syūmanyū́ ṛjrā́ vā́tasyā́śvā* | *prá sū́raś cakráṃ vṛhatād abhī́ke 'bhí spṛ́dho yāsiṣad vájrabāhuḥ* ‖

6: *jaghanvā́ñ indra mitrérūñ codápravṛddho harivo ádāśūn* | *prá yé páśyann aryamáṇaṃ sácāyós tváyā śūrtā́ váhamānā ápatyam* ‖

7: *rápat kavír indrārkásātau kṣā́ṃ dāsā́yopabárhaṇīṃ kaḥ* | *kárat tisró maghávā dā́nucitrā ní duryoṇé kúyavācaṃ mṛdhí śret* ‖

Daß Str. 6 nach der Stellung zwischen 5 und 7 mit der Śuṣṇasage irgendwie zusammenhängen muß, hat Geldner „Übers." bereits gesehen, ebenso daß mit dem Kavi in 7 Uśanas gemeint ist [3]). Ich meine, daß 7ᵃ parenthetischer Einschub ist, der die direkte Rede in 5—7 als Rat des Kavi (i. e. des Uśanas) an Indra kennzeichnet [4]). Str. 6 aber dürfte den Vordersatz zu 7 bilden und auf einen analogen Täuschungsfall Indra's bei einer früheren Gelegenheit Bezug nehmen. Ich glaube also, daß folgendermaßen zu übersetzen ist:

5: „Fahre den Kutsa, o Indra, an dem du Wohlgefallen gefunden hast, (denn) fest im Zügel gehend (sind) die Schimmelrosse des

---

1) S. oben p. 198 Note 1.

2) Der Gandharva ist, wie Sāyaṇa richtig erklärt, die Sonne; von einem feindlichen Dämon (so auch Hillebrandt, Ved. Myth.² I (1927) p. 379) ist hier so wenig die Rede wie VIII 77. 5 *abhí gandharvám atṛṇad abudhnéṣu rájaḥsv á* | *índro brahmábhya íd vṛdhé* „Es erbohrte den Gandharva in den bodenlosen Räumen Indra den Frommen zum Gedeihen".

3) Siehe Geldner, „Ved. St." II. 164, „Übers." i. l. c. — Meine GGA. 1925, p. 135 vorgetragene Ansicht, daß auch mit dem Kavi in I. 174. 7 Kutsa gemeint sei, kann ich für diese Stelle nicht aufrecht erhalten.

4) In I. 121. 9—12 (s. sogleich!) erfolgt die Kennzeichnung ganz ähnlich durch einen Relativsatz, s. 12ᶜᵈ!

Vāta: entreiße zuvor[1]) das Rad des Svar, den Feinden trete (damit) der Vajraträger entgegen".

6: „Du hast (dereinst) getötet, o Indra, die Mitrerus, von Coda gestärkt, du Herr der Falben, die Nichtopfernden, sie die (in dir) den Aryaman (bezw. ihren Gönner?) sahen, wurden von dir erschlagen (zerbrochen?) mitsamt ihrem Troß[2]), da sie ihre Kinder mit sich führten".

7: — (so) raunte der Kluge (Kavi), o Indra, in Bezug auf die Sonnenbesiegung — „mach (nun auch) die Erde für den Dāsa (i. e. Śuṣṇa) zum Kissen! Es mache Maghavan die drei (Ströme?) funkelnd von Danu (-blut)[3]), in seiner Behausung bringe er den Welscher[4]) zu Fall"[5]).

Die Strophen sind absichtlich dunkel gehalten, aber für den Kenner des Mythos durchaus verständlich: wie Indra dereinst auf Coda's Rat (?) die Mitrerus in Aryamans Gestalt (bezw. indem er sich als ihren Gönner ausgab) getäuscht und mit ihrem ganzen Troß vernichtet hat, so soll er auf Uśanas Rat nun auch in Kutsa's Gestalt mit Śuṣṇa und dessen Anhang verfahren. Möglich, daß auch noch Gewissensbedenken Indra's durch diesen Hinweis beseitigt werden sollen.

Zur Sache vgl. noch X. 49. 3 und 99. 9:

X. 49. 3: *ahám átkaṃ kaváye śiśnathaṃ háthair ahám kútsam āvam ābhír ūtíbhiḥ | aháṃ śúṣṇasya śnáthitā vádhar yamaṃ ná yó rará áryaṃ nắma dásyave ||*

„Ich (Indra) zerschlug (mein) Aussehn mit Schlägen für den Kavi[6]), ich half dem Kutsa mit diesen Hilfeleistungen, ich lenkte

---

1) S. o. p. 200 Note 5.

2) *āyóḥ*, das Geldner „Übersetzung" mit *aryamáṇam* verbindet („dem Gönner (?) des Ayu"), ist wohl trotz des Genetivs mit *sácā* zu konstruieren (spricht Uśanas etwa fehlerhaftes Skt.?). *āyú* steht hier im selben Sinne wie das n. *viśvắyu* „die ganze Menschheit, der ganze Troß". Man beachte namentlich IV. 28. 2[d] = VI. 20. 5[a] *mahó druhó ápa viśvắyu dhāyi* „der ganze Troß des großen Lügners muß abgetan werden" im Vergleich mit I. 63. 3[cd] *tváṃ śúṣṇaṃ vṛjáne pṛkṣá āṇaú yúne kútsāya dyumáte sácāhan* „du erschlugst den Śuṣṇa samt Anhang, Roß und Wagen für den jugendlichen glanzreichen Kutsa". S. auch X. 22. 11 *yád dha śúṣṇasya dambháyo jātám víśvaṃ sayávabhiḥ* u. IV. 16. 12. (S. o. p. 200).

3) ?, sind etwa die Wasser gemeint, in denen Śuṣṇa seinen Wohnsitz hat? S. o. p. 197.

4) *kúyavāc* = *kúyava* s. zu IV. 16. 12 p. 200 Note 3.

5) cf. V. 29. 10[d] = V. 32. 8[d] *ní duryoṇá āvṛṇaṅ mṛdhrávācam; duryoṇé* nur im Śuṣṇa-Mythos!

6) Bezw. „Zum Kavi"?; gemeint ist Kutsa, cf. VIII. 24. 25 *drítā kútsāya śiśnathaḥ.*

die Mordwaffe, um den Śuṣṇa zu zerschlagen, da ich nicht den arischen Namen dem Dasyu preisgab[1])".

X. 99. 9: *sá vrā́dhataḥ śavasānébhir asya kútsāya śúṣṇaṃ kṛpáṇe párādāt | ayáṃ kavím anayac chasyámānam átkaṃ yó asya sánitotá nṛṇā́m* ||

„Er (Indra) hatte dem Kutsa auf (sein) Jammern die über seine Kraftanstrengungen Spottenden, den Śuṣṇa (u. s. Anhang), überantwortet; dieser (sc. Kutsa) führte den zerfetzten Kavi (sc. Indra), der auch sein (sc. Kutsa's) menschliches Aussehen angenommen hatte[2])".

Kehren wir nun nochmals zu V. 31. 10 zurück. Es bleibt noch die Frage nach der Rolle der Maruts bei Indra's Bittgang um Vāta's Rosse zu klären. Die Maruts bilden Indra's ständige Eskorte, die ihn nie verläßt, sie fungieren gewissermaßen als seine Barden, sprechen ihm aber auch in schwierigen Lagen Mut zu. Geldner „Komm." p. 81 verweist auf III. 32. 2—3, 35. 9 und VI. 17. 11; eine noch bessere Parallele bietet für uns X. 113. 3cd *víśve te átra marútaḥ sahá tmánâvardhann ugra mahimā́nam indriyám*, eine Stelle, auf die wir gleich nochmals zurückzukommen haben werden. Daß die Maruts auch Indra's Begleiter auf seinem Wege zu Uśanas gewesen sind, scheint mir VIII. 7. 26 (s. o. p. 196) zu beweisen: „Als ihr (Maruts) von weither zu Uśanas (nach?) Ukṣṇo-Randhra zoget, da brüllte er vor Furcht wie der Himmel" und so dürfte auch der Ausdruck *níḥ ... dhámathaḥ* in V. 31. 9 („blast ihr ihn aus dem Wasser heraus") mit Rücksicht auf die Sturmgötter gebraucht sein. — Wenn der Dichter von V. 31 aber in diesem Zusammenhang die Sprüche der Maruts erwähnt, so verfolgt er damit doch noch einen besonderen Zweck und den zeigt uns, was man bisher nicht bemerkt hat, die nunmehr folgende Str.

V. 31. 11: *sū́raś cid ráthaṃ páritakmyāyāṃ pū́rvaṃ karad úparaṃ jūjuvā́ṃsaṃ | bhárac cakrám étaśaḥ sáṃ riṇāti puró dádhat saniṣyati krátuṃ naḥ* ||

Geldner stellt diese Strophe zum „ersten" Sonnenrennen und übersetzt („Ved. Stud." II. 162 f.) „Selbst des Svar Wagen, der voraus lief, ließ er bei der Überflügelung hinter sich; Etaśa brachte sein Rad davon: er hält es durch, an die Spitze lenkend wird er (Indra) für uns den Preis gewinnen".

---

1) S. Verf. GGA. 1925, p. 131.

2) S. Verf a. a. O., wo aber irrtümlich die Ansicht vertreten war, daß Kutsa Indra's Aussehn bekommen hätte. — *śasyámānam* (Ludwig „zerstückt") entspricht dem *śiśnathaṃ háthaiḥ* in X. 49. 3. Der Mensch Kutsa trug vermutlich Narben von seinen Kämpfen her, die dem Gott Indra natürlich fehlten.

Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß *páritakmyāyām* mit „bei der Überflügelung" falsch gedeutet ist, es heißt vielmehr, „wenn (bezw. wo) es darauf ankommt". Geldner übersetzt jetzt selbst IV. 41. 6 „in der entscheidenden Wendung", IV. 43. 3 „in der entscheidenden Stunde". — Vor allen Dingen aber muß darauf geachtet werden, daß *karat* Konjunktiv ist, und daß demzufolge auch *bharat* hier als Konjunktiv zu fassen ist. *bharat* ist aber hier nicht im Sinne von „davon bringen" zu verstehen, sondern im Sinne des Hinbringens, Übergebens = *á bhṛ*, wie die Parallele in II. 19. 5 (s. u.) erweist. Auch der Schluß der Str. ist wie die fast wörtlich gleiche Str. IV. 20. 3 bisher falsch gedeutet worden: *puró dádhat* gehört vielmehr mit *krátuṃ naḥ* zusammen und steht im Sinne des späteren *puraskṛ* „zur Richtschnur nehmen, berücksichtigen".

Die ganze Strophe ist in Wirklichkeit als der Spruch der Maruts anzusehen, mit dem sie Indra's Vertrauen zu den Rossen des Vāta stärken wollen, genau so wie X. 113. 4 den Zuspruch der Maruts an Indra im Vṛtrakampf enthält, durch den er zu den in den Strophen 5 ff. geschilderten Leistungen ermutigt wird [1]).

Ich übersetze also V. 31. 11 „Selbst den Wagen des Svar, den voraufgeeilten, soll (wird) er überholen, wenn es darauf ankommt, Etaśa soll das Rad bringen, er (Indra) bringt es (mit diesen Rossen) fertig, gibt er unserem Rate Folge, so wird er gewinnen".

Die Strophe ist in diesem Zusammenhang besonders lehrreich, indem sie auf eine Gepflogenheit hinweist, die beim Wagenrennen üblich gewesen sein muß, daß nämlich der im Rennen Unterlegene dem Sieger ein Rad seines Wagens zu bringen hatte — was natürlich nur die symbolische Bedeutung gehabt haben dürfte, daß der Überbringer damit dokumentierte, daß er im weiteren Rennen nicht mehr mittue. Die Strophe enthält aber für den Kenner unseres Mythos zugleich wieder eine besondere Feinheit, denn auf das Bringen des Sonnenrades nach erfolgreichem Rennen ist ja gerade der Rat des Uśanas aufgebaut: Indra soll den Sonnenwagen

---

1) X. 113. 3[cd]: Hierbei (d. h. beim Vṛtrakampf) stärkten alle Maruts zusammen aus sich selbst heraus (unter sich?), o Gewaltiger, deine große Indrakraft (indem sie sprachen): 4 „Kaum geboren drängte er die Feinde auseinander, schaute aus nach mannhaftem Kampf der Held, spaltete den Fels, befreite die Ströme, stemmte den Himmel weit mit großer Energie". 5 „Da bekam Indra (wieder) das volle Kraftvertrauen, drängte Himmel und Erde noch weiter auseinander, schleuderte ermutigt den ehernen Keil herab, erwünscht für den, der Mitra und Varuṇa opfert" usw.

überholen, das von Etaśa gebrachte Rad an sich reißen und als Waffe gegen Suṣṇa gebrauchen. So durfte der Dichter mit dieser Strophe die Behandlung der Śuṣṇasage beschließen, denn er hat durch die Geschicklichkeit, mit der er die Vorbereitungen zu Indra's Besuch bei Uśanas schilderte, in dem sagenkundigen Hörer gleichzeitig den ganzen Verlauf des Śuṣṇamythos lebendig gemacht.

Daß die Strophe V. 31. 11 so aufzufassen ist und wirklich einen integrierenden Bestandteil der Śuṣṇasage bildet, findet glänzende Bestätigung durch I. 121. 9—13. Ich muß auch auf diese Strophen des Näheren eingehen, da sie bisher noch nicht die richtige Deutung gefunden haben.

9: *tvám āyasáṃ práti vartayo gór divó áśmānam úpanītam ṛ́bhvā* |
kútsāya yátra puruhūta vanváñ chúṣṇam anantaíḥ pariyā́si vadhaíḥ ||

Geldner hat bereits richtig gesehen (s. „Übers." I. p. 150 note i. l. c.), daß in der dunklen Verszeile ab das Rätsel des Vajra in dem Śuṣṇakampf steckt, aber seine Übersetzung[1]), die er allerdings selbst „nur als einen unsicheren Versuch" bezeichnet, gibt keine befriedigende Lösung. Nach dem eben Ausgeführten bietet die Deutung der zweifellos wieder mit Absicht dunkel gehaltenen Strophe — es handelt sich schon um den Rat des Uśanas — indessen keine besondere Schwierigkeit mehr. Ich übersetze also:

„Schleudere den ehernen Stein des Himmels[2]) aus der Schleuder[3]), der dir von dem Geschickten[4]) gebracht wird, wodurch du, Vielgerufener, für Kutsa Partei nehmend, den Śuṣṇa mit „unendlichen"[5]) Waffen umgehst".

10: *purā́ yát sū́ras támaso ápītes tám adrivaḥ phaligáṃ hetím asya* |
śúṣṇasya cit párihitaṃ yád ójo divás pári súgrathitaṃ tád ā́daḥ ||

„Noch bevor den Svar die Finsternis überkommt[6]), schleudere den[7]) als Geschoß auf den Räuber[8]), selbst Śuṣṇa's umgelegte gut verschnürte Stärke[8]) hast du damit vom Himmel her zersprengt."

1) „Du kehrtest (?) geschickt den dargereichten ehernen (Spieß?) der Kuh in den Himmelskeil um".

2) D. h. „das Sonnenrad".

3) So schon richtig Roth, s. Pet. W. s. v. *go*.

4) D. i. von Etaśa!

5) Ob mit den *anantaíḥ vadhaíḥ* auch ein Mittel zur Umgehung des Eides angedeutet ist, durch den Indra dem Śuṣṇa gegenüber gebunden ist (also etwa: ewig, d. h. nicht erst angefertigt!), läßt sich natürlich nicht ausmachen, da der Eid leider nicht bekannt ist.

6) S. u. p. 210.

7) Sc. den ehernen Stein des Himmels.

8) So nach Geldner „Übers.".

11: *ánu tvā mahī́ pā́jasī acakré dyā́vākṣā́mā madatām indra kárman* |
tvám vṛtrám āśáyānam sirā́su mahó vájreṇa siṣvapo varā́hum ||

„Himmel und Erde, die beiden großen (der Sonne) zugewandten Seiten[1]) sollen dir (auch) ohne Rad[2]) zujubeln, o Indra, bei deinem Tun: „versenke (doch) den Feind[3]), der in den Wasserläufen ruht, den Eber[4]), mit der großen Keule in den Todesschlaf!"

Die letzte Verszeile ist als Rede von Himmel und Erde gedacht, *siṣvapaḥ* ist Konjunktiv; die ganze Strophe gehört mit zu Uśanas Rat, wie die folgenden Strophen erweisen[5]).

12: *tvám indra náryo yā́ñ ávo nṝ́n tíṣṭhā vā́tasya suyújo váhiṣṭhān* |
yám te kāvyá uśánā mandínam dā́d vṛtrahánam pā́ryam tatakṣa vájram ||

„Du, o Indra, der du mannhaft den Menschen zu Hilfe kommst, besteige des Vāta gut ins Geschirr gehende vorzüglich fahrende (Rosse)". Der berauschende Trank, den dir Kāvya Uśanas (hiermit) gegeben hatte, hat dir die wirksame Keule gezimmert, die den Feind[6]) tötet".

Mit den ersten Verszeilen, die sich nach dem oben Ausgeführten deutlich als Abschiedsworte des Uśanas an Indra charakterisieren, beschließt der Dichter wirkungsvoll Uśanas Rat, den er von Str. 9 ab in direkter Rede vorgetragen hat[7]). Die nunmehr folgende Strophe zeigt uns, wie dieser Rat auch den gewünschten Erfolg gehabt hat, sie ist also als Itihāsa-Strophe anzusehen, die das Endergebnis darstellt, während sie von Geldner seiner Auffassung entsprechend zum „ersten Sonnenrennen" gestellt wird.

13: *tvám sū́ro harito rāmayo nṝ́n bhárac cakrám étaśo nā́yám indra* |
prā́sya pārám navatím nāvyā̀nām ápi kartám avartayó 'yajyūn ||

Zu *bhárat* s. das oben bei V. 31. 11 (p. 204) Gesagte, nur daß wir es hier dem *rāmayaḥ* entsprechend als augmentloses Imperfekt zu fassen haben. Auch das schwierige *nā́yám*, über das sich bisher schon viele vergeblich den Kopf zerbrochen haben[8]), findet durch die Erkenntnis von der Zugehörigkeit der *bhárac cakrám*-Stellen zum Śuṣṇamythos seine Lösung. Ich habe schon GGA. 1925,

1) Zu *pā́jasī* s. Verf. GGN. 1923, p. 6 u. vgl. unten p. 210.

2) Gemeint ist natürlich hier das Sonnenrad, das Indra auf Śuṣṇa schleudert, vgl. unten p. 210.

3) Mit *vṛtrám* kann hier nur Śuṣṇa gemeint sein; vgl. oben p. 197.

4) Eber (so richtig!) heißt er eben, weil er in den Wasserläufen haust.

5) Anders Geldner „Übers." l. c.

6) *vṛtrahánam* geht wieder auf Śuṣṇa.

7) S. oben zu I. 174. 7 (p. 201).

8) S. die Literatur bei Oldenberg ZDMG. 55. 283 f., „Der Ṛgveda, krit. u. exeget. Noten" I. p. 121 f.

p. 129f. auf Ṛv. II. 19. 5[cd 1]) hingewiesen: *á yád rayím guhádavadyam asmai bhárad áṃśaṃ naitaśo dáśasyan* ‖ „als ihm der gefällige Etaśa makelverhüllend[2]) die Beute (i. e. das Sonnenrad) wie einen (ihm zukommenden) Anteil brachte". Das dort gebrauchte *áṃśaṃ ná* legt die Vermutung nahe, daß in *nāyám* etwas Ähnliches stecken wird, und damit ist denn auch die Lösung gegeben, d. h. *nāyám* ist nicht mit dem Pp. als *ná ayám* aufzulösen, sondern als *ná āyám*, „wie das was einem zukommt, was einem gehört"[3]). Zur Sache s. meine Bemerkungen zu V. 31. 11 (oben p. 204).

Es ergibt sich also für I. 121. 13 folgende Übersetzung:

„Du hemmtest die Falb-Stuten des Svar (in ihrem Lauf) zum Besten der Menschen. Etaśa brachte das Rad wie etwas (dir) Zukommendes, o Indra. Über neunzig Ströme (es)[4]) schleudernd rolltest du die Gottlosen in den Abgrund".

Wenn es somit auch als Brauch gegolten haben muß, daß der Unterlegene dem Sieger im Wettrennen ein Rad seines Wagens brachte, so galt es doch ganz gewiß nicht für „fair", wenn der Sieger dieses Rad an sich nahm. Das kommt schon in dem *vṛhatāt* I. 174. 5, IV. 16. 12, *avṛhaḥ* V. 29. 10, *prá vṛhat* I. 130. 9, *ní khidat* IV. 28. 2[5]) zum Ausdruck. Noch markanter sind die Stellen I. 130. 9 (*á*)*muṣāyati*, 175. 4 *muṣāyá*, IV. 30. 4 *muṣāyáḥ*, VI. 31. 3 *muṣāyáḥ*[6]). Auch das *guhádavadyam* in II. 19. 5 findet aus dieser Anschauung seine Erklärung, wie ich schon GGA. 1925, p. 125 gezeigt habe: der Dieb wird dadurch entsühnt, daß ihm das Gestohlene nachträglich geschenkt wird.

Auf einige der eben zitierten Stellen werde ich im V. nochmals zurückkommen müssen, in diesem Zusammenhange möchte ich aber gleich die schwierige Str. I. 130. 9 erledigen:

sū́raś cakráṃ prá vṛhaj jātá ójasā prapitvé vā́cam aruṇó muṣāyatīśāná á muṣāyati | uśánā yát parāvátó 'jagann ūtáye kave | sumnā́ni víśvā mánuṣeva turváṇir áhā víśveva turváṇiḥ ‖

Geldner übersetzt jetzt[7]), abweichend von „Ved. Stud."

1) Zur ganzen Str. s. i. V.

2) Besser so, d. h. adverbiell zu fassen.

3) Eine Deutung, die natürlich auch durchaus für die 3 anderen *nāyám*-Belege (I. 130. 1, VIII. 2. 28 u. 33. 13) paßt; alle mit der gleichen formelhaft gewordenen Wortstellung statt des zu erwartenden *āyáṃ ná*. Zu *āyá* s. Neißer a. a. O. sub verbo.

4) So richtig Geldner „Übersetzung".

5) *ní khid* wird dieselbe Bedeutung haben wie *á khid*, d. h. „an sich reißen" bezw. „herunterreißen".

6) S. Geldner „Ved. Stud." II. 172.

7) „Übers." I, p. 166.

II. 169 u. 179: „Er riß das Rad der Sonne ab, der mit Kraft Geborene. Im Überholen stiehlt er (als?) Aruṇa die Stimme, stiehlt er, der das vermag, als Uśanas aus der Ferne zum Beistand gekommen war, o Seher; alles Glück wie mit Manu gewinnend, wie alle Tage gewinnend" — ich meine aber, daß nach den obigen Ausführungen eine andere Auffassung der Strophe geboten ist, und schlage daher folgende Übersetzung vor:

„Es entriß das Rad des Svar der gewaltsam Geborene (i. e. Indra), im Wettlauf raubt Aruṇa[1]) die Stimme[2]), (aber) der Überlegene (i. e. Indra) raubt dagegen[3]), weil du o Kavi (sc. Indra) von weither zu Uśanas[4]) um Hilfe gegangen warst, alle (göttlichen) Gnaden für den Menschen[5]) überbietend, für alle Tage (Zeiten) überbietend".

Indra hat mit dem Raub des Sonnenrades zweifellos eine Schuld auf sich geladen, aber er hat den Schaden auch wieder gut gemacht, was oft betont wird, und damit kommen wir zu einer Gruppe von Belegstellen, deren Bedeutung bisher nicht erfaßt worden ist:

VI. 31. 3: *tvám kútsenābhí śúṣṇam indrāśúṣam yudhya kúyavaṃ gáviṣṭau | dáśa prapitvé ádha sū́ryasya muṣāyáś cakrám ávive rápāṃsi* || (Geldner „Ved. Stud." II. 175, „Komm." II, p. 94).

„Tritt mit (bezw. durch = als?) Kutsa, o Indra, dem gefräßigen (?) Śuṣṇa, dem Welscher, im Kampf entgegen, beiße (die Zähne zusammen)[6]) im Wettlauf, und raubtest du (auch) das Rad des Sūrya, so machtest du (doch) den Schaden wieder gut[7])".

Worin diese Wiedergutmachung besteht, wird aus anderen Stellen deutlich. So lesen wir V. 29. 9 und 10:

---

1) Sūrya's Wagenlenker, s. Geldner „Ved. Stud." II, p. 175; = Etaśa? s. u. p. 213.

2) D. h. den Atem, so schon Sāyaṇa i. l. c.

3) Sc. das Rad; die Übersetzer haben nicht beachtet, daß *muṣāyati* hier mit *á muṣāyati* aufgenommen wird.

4) Akkusativ! s. Verf. GGA. 1925, p. 134 f.

5) *mánuṣeva* für *mánuṣe iva* (bezw. *mánuṣe va*?) nach Geldner's Vorschlag, „Übers." Note i. l. c.

6) Sāyaṇa erklärt *dáśa* wohl richtig als Imperativ zu $\sqrt{}$*daṃś* „beißen" Geldner „stoß den Stachel ein".

7) Daß Aufrecht's Korrektur *áviver ápāṃsi* nicht nötig und wie diese Worte zu deuten seien, hat Geldner schon „Komm." i. l. c. II, p. 94 und zu I. 69. 8, ibid. p. 12, festgestellt; — man sieht wieder, daß der Padakāra doch noch das richtige Gefühl für den Sinn der Strophe gehabt hat.

9: *uśánā yát sahasyaìr áyātaṃ gṛhám indra jūjuvānébhir áśvaiḥ* |
vanvānó átra saráthaṃ yayātha kútsena devaír ávanor ha śúṣṇam ||
10: *prânyác cakrám avṛhaḥ sûryasya kútsāyānyád várivo yâtave 'kaḥ* |
anâso dásyūm̐r amṛṇo vadhéna ní duryoṇá āvṛṇaṅ mṛdhrávācaḥ ||
(Geldner „Ved. Stud." II. 169; 35, 171).

Sāyaṇa spricht in seiner Erklärung von Str. 10 von dem Sūrya, der ursprünglich zwei Räder hatte; I. 175. 4 sagt er: früher besaß der Wagen des Sūrya zwei Räder, eins hat Indra geraubt, so lautet ein Itihāsa. So lehrt auch der Spruch V. 29. 10. — Desgleichen zu II. 11. 20: Oder aber: zweirädrig war nämlich früher der Wagen des Sūrya, sein eines Rad wurde von Indra geraubt". — IV. 28. 2: Von Sūrya's früher zweirädrigem Wagen schnitt er (Indra) ein Rad auf Grund seiner Übermacht ab. — V. 31. 11: Indra raubte ein Rad des früher zweirädrigen (Sonnen)wagens. Indra vernichtete mit diesem Rad die Dämonen[1]). — VI. 30. 3: Im Kampfe stahlst du ein Rad, das zu Sūrya's Wagen gehörte. Von da ab war der Wagen Sūrya's einrädrig. Entsprechend heißt es auch in der Schrift: Sieben schirren den einrädrigen Wagen (I. 164. 2). — Geldner hat diesen Angaben Sāyaṇa's mit Unrecht keinen Wert beigemessen, während es doch ohne weiteres verständlich scheint, daß die alten Fabulierer eine Erklärung dafür suchten, weshalb Sūrya nicht den üblichen zweirädrigen Wagen, sondern nur einrädrig fährt. M. E. sind die beiden Strophen so zu übersetzen:

V. 29. 9: „Weil ihr beide mit den sieghaft eilenden Rossen zu Uśanas[2]) ins Haus zoget, o Indra, bist du hier triumphierend auf gleichem Wagen mit Kutsa gezogen (und) mit den Göttern, du besiegtest ja den Śuṣṇa.

10: Das eine Rad des Sūrya entrissest du für Kutsa, dem anderen hattest du Raum geschaffen zum (Weiter)Laufen; die nasenlosen Dasyus zerschmettertest du mit d(ies)er Waffe, in ihrer Behausung strecktest du nieder die Welscher[3])".

Aus diesem Gedankengang sind auch IV. 30. 3—6 zu erklären:

3: *víśve canéd anā́ tvā devâsa indra yuyudhuḥ* | *yád áhā náktam âtiraḥ* ||

4: *yátrotá bādhitébhyaś cakráṃ kútsāya yúdhyate* | *muṣāyá indra sûryam* ||

---

1) Beachte übrigens M. S. III. 4. 7 (54. 19 f.) *rathacakraṃ vai vajraṃ kṛtvā devā asurebhya upaprāvartayaṃs teṣāṃ śatatarham adṛṃhan.*

2) S. Verf. GGA. 1925, p. 135 und oben p. 196 f.

3) S. zu I. 174. 7 (oben p. 202).

5: *yátra devâm̐ ṛghāyató víśvām̐ áyudhya éka ít | tvám indra vanâm̐r áhan* ||

6: *yátrotá mártyāya kám áriṇā indra sûryam | prâvaḥ śácībhir étaśam* ||

So lange der Sonnenwagen zwei Räder hatte, mußte es nach der vedischen Anschauung im Himmel wie auf der Erde ständig Tag bleiben, da die Sonne bei der Hin- und Rückfahrt stets die helle Außenseite, sei es des linken, sei es des rechten Rades, zeigte. Als Indra aber das eine Rad an sich riß, um es auf Śuṣṇa zu schleudern, mußte die radlose Seite in Dunkel gehüllt werden. Wenn Indra den Schaden auch wieder gut machte, indem er die Sonne in den Stand setzte, mit einem Rade weiter zu fahren, so mußte nunmehr mit der Hin- und Rückfahrt der Wechsel von Tag und Nacht verbunden sein, da nur die eine Seite des Rades leuchtete. S. Verf. „Der Nachtweg der Sonne nach der vedischen Anschauung“ GGN. 1923, p. 1 ff. Man beachte in diesem Zusammenhang nochmals[1]) das *purá yát sûras támaso ápīteḥ* und die *mahî pâjasī acakré dyâvākṣâmā* I. 121. 10 und 11, sowie IV. 17. 14: *ayám cakrám iṣaṇat sûryasya ny étaśaṃ rīramat sasṛmāṇám | â kṛṣṇá īṃ juhurāṇó jigharti tvacó budhné rájaso asyá yónau* ||, eine Strophe, die auch[2]) mit dieser Wiedergutmachung durch Indra verbunden werden muß: „Dieser (Indra) machte das Rad der Sonne (wieder) flott — er hatte den Etaśa in seinem Lauf gehemmt —, der Schwarze (i. e. die Sonne, welche ein Rad verloren hat) besprengt ihn umkippend auf dem Boden der Haut[3]) an der Grenze dieses Raumes“. — Ich übersetze also IV. 30. 3—6:

3: „Selbst die Götter allesamt haben sich dir darum[4]) nicht widersetzt, o Indra, als du über die Tage zur Nacht übergingst[5]),

4: Wo du zwar für die Bedrängten (und) für den kämpfenden Kutsa, den Sūrya um ein Rad beraubtest, o Indra,

5: Wo(bei) du die die Götter Bedrohenden[6]) allesamt ganz allein bekämpftest (und) die Nachsteller (?) erschlugst,

1) S. oben p. 205 f.

2) Meine a. a. O. p. 15 f. vorgetragenen Ausführungen sind entsprechend zu verbessern. Beachte auch Geldner: „Übers.“ I, p. 396 und Noten, ganz anders noch „Ved. Stud.“ II, p. 170.

3) D. h. „macht ihn bis auf die Haut naß“, Verf. a. a. O. p. 16; die Sonne ist ja von beiden Seiten vom Wasser umgeben, a. a. O. p. 12.

4) Weil keiner höher noch größer ist als Indra, s. Str. 1.

5) ? Geldner's „Übers.“: „als du Tag und Nacht abgrenztest“ trifft dem Sinn nach ebenfalls das Richtige.

6) So richtig Sāyaṇa: *yasmin saṃgrāme devān indrādīn bādhamānān sarvān rākṣasādīn ayudhyaḥ*.

6: Wo du aber (auch) dem Sterblichen zulieb die Sonne (weiter) laufen ließest: du halfst mit deinen (magischen) Kräften dem Etaśa[1])".

Eine ähnliche Gegenüberstellung finden wir in II. 19. 4—6:

4: *só apratíni mánave purū́ṇíndro dā́śad dāśúṣe hánti vṛtrám | sadyó yó nŕ̥bhyo atasā́yyo bhū́t paspṛdhānébhyaḥ sū́ryasya sātaú ||*

5: *sá sunvatá índraḥ sū́ryam ā́ devó riṇaṅ mártyāya stavā́n | ā́ yád rayíṃ guhádavadyam asmai bhárad áṃśaṃ naítaśo daśasyán ||*

6: *sá randhayat sadívaḥ sā́rathaye śúṣṇam aśúṣaṃ kúyavaṃ kútsāya | dívodāsāya navatíṃ ca návéndraḥ púro vy aìrac chámbarasya ||*

4: „Dieser Indra gab vieles (miteinander) unvereinbar scheinendes[2]) dem Menschen hin, der ihm opferte: es erschlägt den Feind (derselbe Indra), der am selben Tage erbittlich geworden war für die Mannschaft, die (gegen ihn) um den Sieg der Sonne gestritten hatte[3]).

5: Dieser Gott Indra gab gepriesen die Sonne frei für den Somapressenden Sterblichen, als ihm der gefällige Etaśa makelverhüllend die Beute wie einen (ihm zukommenden) Anteil brachte[4]).

6: Dieser (Gott Indra) gab am selben Tage seinem Wagengefährten Kutsa den gefräßigen (?) Śuṣṇa, den Welscher, preis. Für Divodāsa zerstörte Indra die 99 Burgen des Śambara[5])".

Das führt uns nun auch zu dem richtigen Verständnis von I. 61. 15:

asmā́ íd u tyád ánu dāyy eṣām éko yád vavné bhū́rer ī́śānaḥ | práitaśaṃ sū́rye paspṛdhānáṃ saúvaśvye súṣvim āvad índraḥ ||

„Ihm muß das von ihnen[6]) zugestanden werden: als er allein gesiegt hat (und) Herr über das Viele (die Vielen war[7])), half

1) Daß die Strophen 4 und 6 gedanklich zusammenhängen, steht auch schon richtig bei Sāy. zu Str. 4: *tasmin yuddhe prāvaḥ śacībhir etaśam iti pareṇa saṃbandhaḥ.*

2) Ludwig's „Unvergleichliches" trifft den Sinn hier besser als Oldenberg „Der Ṛgveda, krit. u. exeget. Noten" i. l. c. und Geldner „Übers." i. l. c., die zu *apratíni* das sonst übliche *vṛtrā́ṇi* ergänzen wollen. Es handelt sich hier um die scheinbare Gegensätzlichkeit in Indra's Verhalten bei dem Kampf um die Sonne (beachte auch das in Str. 3 unmittelbar voraufgehende *aktūnā́hnāṃ vayúnāni sādhat* vgl. mit IV. 30. 3 *yád áhā náktam ā́tiraḥ* (s. soeben!)). Str. 5 und 6 sind als Beweisführung für das in Str. 4 Ausgesagte anzusehen.

3) Vgl. I. 61. 15[cd], s. sogleich!

4) S. o. p. 206 f.

5) Die merkwürdige Verbindung des Śuṣṇamythos mit dem Śambara-Kampf auch in I. 54. 6 (I. 103. 8).

6) Sc. von den Göttern; so mit Geldner „Übers."

7) Vgl. IV. 30. 5, oben p. 210.

Indra dem Etaśa, der bei Sūrya um die Rossemeisterschaft (gegen ihn) gestritten hatte[1]), (und dem,) der (ihm) Soma gespendet hat".

Da Asyndeton in diesen Strophen besonders häufig ist — cf. *bādhitébhyaḥ, kútsāya yúdhyate* IV. 30. 4, *kútsena, devaiḥ* V. 29. 9 — braucht *súṣvim* nicht notwendig auf Etaśa bezogen zu werden, es wird vielmehr dem *sunvaté mártyāya* in II. 19. 5 entsprechen.

Der Kampf des Etaśa geht nicht um seine Meisterschaft im Marstall des Sūrya, wie Geldner „Ved. Stud." II. 161 meint, s. auch „Übers." zu I. 61. 15 — Sāyaṇa's Ākhyāyikā von Sūrya, dem Sohn des Svaśva, und seinem Kampf mit dem Ṛṣi Etaśa, dem Indra beistand (s. zu I. 61. 5, II. 19. 5, IV. 17. 14 (30. 6), V. 29. 5, VI. 15. 5, 31. 3 (mit Berufung auf I. 130. 9), VIII. 1. 11), ist natürlich nur aus dem mißverstandenen *saúvaśvye* in I. 61. 15 herausgesponnen —, sondern um die Meisterschaft der Rosse Sūrya's über die von Indra gesteuerten Rosse des Vāta; und die Hilfe, die Indra dem Etaśa zuteil werden läßt, besteht eben darin, daß er ihm ermöglicht, den einrädrigen Wagen Sūrya's weiter zu fahren.

Auch die wenigen noch übrig bleibenden Geldner'schen Belege für das „erste" Sonnenrennen erklären sich aus dieser Anschauung. I. 54. 6[cd]: *tvám (āvitha) rátham étaśaṃ kṛ́tvye dháne tvám púro navatíṃ dambhayo náva* „du hast (o Indra) dem Wagen (des Sūrya und) dem Etaśa geholfen (damals), als es sich um den Siegespreis handelte, du überrumpeltest die 99 Burgen (des Śambara)"; ganz ähnlich VIII. 50. (= Vāl. 2) 9[c]: *yáthā prā́va étaśaṃ kṛ́tvye dháne* — und schließlich auch V. 29. 5: *ádha krátvā maghavan túbhyaṃ devā́ ánu víśve adaduḥ somapéyaṃ | yát sū́ryasya harítaḥ pátantīḥ puráḥ satī́r úparā étaśe káḥ* ||

Schon die Ähnlichkeit der Phraseologie mit der als zum Śuṣṇamythos gehörig erkannten Str. V. 31. 11 (s. o. p. 203 f.) beweist die Zusammengehörigkeit beider Strophen. Geldner's Übersetzung „Ved. Stud." II p. 161 „Und die Götter traten dir, o Maghavan, bereitwillig den Somatrunk ab, als du die fliegenden Falben des Sūrya, welche einen Vorsprung hatten, hinter den Etaśa brachtest" kann daher nicht richtig sein, es ist vielmehr so zu übersetzen: „Und auf Grund (dieser) Einsicht, o Maghavan, gestanden dir alle Götter den Somatrunk zu, als du die fliegenden Falbstuten des Sūrya, welche voraus waren, bei (d. h. trotz) Etaśa überholt hattest". — Nicht das Überholen der Falben Sūrya's wird von den Göttern anerkannt, sondern die Einsicht, mit der Indra den angerichteten Schaden wieder gutgemacht hat. Der loc. *étaśe* kann nicht von *úparāḥ* abhängig

1) S. soeben II. 19. 4.

sein. Möglich wäre natürlich auch die Übersetzung: in Etaśa, bezw. unter Etaśa, da aber nach VIII. 1. 11 (s. oben p. 201) die Überrumpelung des Sūrya dadurch gelang, daß Etaśa sich durch Vāta's Rosse täuschen ließ, verdient wohl die Übersetzung trotz Etaśa (d. h. trotzdem Etaśa dabei war) den Vorzug.

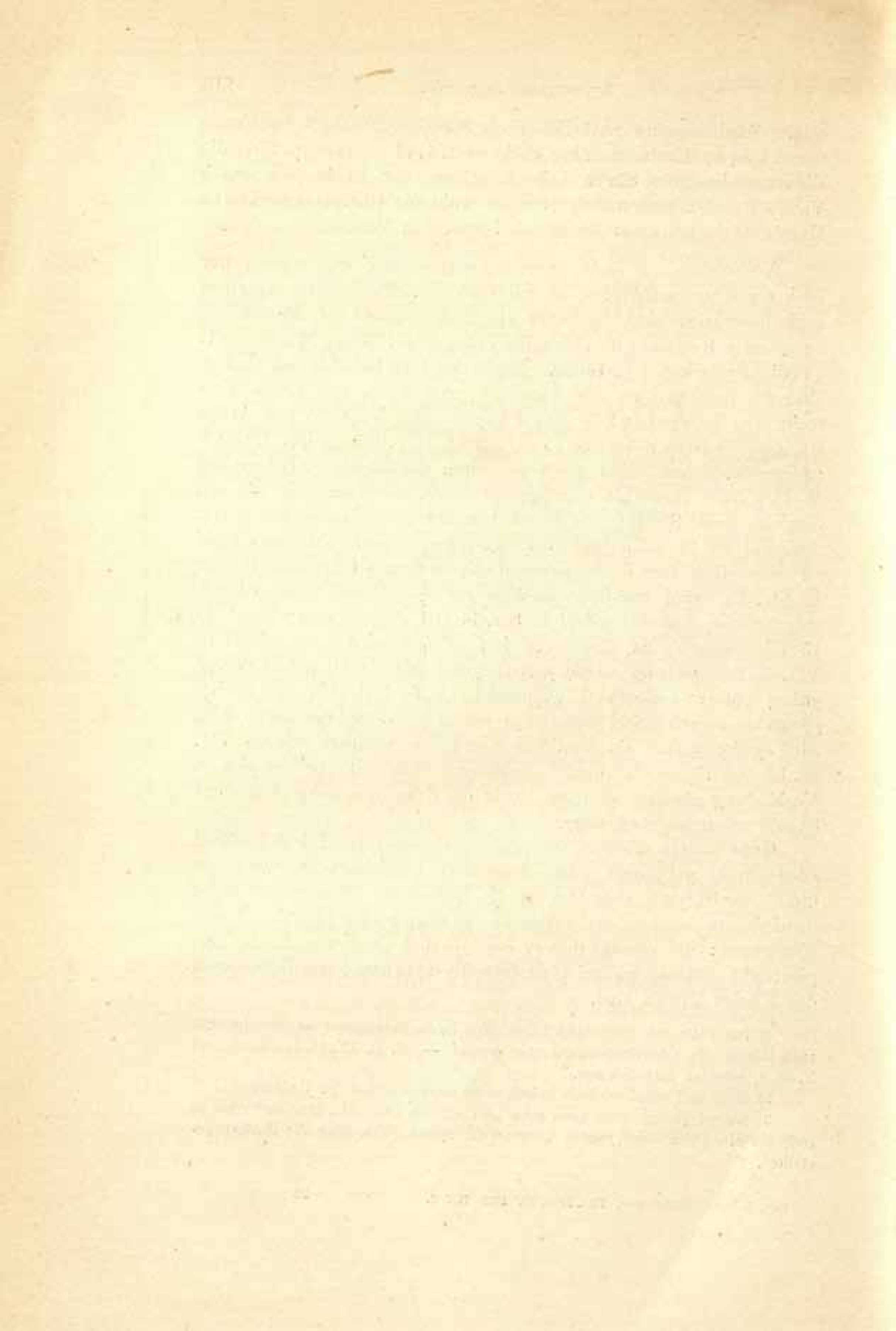
Wir stehen am Ende unserer Untersuchung und wollen nur noch die Frage aufwerfen, ob wir nach den Ergebnissen derselben noch berechtigt sind, in Etaśa ein Roß, speziell das Sonnenroß, zu sehen (s. Bergaigne „Religion Védique" II. 330 ff., Macdonell „Vedic Mythology" p. 149 f.). Nach den hier behandelten Stellen sind wir geradezu zu der Annahme gezwungen, daß Etaśa vielmehr der Rosselenker des Sūrya, also identisch mit Aruṇa ist, den Geldner bereits „Ved. Stud." II p. 175 in Ṛv. I. 130. 9 nachgewiesen hat. Und prüft man nun die sonstigen Belege des Wortes *étaśa* daraufhin noch einmal durch, so finden wir für den Singular keine Stelle[1]), die dieser Annahme unbedingt widerspricht. Auf VII. 66. 14 *úd u tyád darśatáṃ vápur diví eti pratihvaré | yád īm āśúr váhati devá étaśo víśvasmai cákṣase áram* ‖ folgt unmittelbar in Str. 15 *saptá svásāraḥ suvitāya sū́ryaṃ váhanti haríto ráthe* ‖, was beweist, daß das *váhati* in Str. 14 mit „fährt" und *váhanti* in 15 mit „ziehen" zu übersetzen ist. Somit wird auch *váhati* in VII. 63. 2^cd^ *samānáṃ cakráṃ paryāvívṛtsan yád etaśó*[2]) *váhati dhūrṣú yuktáḥ* „fährt" bedeuten[3]), während in IX. 63. 8 *áyukta sū́ra étaśaṃ pávamāno manāv ádhi | antárikṣeṇa yā́tave* und 9 *utá tyā́ haríto dáśa sū́ro ayukta yā́tave* ein ähnliches Verhältnis vorliegt wie in VII. 66. 14 und 15, so daß *ayukta* wohl am besten mit „er hat sich in Verbindung gesetzt mit (dem Etaśa des Svar, den zehn Harits des Svar)" wiederzugeben wäre.

Ganz anders steht es freilich, wo *etaśa* substantivisch im Dual oder Plural gebraucht wird, denn dort bezeichnet es zweifellos die Rosse Sūrya's, aber hier ist die Bedeutung „Sonnenroß" nicht das Primäre, sondern erst sekundär von dem nomen proprium Etaśa übertragen: die *étaśāḥ* (bezw. *etaśā́ḥ*) sind „die von Etaśa Regierten", geradeso wie beispielsweise die tṛ́tsavaḥ die Untertanen des Königs Tṛ́tsu sind.

1) Die Fälle wo *étaśa* adjektivisch eine Farbe bezeichnet — man beachte auch hierin die Übereinstimmung mit *aruṇá*! —, d. h. IX. 16. 1, 64. 19 und X. 53. 9, scheiden natürlich aus.

2) *étaśa* und *etaśá* wechseln miteinander ohne Wechsel der Bedeutung.

3) *dhūrṣú yuktáḥ* wäre dann etwa „der auf die Deichseln gesetzte" oder es steht im Sinne von *dhuri yuktaḥ* „der an die Spitze (d. h. über die Harits) gestellte".



Nachrichten

von

der Gesellschaft der Wissenschaften

zu

Göttingen

aus dem Jahre

1928

Philologisch-Historische Klasse

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung

1928



Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner)
in Göttingen.

Register

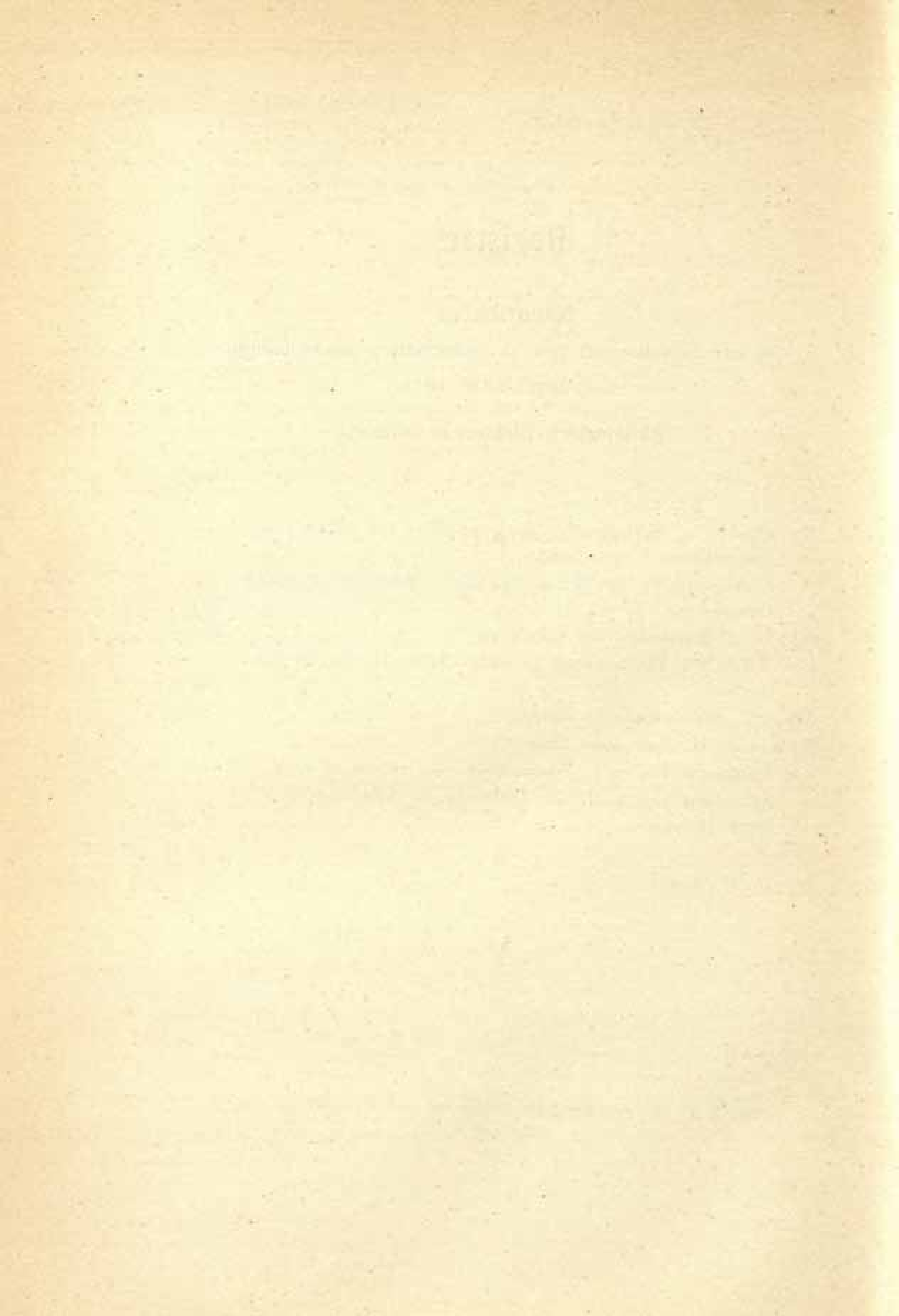
über die

Nachrichten

von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen

aus dem Jahre 1928.

Philologisch-Historische Klasse.



Shakespeares Prologe, Epiloge und Chorus-Reden.

Eine kritische Untersuchung

von

Lorenz Morsbach.

Vorgelegt in der Sitzung am 20. Juli 1928.

I.

Vorbemerkung.

Es muß auffallen, daß die Prologe, Epiloge und Chorus-Reden in den Dramen Shakespeares noch keiner näheren Untersuchung unterzogen sind. Sie werden in deutschen Ausgaben z. T. sogar fortgelassen. Die wissenschaftliche Forschung hat immer nur Einzelnes gelegentlich herausgehoben, aber niemals nach dem Ganzen gefragt. Auch bedürfen diese „Zutaten", deren Echtheit in einigen Fällen bezweifelt wird, einer eingehenden Interpretation, die bisher fehlt. Die Hauptaufgabe aber ist, dieses Beiwerk zu den Dramen in jedem Einzelfalle im Zusammenhang mit dem geistigen und künstlerischen Inhalt zu untersuchen und seinen Wert festzustellen. Wer dies tut, dem ergeben sich (wie hier gezeigt werden soll) nicht nur zahlreiche neue Fragen, sondern auch ungeahnte Ausblicke auf den Dichter und sein Werk. Hat er sich doch in diesen „Zutaten" über vieles selber, nicht durch den Mund seiner dramatischen Personen, ausgesprochen, was für uns um so größere Bedeutung haben muß, als sonst wenig Greifbares über den Dichter überliefert ist.

Romeo and Juliet.

Der Prolog („Chorus") zum I. Akt.

Der Prolog ist in der Folio I nicht erhalten, aber, da er unzweifelhaft echt ist, wohl durch irgend ein Versehen, ausgefallen. Delius meint, er sei vielleicht bei den späteren Aufführungen des Dramas auf dem Shakespeare'schen Theater fortgelassen. Doch vieles spricht dagegen. Die Q^1 (mit einem auch sonst sehr verstümmelten Text des Dramas) von 1597 bringt den Prolog, der hier wie in allen Quartos als „Chorus" bezeichnet wird (weil der „Chorus" vor dem II. Akt von demselben Schauspieler gesprochen wurde) in z. T. sehr entstellter Fassung. Dagegen die späteren

Quartos geben auch hier den vollständigen Text. Wie die in Q[1] (A) ohne Zweifel verstümmelte Fassung des Originals wahrscheinlich entstanden ist, wird im Anhang näher ausgeführt werden. Die gute und vollständige Fassung des Prologs in Q[2] 1599 ergibt uns für den Inhalt und die Beurteilung das Folgende:

Der Inhalt gipfelt in folgenden Sätzen:

Alte Feindschaft zweier angesehener Häuser in Verona bricht in neuen Streit aus und Bürgerblut fließt. Ihrem Schoße sind zwei Liebende entsprossen, über denen Unglückssterne walten, die ihren Weg durchkreuzen. Ihr unglückseliges Ende begräbt den Streit der beiden Familien. Was wir heute auf der Bühne bringen, ist der furchtbare Weg ihrer vom Tode gezeichneten Liebe (The fearful passage of their death-mark'd love) und der dauernde Haß ihrer Eltern, den nur der Tod der Kinder tilgen konnte.

So höret geduldig zu, und was hier noch fehlt (bezw. verfehlt ist), werden wir uns (ein anderes Mal) zu bessern Mühe geben. —

Der Prolog will mehr als den wesentlichen Inhalt der Tragödie andeuten. Es ist zu beachten, wie sehr der Dichter neben dem Haß der beiden Häuser auch das Verhängnis betont (fatal loins; misadventured overthrows; star-cross'd lovers; death-mark'd love), das ihren Tod mit herbeiführt. Der Hörer wird auf die in zweifacher Hinsicht tragische Geschichte deutlich hingewiesen. Und wenn noch hinzugefügt wird, daß nur der Tod ihrer Kinder die streitenden Parteien versöhnen konnte, so wird auch damit angedeutet, daß auf die Liebenden keine Schuld fällt, sondern daß sie nur das Opfer unseliger Feindschaft und der Verkettung widriger Umstände geworden sind.

Schon ehe Romeo das Haus der Capulets betritt, ahnt er, daß dieser Schritt verhängnisvoll werden könne:

> I fear, too early: for my mind misgives
> Some consequence yet hanging in the stars
> Shall bitterly begin his fearful date
> With this night's revels and expire the term
> Of a despised life closed in my breast
> By some vile forfeit of untimely death.
> But He, that hath the steerage of my course,
> Direct my sail (I 4, 106 ff.)! und als er erfährt, daß Julia

eine Capulet ist, ruft er aus:

> O dear account! my life is my foes debt (I 5, 120).

Auch Julia, als sie hört, daß Romeo ein Montague ist, sagt ahnungsvoll:

Prodigious (Unglückverheißend) birth of love it is to me,
That I must love a loathed enemy (I 5, 142f).

Wie der Dichter den tragischen Stoff aufgefaßt hat, zeigen auch die Worte, die er den nächstbeteiligten Personen am Ende des Ganzen in den Mund legt: „poor sacrifices of our enmity“ und „all are punished“. Die versöhnenden Schlußreden im Drama ersetzen zugleich den (damals noch) üblichen Epilog, der das tragische Gefühl des ergriffenen Hörers nur herabgemindert hätte.

Es ist die Tragödie zweier Liebenden, die ihre, trotz allen feindlichen Gewalten, unzerstörbare Liebe durch einen zwar nicht gesuchten, aber in entscheidender Stunde selbstgewollten Tod besiegeln. Das Leben opfern sie, nicht ihre Liebe. Der Dichter läßt die Tragödie in die leidvollen Worte des Fürsten ausklingen:

There never was a story of more woe,
Than this of Juliet and her Romeo. —

Gibt demnach Shakespeare im Prolog und am Schluß des Dramas selber die Richtung an, in der die Zeitgenossen den tragischen Gehalt seiner Liebestragödie sehen sollen, so muß das für uns von der größten Bedeutung sein. Denn auch das tragische Empfinden hat wie das künstlerische seine Geschichte. Das Promblem des Tragischen darf nicht von der Zeit und dem Weltbilde des Dichters losgelöst werden. Es ist doch fraglich, ob das, was wir Heutigen als einzig oder vorwiegend tragisch empfinden, auch für vergangene Zeiten uneingeschränkte Geltung hat. Wie das frühgermanisch-heidnische Heldenideal trotz starker Berührungspunkte von dem späteren christlich-germanischen und auch dem Shakepeareschen vielfach abweicht, so ist auch die auf einfacherem Grunde ruhende Tragik der frühgermanischen Heldendichtung von der Shakespeareschen mit ihrer vertieften Problematik und dem verfeinerten Ethos einer fortgeschrittenen Zeit in vielem durchaus verschieden. Auch ist jeder tragische Fall ein besonderer, durch die Personen und die obwaltenden Umstände, und wer die Tragik aller Einzelfälle auf einen gemeinsamen Nenner bringen will, nimmt dem Besonderen und Einmaligen seinen Eigenwert. —

Doch kehren wir zu unserem Prolog zurück. Gleich im Anfang wird gesagt, daß das Stück in Verona (fair V.) spielt, obwohl schon die erste Szene des ersten Aktes sofort die Ortsangabe bringt.

Die Schlußverse des Prologs enthalten die übliche Bitte an die Zuhörer um ein geneigtes Ohr. Doch haben die Worte: „What here shall miss, we'll study to amend“ wohl mehr die Schauspieler

als den Dichter im Auge. Die ähnlichen Schlußworte Pucks im Mitsommernachtstraum beziehen sich aber deutlich auf beide, den Dichter und die Spieler.

Die Worte: „The two hours' traffic of our stage" geben uns allgemein die Dauer der Aufführung an, die ohne Pausen und zeitraubenden Szenenwechsel damals rasch von statten ging. —

Der Prolog ist in die lyrische Form des elisabethanischen Sonetts gekleidet. Das entsprach dem Geschmack der Zeit und der Grundstimmung, in der Shakespeare auch seine beiden Epen und den Sonettenzyklus verfaßt hat. Unsere Tragödie gehört derselben Zeit an, in welcher dem jugendlichen Dichter Schönheit, Liebe und Freundschaft als hellste Sterne am Himmel des Lebens galten. —

Chorus vor dem II. Akt.

Der Chorus fehlt in der I. Quarto 1597. Die späteren bringen ihn. Auch die Folio I, die den „Chorus" (Prolog) vor dem I. Akt aus irgendeinem Versehen ausgelassen hat, bringt ihn diesmal.

Der Inhalt besagt Folgendes:

Str. 1. Alte Liebe liegt im Sterben und neue tritt das Erbe an. Die Schöne (Rosaline), für die er (Romeo) seufzte und sterben wollte, ist mit Julia verglichen nicht mehr schön.

Str. 2. Nun liebt Romeo und wird geliebt und beide sind bezaubert (bewitched) durch den Reiz der Blicke (charm of looks). Doch er muß der vermeintlichen (supposed) Feindin sein Liebesleid klagen und sie muß heimlich die süße Frucht aus gefährlichen Händen nehmen [1]).

Str. 3. Ihr Feind, als der er gilt (being held a foe), darf keinen Zutritt (access) zu ihr haben und ihr Liebe schwören; und sie, die ihn nicht weniger liebt, hat noch weniger Mittel und Wege mit dem Frühgefundenen (new-beloved [2]) zusammenzukommen.

Str. 4. Doch die Leidenschaft (passion) gibt ihnen Kraft (power) und die Zeit Gelegenheit (means to meet). So mildert höchste Liebeslust (extreme sweet) die höchste Not (extremities). —

In scharf geschliffenen und zugespitzten Worten betont der Chorus das, was für die Zuhörer von besonderer Bedeutung ist.

1) Ich habe nur den Sinn, nicht das dichterische Bild wiedergegeben. Der Vers lautet: and she (must) steal love's sweet bait from fearful hooks. Das Bild ist dem Fischfang entnommen. Julia ist der Fisch, der den süßen Köder der Liebe von den furchtbaren Angeln (Romeos, den sie für ihren Feind hält) stehlen muß. Die Verse 3 und 4 dieser Strophe nehmen deutlich Bezug auf die 2. Szene des folgenden II. Akts.

2) I 5,141 Too early seen unknown, and known too late.

Die Str. 2 schildert den tragischen Konflikt, in den die beiden Liebenden ungewollt und ahnungslos geraten sind. Das „must“ in v. 7, das auch zu steal (v. 8) zu ergänzen ist, besagt, daß sie nicht anders können, sondern dem Zwang der Liebe folgen müssen. Dagegen die Str. 3 kennzeichnet die entsetzliche Notlage, in der sie sich befinden. Die beiden Schlußverse (Str. 4) betonen, daß die Kraft ihrer Leidenschaft und günstige Zeitumstände es ihnen trotz allem ermöglichen, Mittel und Wege zu finden, sich ihrer Liebe ganz hinzugeben.

Nur wenig Neues sagt der Chorus dem Hörer. Schon im I. Akt war dargestellt, daß Romeos frühere Liebe zur spröden Rosaline durch Julias unvergleichliche Schönheit, die ihn ganz bezaubert und ihn ebenso wieder liebt, verdrängt ist (Str. 1). Auch die Str. 3 sagt dem Hörer nichts, was er aus dem Bisherigen nicht selbst entnehmen konnte. Dagegen die Str. 2 und die beiden Schlußverse (Str. 4) bereiten auf das Kommende vor (vor allem II,2 und 6. III,5), das freilich auch ohne den Chorus dem Hörer verständlich sein mußte. Wir fragen daher: Was bedeutet der Chorus hier (zwischen dem I. und II. Akt, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß es für Shakespeares Bühne diese Akteinteilung nicht gab) und welche Motive haben den Dichter bei seiner Abfassung geleitet? Ich glaube, zweierlei muß hier in Betracht gezogen werden. Erstens die Rücksicht auf den Hörer, der, wie auch aus anderen Prologen hervorgeht, auf gewisse Besonderheiten des Darzustellenden hingewiesen werden soll. In unserem Falle mußte dem Dichter, und auch den Schauspielern daran gelegen sein, daß die Hörer die Tragik und die entsetzliche Not der Liebenden, die nicht anders können als ihrer Liebe folgen, in ihrer ganzen Tragweite erfassen. Wir müssen bedenken, daß der Dichter, der gerade hier an das Kunstverständnis seiner Hörer große Anforderungen stellt[1]), sein Publikum zu seiner neuen Kunst erst erziehen mußte. Und zweitens kommt sehr wahrscheinlich auch ein dramatisch-technisches Kunstmittel hier in Frage, von dem Shakespeare auch sonst Gebrauch macht. Der Dichter hatte bisher (d. h. bis zum Chorus II) den Haß der beiden Häuser und das Fest der Capulets geschildert, wo Romeo und Julia sich zum erstenmale begegnen und sich ihre Liebe gestehen. Als Romeo erfahren, daß Julia die Tochter Capulets ist, verläßt er den Saal, und Julia

1) Das zeigen ja auch die groben Mißverständnisse bis auf den heutigen Tag, die nicht bloß auf mangelhafter Kenntnis des englischen Wortlauts beruhen.

geht, als ihr gesagt wird, daß Romeo ein Montague ist, gleich darauf mit der Amme ab. Damit klingt das Fest aus. Unmittelbar darauf tritt Romeo wieder auf und will Julia suchen[1]; er springt über die Mauer in ihren Garten. Darauf folgt das kurze Gespräch zwischen Benvolio und Mercutio, die Romeo vergeblich suchen und sich in launigen, aber belanglosen Reden ergehen. Dann folgt sogleich das lange und bedeutsame Nachtgespräch zwischen Romeo und Julia (II,2). Es ist klar, der Dichter wollte die Szene nicht sofort an das Ende des Festes anschließen. Der Hörer sollte erst aufatmen und eine kurze Weile abgelenkt werden, um sich ganz dem Zauber dieser Szene hingeben zu können. Auch hier also wieder die Rücksicht auf den Hörer, aber der Dichter will diesmal weniger auf den Verstand, als auf das Gefühl einwirken.

Zum Schlusse sei noch hervorgehoben, daß auch der Chorus II, wie schon der Prolog (Chorus I), nochmals darauf hinweist, daß die Liebe Romeos und Julias sich an der Schönheit entzündet hat (alike bewitched by the charm of looks). Ich verweise auf das zum Prolog darüber Gesagte und erinnere an die Worte Marlowes in „Hero a. Leander“:

> It lies not in our power to love or hate,
> For will in us is over-rul'd by fate.
> — — — — — — — — — — — — — —
> What we behold is censured by our eyes;
> Where both deliberate, the love is slight:
> Who ever lov'd, that lov'd not at first sight.

Diese Auffassung kehrt in der Elisabethzeit und auch bei Shakespeare oft genug wieder. Den letzten Vers hat er bekanntlich

---

1) S. A. Schmidt W und das Oxf. Dict. unter „Centre“. Ferner das Oxf. D. unter Earth, Clay und Dust. Der Leib des Menschen wird (im Anschluß an die Bibel) als Erde bezw. Staub („memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris“) und im Gegensatz dazu die Seele als das Zentrum des Leibes bezeichnet (Poor soul, the centre of my sinful earth Shak. Sonn. 146,1). An unserer Stelle handelt es sich aber nicht um die Seele Romeos, sondern um Julia, die das Zentrum, der Mittelpunkt, die Seele seines Fühlens und Denkens ist. Sie will er suchen (find out). Nichts anderes bedeuten die Worte. Centre kommt auch sonst in dieser Bedeutung vor. So gleich wieder im II. Akt 2,165, wo Romeo sagt, als Julia ihn zurückruft: It is my soul (Julia) that calls upon my name. Ferner III. 5,25 (Romeo zu Juliet): How is't, my soul? let's talk: it is not day. Mit „my soul“ wird die Geliebte öfters angeredet (v. Schmidt W). Vergl. auch Shak. Titus I, 1,374: Dear father, soul and substance of us all. — Mörike in einem Briefe aus Ochsenwaag vom 8. April 1832 redet seine Braut mit „Seele“ an.

in As you like it (III. 5,82), einem Lustspiel aus späterer Zeit, einer seiner Personen in den Mund gelegt, mit deutlicher Beziehung auf den längst dahingeschiedenen Marlowe. —

Die vorstehenden Erörterungen haben gezeigt, daß die Chorusreden diesmal weniger dazu dienen, auf Einzelheiten der Handlung erklärend hinzuweisen, sondern daß es dem Dichter vielmehr darauf ankam, daß der Hörer die Tragik seiner Liebestragödie in ihrer ganzen Tiefe erfasse und nachfühlend miterlebe. Die Chorusreden (vor dem I. und II. Akt, nach unserer Einteilung) erfüllen diesen Zweck hinreichend. Dagegen am Schlusse wäre jedes weitere Wort nur störend gewesen, wie wir oben gezeigt haben. Die Überlieferung hat uns keinen Streich gespielt.

Auch der Chorus II ist in der damals üblichen Sonettform abgefaßt. Ich verweise dafür auf das zum Chorus I (Prolog) darüber Gesagte.

A Midsummer-Night's Dream.

Das Lustspiel hat nur einen Epilog, der freilich als solcher nicht bezeichnet ist. Er wird von Puck gesprochen, der auf der Bühne als letzter zurückbleibt, nachdem Oberon und Titania nebst Gefolge abgetreten sind.

Einiges in diesem Epilog verdient hervorgehoben zu werden. Puck spielt mit den Worten: And this weak and idle theme, No more yielding but a dream nicht nur auf den Titel des Stücks, sondern auch auf den Inhalt an, wenn er es als einen Traum bezeichnet und die Hörer bittet, keinen Anstoß daran zu nehmen (if we shadows have offended), sondern sich einzubilden, sie hätten hier geschlummert und geträumt, während diese Nachtgesichte auf der Bühne erschienen.

Der Dichter nennt sein Werk nicht ohne Absicht einen Traum, den er, wie der Titel weiter andeutet, in der Mitsommernacht gehabt, in der sich nach dem Volksglauben seltsame Dinge mit Elfen und Kobolden in Wald und Wiese, Haus und Hof ereignen sollen. Es sind Schattenwesen, Scheinwesen (shadows), die er in das helle Tageslicht der Bühne stellt, ein ergötzliches Spiel, in welchem Traum und Wirklichkeit, Geister- und Menschenwelt in einanderfließen, Spuk und Zauber, Zartes und Grobes, auch Possenhaftes in bunter Mischung sich ablösen.

Der Epilog zeigt uns auch, daß das Stück nicht bloß für die Hofgesellschaft zugeschnitten ist. Mag der Dichter es auch zunächst als Gelegenheitsdichtung (wie es den Anschein hat) für die Hochzeit eines vornehmen Paares beabsichtigt haben, so ist es doch aus

dieser Enge herausgewachsen und hat den anfänglichen Rahmen gesprengt. Es ist bis heute das Entzücken aller, die noch Phantasie genug besitzen, den luftigen und lebensvollen Traumgebilden unseres Dichters folgen zu können.

Der Epilog ist in scherzhaftem Ton gehalten und der Rolle des Sprechers, des Robin-Goodfellow, angepaßt. So dürfen wir es auch nicht wörtlich nehmen, wenn er das Stück bescheiden „This weak and idle theme“ nennt und den Hörern verspricht, ihnen bald etwas Besseres zu bringen; das geht nicht bloß auf die Dichtung, sondern auch auf das Spiel. Und wenn sie (Dichter und Spieler), fügt er hinzu, jetzt das unverdiente Glück haben nicht ausgezischt zu werden (to' scape the serpent's tongue), wird der ehrliche Robin auch Ersatz leisten (restore amends).

Der Epilog ist in paarweise gereimten Viertaktern abgefaßt, einer volkstümlichen Versform, die den leichtgeschürzten Worten des launigen Puck angemessen ist.

Für die gebildete Hofgesellschaft, die in den höfischen Maskenspielen an ähnliche Darbietungen gewöhnt war, man denke auch an Lyly's Komödien, war der Epilog wohl sicher nicht berechnet. Nicht die geringste Andeutung spricht dafür. Ob er nachträglich für die Aufführungen im öffentlichen Theater verfaßt ist — denn solche Aufführungen sind bezeugt — wer will es sagen?

Wenn der Dichter im Titel und ausführlich im Epilog sein Lustspiel scherzhaft einen Traum und den Inhalt schwach und unbedeutend nennt (this weak and idle theme) und wenn er ferner, was die Zuschauer auf der Bühne gesehen, als Gesichte (visions) und Schattenwesen (shadows) bezeichnet, so dürfen wir nicht vergessen, daß letztere an einer etwas früheren Stelle „als Phantasiebilder und Phantasiegestalten gekennzeichnet werden, die der allumfassenden Einbildungskraft des Dichters entsprossen und von ihm zu bleibender Wirklichkeit geformt sind, denen wir aber unsere Bewunderung nicht vorenthalten sollten, so ungewöhnlich alles auch scheinen mag.“ Es sind Worte des Theseus und der Hippolyta im Eingang des fünften Akts, die in ihrer breiten Ausführung gewiß vor allem auf den Zuschauer gemünzt sind und ihm den Augenstandpunkt geben sollen, von dem aus er das luftige Phantasiegemälde beurteilen soll. Wir müssen daher auf diese wichtige Stelle näher eingehen. Ich schicke eine wortgetreue Übersetzung voraus:

Hippolyta: Es ist seltsam, Theseus, wovon diese Verliebten reden.

Theseus: Seltsamer als wahr. Ich kann an diese grotesken

Fabeleien (antick fables) und eitlen Feenmärchen (fairy toys) niemals glauben. Verliebte und Verrückte (lovers and madmen) haben ein so erhitztes (seething) Gehirn, eine so schaffende (gestaltende, shaping) Phantasie, die mehr Dinge wahrnimmt (apprehends) als die kühle Vernunft sich vorstellt (comprehends, „im Geiste sieht"). —

Der Irrsinnige (lunatic), der Verliebte (lover) und der Dichter (poet) sind ganz und gar aus Einbildung (imagination) zusammengesetzt (all compact d. h. bestehen g. u. g. aus Einb.):

Der eine sieht mehr Teufel, als die weite Hölle fassen kann, das ist der Verrückte (madman).

Der nicht minder wahnsinnige (all as frantic) Verliebte (lover) sieht im Antlitz der Zigeunerin die Schönheit Helenas.

Des Dichters Auge aber (the poet's eye), in schönem Wahnsinn rollend (in a fine frenzy rolling) schweift (doth glance) vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel, und wie die Phantasie (imagination) den Gebilden (forms) unbekannter Dinge einen Körper gibt (sie verkörpert, bodies forth), so verwandelt des Dichters Feder sie in Gestalten (turns them to shapes) und gibt dem luftigen Nichts einen bleibenden Ort (local habitation, festen Wohnsitz) und einen Namen.

So voller Streiche ist (such tricks hath) die starke Einbildung (strong imagination), daß sie, wofern sie nur etwas Freudiges (some joy) zufällig wahrnimmt (would apprehend), sich auch einen Bringer dieser Freude (some bringer of that joy) im Geiste vorstellt (comprehends); oder, wie leicht sieht in der Nacht, wer ein Schreckgespenst vermutet (imagining some fear) einen Strauch für einen Bären an (a bush supposed a bear).

Hippolyta: Doch alles was sich in der Nacht ereignet hat, wenn wir es genau besehen (told over, „durchgesehen, überprüft"), und ihrer aller Sinne, die miteinander so verwandelt sind (so transfigured), dies zeugt doch für mehr als [flüchtige] Bilder der Phantasie und wächst sich aus zu etwas von großem Bestand (grows to something of great constancy), das immerhin ungewöhnlich und bewundernswert ist (strange and admirable)." —

Die Worte der Hippolyta: „T'is strange, my Theseus, that these lovers speak of" beziehen sich auf die Reden der Verliebten, die Theseus und Hippolyta kurz zuvor (IV 1,14 ff) vernommen haben. Theseus antwortet zunächst, daß er an solche Fabeleien und Feenmärchen nicht glauben kann. Denn sie entspringen, meint er, einer erhitzten Phantasie, wie sie Verliebte und Verrückte haben (damit spielt er gleichfalls auf die Reden der Verliebten an).

Hieran anknüpfend ergeht sich Theseus in allgemeinen Betrachtungen über die Macht der Einbildung. Er stellt zwar den Irrsinnigen und Verliebten mit dem Dichter in die gleiche Reihe. Sie alle sind ihm ganz und gar Phantasiemenschen. Aber er unterscheidet doch. Er rückt den Irrsinnigen und Verliebten, über die er spottet, von dem Dichter deutlich ab. Denn wird auch dieser (zu Zeiten) vom Wahnsinn befallen, so ist es doch ein schöner Wahnsinn, der Himmel und Erde umspannt und den Gebilden der dichterischen Phantasie dauernde und greifbare Gestalt gibt.

Nach dieser Abschweifung kehrt Theseus wieder zu seiner ersten Antwort an Hippolyta zurück, die sich gleichfalls auf die Liebenden bezog, und betont noch einmal scharf, wie sehr die starke Einbildung hinter freudigen oder schreckhaften Wahrnehmungen immer auch ein leibhaftiges Wesen zu sehen glaubt.

Nur an die letzten Worte des Theseus knüpft Hippolyta an, wenn sie der Skepsis ihres Gatten, den Glauben an die Wirklichkeit des vorher Erlebten gegenüberstellt. —

Was Shakespeare hier den König Theseus über die Phantasie sagen läßt, entspricht durchaus den Anschauungen der Elisabethzeit, in der man, wie auch in Frankreich und Italien, eine niedere und höhere Abart der Einbildungskraft annahm, eine Zweiteilung, die schon auf das Altertum zurückgeht. Der nüchtern denkende Theseus lehnt die niedere der „lovers“ [1]) und „madmen“ ab, da sie einem gänzlich überhitzten (seething) Hirn entspringt. Er verwirft auch alle „antic fables“ und „fairy toys“ als unglaubwürdig, redet dagegen von der Phantasie des Dichters in hohen Worten. Denn weit mehr als anderswo stand in England die Phantasie im Mittelpunkt der Theorie der Poesie. Phantasie und künstlerisches Schaffen galten als selbstverständlich. Auch Bacon setzte Phantasie und Poesie gleich (Thüme, Beiträge z. Gesch. des Geniebegriffs in England, Morsbach u. Hecht Stud. z. engl. Phil. LXXI 1927 S. 37 f.). Schon die Frührenaissance hatte den antiken Glauben an den göttlichen Ursprung der Poesie wiederbelebt (Thüme S. 4). Campanella gab der Verbindung zwischen der Phantasie und dem platonischen furor, sowie dem künstlerischen Schaffen einen tieferen Sinn. Er betonte dabei die produktive Seite der Phantasie, die bei Platon und

1) Anders urteilt Platon im Phaidros Kap. 22 ff.: Platon führt daselbst drei Arten der Raserei an, die göttlichen Ursprungs sind: Die *μανία μαντική*, die *μ. ποιητική* und die *μ. ἐρωτική*.

Aristoteles als eine Störung des ruhigen Erkenntnisprozesses betrachtet wurde (Thüme S. 20). Die Phantasie ist ihm geradezu eine „virtus ideativa" (Thüme S. 22). Der platonische Begriff der göttlichen Inspiration des Dichters (Anders, Shak. Jahrb. 62 S. 159), der furor divinus, ist überhaupt Gemeingut der englischen Renaissancekritiker (Thüme S. 31). Auch die übliche Zweiteilung der Phantasie, die wir in der Rede des Theseus wiederfinden, ist der Elisabethzeit geläufig. Schon Puttenham sagt darüber: „For as the evill and vicious disposition of the brain hinders the sounde judgement and discourse of man with busie and disordered phantasies, for which cause the Greeks call him φανταστικός, so is that part, being well affected, not only nothing disorderly or confused with any monstruous imaginations or conceits, but very formall, and in his much multiformitie uniforme, that is well proportioned, and so passing cleare, that by it, as by a glasse or mirrour, are represented unto the soule all manner of bewtifull visions, whereby the inventive parte of the mynde is so much holpen as without it no man could devise any new or rare thing (Thüme S. 38). Wie bei Shakespeare an der genannten Stelle die Phantasie des Dichters mit dem poetischen furor (fine frenzy) aufs engste verbunden ist, ja als eins erscheint, finden wir anderseits bei Chapman im Widmungsbrief der Odyssee im Anschluß an Platon eine Zweiteilung des poetischen furor: There being in poesy a twofold rapture, — or alienation of soul . . — one insania, a disease of the mind, and a mere madness, by which the infected is thrust beneath all the degrees of humanity: et ex homine brutum quodam modo redditur: — (for which poor Poesy, in this diseased and impostorous age, is so barbarously vilified:) — the other is, divinus furor, by which the sound and divinely healthful supra hominis naturam eregitur, et in Deum transit. One a perfection directly infused from God; the other an infection obliquely and degenerately proceeding from man . . . (Thüme S. 32).

Wie Puttenham in der obigen Stelle die „busy and disordered phantasies" von der „well proportioned" und schöpferischen Phantasie absondert, so unterscheidet auch Theseus an der betr. Stelle deutlich zwischen der ungesunden Phantasie der Verliebten und Verrückten und dem „schönen Wahnsinn" des Dichters, d. h. der schöpferischen Dichterphantasie. —

Es ist bezeichnend für den phantasiegewaltigen Dichter, wie oft und eindringlich er in seinen Prologen, Chorusreden und Epilogen auch auf die Phantasie des Zuschauers im Theater zu

sprechen kommt und wie sehr er von der Voraussetzung ausgeht, daß auch jener die erforderliche Phantasie besitzen muß, um der dramatischen Bühnenkunst, die, wie der Dichter einmal sagt, hinter der Wirklichkeit großer und ungewöhnlicher Begebenheiten zurückbleiben muß, gerecht zu werden.

Ein Traum- und Phantasiegebilde nennt der Dichter sein Lustspiel. Aber der Traum wird zur Wirklichkeit, die Phantasiegestalten nehmen Fleisch und Blut an. Hier ist erfüllt, was Ludwig Tieck ersehnte:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.“

Kein Wunder, daß die deutschen Romantiker in dem großen Briten ihr Ideal verwirklicht sahen.

Henry IV, Part II.

Induction.

Der Prolog wird in der einzigen Quarto 1600 und in der Folio 1 als „Induction“ bezeichnet. Das Oxf. Dict. gibt dafür die Bedeutungen an unter 3b: An introductory statement; a preface, preamble, or introduction (to a book or the like), arch. Belege seit 1533. Delius sagt mit Recht zu dieser Stelle: Induction (=introduction) spielt hier dieselbe Rolle wie der „Prolog“ in anderen Dramen, da induction und prologue in gleichem Sinne gebraucht werden können.

Die Induction umfaßt 38 reimlose und (am Schluß) zwei gereimte Fünftakter.

Der Inhalt ist im wesentlichen folgender, wobei ich die Grundgedanken scharf herausstelle:

Oeffnet die Ohren und hört auf die laute Fama („Rumour“). Ich komme vom Osten nach dem Westen, um die Taten dieses Erdballs zu enthüllen. Der Wind ist mein Postpferd. Verleumdung und Lüge reiten auf meinen Zungen.

Ich rede von Frieden, während versteckte Feindschaft unter dem Schein der Sicherheit die Welt versehrt. Wer anders als ich rufe gewaltige Rüstung und Abwehr (defence) hervor, wiewohl die Zeit, von anderem Leide trächtig, keineswegs vom Tyrannen „Krieg“ schwanger geht.

Die Fama ist eine Pfeife, die Eifersucht und Argwohn bläst und von dem Ungeheuer der vielköpfigen und streitsüchtigen (ewigstreitenden) (still-discordant) Menge mit leichtem Griff gespielt wird.

Doch wozu mich hier (im Theater) vor meinen Hausgenossen (household, Theaterpublikum) bloßstellen? (My body anatomise) Warum bin ich denn hier?

Ich laufe vor Heinrichs Siege her, der bei Shrewsbury den jungen Heißsporn (Hotspur) und sein Heer geschlagen und die Empörung im Blute erstickt hat. — Aber was fällt mir ein, gleich (at first, von vornherein) so die Wahrheit zu sagen? (Das thu' ich doch sonst nicht.)

Es ist mein Geschäft (office) das Gerücht zu verbreiten, daß Heinrich Monmouth (Prinz Heinz) dem grimmen Schwert des edlen Heißsporn erlegen ist und daß der König sein gesalbtes Haupt vor Douglas Wut (wrath) zum Tode gebeugt hat (d. h. von Douglas tödlich verwundet wurde). Dies (falsche Gerücht) hab ich durch die Landstädte ausgestreut, vom königlichen Feld zu Shrewsbury bis hierher zu dieser verwitterten Burg (hold, Feste), wo Heißsporns Vater, der alte Northumberland sich krankstellend (crafty-sick) (= feigning sickness Oxf. D.) darniederliegt.

Die Boten kommen und keiner bringt andere Neuigkeit als er von mir erfahren hat. Von den Zungen der Fama bringen sie sanften (smooth), aber falschen Trost, der schlimmer ist als wahre Kränkung (wrongs).

Der Zweite Teil Heinrichs IV schildert die Ereignisse nach der Schlacht bei Shrewsbury (1403) und zwar den zweiten Aufstand der nordenglischen Partei, sowie auch den Tod Heinrichs IV und die Thronbesteigung Heinrichs V.[1])

Die „Induction" soll dem Hörer vor allem den Zeitpunkt angeben, in welchem die darzustellenden Ereignisse eintreten und den im ersten Teil Heinrichs IV gesponnenen Geschichtsfaden wieder aufnehmen. Die Schlußverse des Prologs leiten geradezu zur ersten Szene des Zweiten Teils über. Der Dichter verweist auf die Schlacht bei Shrewsbury, in der der Aufstand Percys blutig niedergeschlagen wurde, sie war im fünften Akt des kurz vorher verfaßten und schon gespielten ersten Teils dargestellt. Entgegen der Erzählung Holinsheds knüpft der Dichter aber im zweiten Teil den Aufstand Northumberlands unmittelbar an die Niederlage Percys an. Auch das mußte im Prolog angedeutet werden. Aber noch mehr. Da der alte Northumberland nach dem

1) Die Quarto 1600 bringt den Titel: The Second part of Henry the fourth, continuing to his death, and coronation of Henry the fift. With the humours of Sir John Falstaffe, and swaggering Pistol. Die Folio hat nur: The Second Part of Henry the Fourth, Containing his Death, and the Coronation of King Henry the Fift.

Tode seines Sohnes Percy die Empörung von neuem aufflammen läßt, weist der Prolog auf ihn besonders hin. Die erste Szene des ersten Akts zeigt ihn uns schon als Hochverräter in seiner Burg, die im Prolog als worm-eaten hold of ragged stone (Ortsangabe!) bezeichnet wird. Der Zuschauer ist also gleich im Bilde. —

Die Einkleidung des Prologs in die allegorische Theaterfigur der Fama[1]), deren Gewand ganz mit Zungen bemalt war (wie die Quarto angibt), ist nicht nur dichterische Einkleidung. Es soll dadurch auch auf die rasche und weite Verbreitung falscher Nachrichten hingewiesen werden, wie sie nach der Schlacht bei Shrewsbury in England herumgetragen wurden und wovon wir gleich in der ersten Szene ein krasses Beispiel erleben. Die falsche Nachricht: The King is almost wounded to the death gibt uns zugleich den genauen Sinn der Worte im Prolog: And that the king before the Douglas'rage Stooped his anointed head as low as death. Shakespeare hatte im V. Akt 4, 125 ff. des Ersten Teils den Kampf zwischen dem König und Douglas so dargestellt, daß Douglas auf den König mit dem Worte „Another King! they grow like Hydra's heads" eindringt, Prinz Heinz aber dem König beispringt und mit Douglas ficht, worauf letzterer flieht. Im Zweiten Teile I 1, 125 ff. dagegen berichtet Morton, daß der blutige Douglas, nachdem er dreimal den vermeintlichen König getötet hatte (Had three times slain the appearance of the King d. h. drei Doppelgänger des Königs getötet hatte; Vergl. damit auch Part I, 5, 4, 30), den Mut sinken ließ (Gan vail his stomack) und auf der Flucht strauchelnd gefangen wurde. Vom Kampf des Königs mit Douglas sagt der Bote nichts, nur daß der König die Schlacht gewonnen und nun ein Heer gegen Northumberland ins Feld schickt. Holinshed erzählt die Episode folgendermaßen: This battle (bei Shrewsbury) lasted three long hours, with indifferent fortune on both parts,

1) Anm.: Der Dichter nennt die Fama „Rumour" (Gerücht), während er sonst daneben auch die Bezeichnung „fame" hat, das sich schon seit 1300 in der engl. Literatur belegen läßt (Oxf. D.). In Much Ado II 1,221 nennt er das Gerücht „Lady Fame" und in Troilus a. Cr. III, 3,210 läßt er sie die Trompete blasen (When Fame shall in our islands sound her trump). Daß Shakespeare auch Chaucers House of Fame gekannt hat, geht nicht nur aus manchen Stellen des Prologs hervor (vergl. H. of F. 1025 ff., 1360 ff., 1381 ff., 676 soth-sawes and lesinges, 685 Mo discords and mo jelousyes. Der Vergleich mit der Flöte mag durch 771 ff. angeregt sein), sondern beweist auch Titus a. A. II 1, 126: The emperor's court is like the house of Fame, the palace full of tongues, of eyes and ears, womit man House of F. 1381 ff. (eyen—eres—tonges) vergleiche. S. auch Anders, Shakespeares Books S. 79, der seltsamerweise den Prolog der Fama unberücksichtigt läßt!

till at length the king, crying Saint George! victory! brake the array of his enemies, and did adventure so far that, as some write, the Earl Douglas strake him down, and at that instant slew Sir Walter Blunt, and three other apparelled in the king's suit and clothing saying: „I marvel so many Kings so suddenly arise one in the neck of another“. The King indeed was raised and did that day many a noble feat of arms, for as it is written, he slew that day with his own hands six and thirty persons of his enemies. The other (die anderen) on his part (auf seiner, des Königs, Seite) encouraged by his doings, fought valiantly and slew the Lord Percy, called Sir Henry Hotspur. To conclude, the King's enemies were vanquished and put to flight, in which flight, the Earl of Douglas, for haste, falling from the crag of an high mountain, brake one of his cullions (Hoden) and was taken, and, for his valiantness, of the King frankly and freely delivered.

Den Zweikampf des Prinzen Heinz mit Percy, den er tötet (Henry IV, Erster Teil V 4, 59 ff. und Teil II 1, 107 ff.) hat Shakespeare nicht frei erfunden, sondern dem Epos Samuel Daniel's über die „Bürgerkriege“ (1595 veröffentlicht) entnommen. Vergl. Keller, Einleit. z. Shakesp. Werken S. 8.

Ergebnis.

Der Prolog (Induction) bringt also für die Orientierung des Zuschauers die folgenden sachlichen Angaben:

Die Schlacht bei Shrewsbury; die Person des alten Northumberland; das Schloß des Grafen; d. h. 1) den Zeitpunkt, von dem an die nächsten Ereignisse eintreten, 2) die Hauptfigur des I. Akts, die Seele der neuen Empörung, 3) den Ort, an dem die erste Szene des ersten Akts spielt. Alle Angaben dienen dazu, den Zuschauer auf den Anfang des zweiten Teils, die erste große Szene, vorzubereiten und damit zugleich auch den engen Zusammenhang mit dem Schluß des ersten Teils anzudeuten, denn der Zweite Teil ist die unmittelbare Fortsetzung des Ersten.

Auch die dichterische Einkleidung des Prologs in die Theaterfigur der Fama soll den Zuschauer auf die erste Szene des ersten Akts vorbereiten, insofern die hier geschilderten wild durcheinander laufenden Nachrichten nach der Schlacht bei Shrewsbury erst durch den wahren Charakter der Fama verständlich werden.

Der Prolog ist rein orientierend und soll den Zuhörer auf den Anfang des Zweiten Teiles vorbereiten. Er ist lehrhaft und verfolgt nur praktische Ziele, indem er den Hörer des Zweiten Teils zugleich in den Zusammenhang des Ganzen setzt.

Epilog.

(Eigene Uebersetzung.)

Erst meine Furcht, dann meine Verbeugung, zuletzt meine Rede. Meine Furcht ist euer Mißfallen, meine Verbeugung meine Pflicht und meine Rede euch um Verzeihung zu bitten. Wenn ihr jetzt eine gute Rede erwartet, so bringt ihr mich um (ruiniert mich, undo me); denn was ich zu sagen habe, habe ich selbst verfaßt (of my own making) und was ich eigentlich (indeed) sagen sollte, fürchte ich, wird mir zum Verderben ausschlagen. Aber zur Sache! und so sei's gewagt. — Es sei euch bekannt gegeben (Be it known to you — so fangen die Urkunden an) — wie ihr es schon wißt, — daß ich kürzlich hier am Ende eines mißfällig aufgenommenen Stücks gestanden habe, um euch um Nachsicht zu bitten und euch ein besseres zu versprechen. Ich hatte in der Tat die Absicht euch mit diesem (neuen Stück) zu bezahlen (d. h. mit Heinrich IV, 2ter Teil), und wenn es wie ein schlechtes Unternehmen fehlschlägt, so bin ich bankrott (I break) und ihr, meine lieben Gläubiger, tragt den Verlust. Hierher versprach ich euch zu kommen und hier übergebe ich mich eurer Gnade (Barmherzigkeit, mercies): erlaßt (bate = abate) mir einen Teil meiner Schuld und ich will euch den anderen Teil bezahlen; und wie es die meisten Schuldner machen, euch unendlich viel versprechen.

Wenn meine Zunge euch nicht zu ersuchen vermag meine Schuld abzutragen (mich von meiner Verpflichtung zu entbinden; to acquit me), wollt ihr mir befehlen meine Beine zu gebrauchen? und doch wäre es eine schwache Bezahlung, mich aus eurer Schuld heraus zu tanzen. Aber Gewissenhaftigkeit (a good conscience) wird euch so viel als möglich zufrieden stellen (will make any possible satisfaction) und das möchte ich.

Alle Damen (gentlewomen) hier haben mir (schon) vergeben: wenn die Herren (gentlemen) mir nicht vergeben wollen, dann stimmen die Herren nicht mit den Damen überein (stimmen nicht mit ihnen zusammen, harmonieren nicht mit ihnen) und das hat man in dieser Versammlung zuvor noch niemals gesehen.

Und noch ein Wort, ich bitte euch. Wenn ihr noch nicht mit zu vielem Fett übersättigt seid (cloyed), will unser bescheidener Verfasser (our humble author) die Geschichte (story) fortsetzen, mit Sir John (Falstaff) darin, und euch auch mit der schönen Katharina von Frankreich erfreuen (make you merry with): und darin wird, so viel ich weiß, Falstaff an einem Schweißfieber sterben (sweat), wenn er nicht schon vorher durch euer hartes Urteil ge-

tötet ist; denn Oldcastle starb als Märtyrer, und dieser ist nicht der Mann dazu.

Meine Zunge ist müde; und wenn meine Beine es (vom Tanzen) auch sind, will ich euch gute Nacht sagen: und so will ich vor euch niederknien; aber eigentlich (nur) um für die Königin zu beten."

Ergebnis.

Der Epilog ist spielerisch und scherzhaft im Ton, ähnlich wie der zu „As you like it". Während hier der Tänzer spricht (wie aus dem Inhalt hervorgeht), der, wie auch sonst oft, die dramatische Aufführung mit einem Tanze beschloß, sagt in „Wie es euch gefällt" die Prinzessin Rosalind den Epilog auf. In beiden Fällen ist Ton und Inhalt auf die Person des Sprechers zugeschnitten. In beiden Fällen sprechen die Betreffenden Prosa, wie es hier gegeben war. Rosalind redet als Prinzessin durchweg in streng durchgeführtem euphuistischem Wort- und Satzgefüge, der Tänzer in einer nur schwach euphuistisch zugespitzten Redeweise und das auch nur im Anfang. In beiden Fällen wendet sich der Sprecher scherzend an die Frauen, in der Annahme, daß ihr Beifall auch das Urteil der Männer bestimmen werde. Ähnlich schließt auch der Epilog zu Heinrich VIII.

Die Absicht des Epilogs ist unverkennbar. Sie liegt trotz all den Scherzen deutlich zu tage. Shakespeare will im Grunde nur sagen, daß sein Falstaff, der in den beiden Teilen Heinrichs IV. anfänglich den Namen Sir John Oldcastle trug (Shak. fand den Namen in einer seiner Quellen), nichts mit dem Märtyrer zu tun habe, der für seinen Glauben mutig gestorben war. Die Puritaner und Lord Cobham, ein Nachkomme des Sir John Oldcastle, nahmen den angeblichen Mißbrauch des Namens übel auf und verwahrten sich dagegen. So entschloß sich Shakespeare, den Namen in Sir John Falstaff zu ändern, um jeden Anstoß hinweg zu räumen. Trotzdem ist im Text an einer Stelle aus Versehen die Anspielung auf den älteren Namen (my old lad of the castle) stehen geblieben. Der Dichter zeigt sich keineswegs entrüstet über den ihm zu Unrecht von den Puritanern gemachten Vorwurf, sondern weist ihn nur scherzhaft, aber deutlich zurück, wenn auch einigermaßen versteckt neben den vielen Scherzreden des Tänzers. Und daß er gerade dem Tänzer die Worte in den Mund legt, der von vornherein gesagt hat, er habe den Epilog selber verfaßt, zeigt mit voller Deutlichkeit, wie gering der Dichter den grundlosen Vorwurf einschätzte. Das zeigen auch die Worte „and this is not the man", womit nicht bloß gesagt sein soll, daß Falstaff ein anderer ist,

sondern spöttisch: dieser (Falstaff), ist nicht der Mann dazu d. h. hat doch wahrhaftig nicht das Zeug zum Märtyrer. Wie kann man nur so etwas denken!

Der Sprecher weist zugleich auf ein Stück hin, das er den Zuschauern (früher) versprochen habe und in welchem Sir John Falstaff noch einmal auftreten solle, wenn er nicht schon vorher von ihrem harten Urteil getötet sei. Der letzte Zusatz zeigt deutlich, daß Shakespeare, als er den Epilog schrieb, noch nicht entschlossen war, den feisten Ritter noch einmal auftreten zu lassen. Denn daß das nicht mit Namen genannte Stück, das der Dichter schon vorbereitet, aber noch nicht geschrieben hatte, Heinrich V. ist, zeigt deutlich die Anspielung auf die Katharina-Szenen in diesem Drama. Shakespeare hat in Heinrich V. tatsächlich den Falstaff selbst nicht mehr auf die Bühne gebracht, sondern ihn nur hinter der Szene sterben lassen. Nur seine Gefährten Nym, Bardolph, Pistol, die den Zuschauern außer Nym schon aus Heinrich IV. bekannt waren, treten als Soldaten auf und erinnern durch ihre Scherzreden an ihren Herrn und Meister. Freilich hat Shakespeare ihn nicht lange darauf in den „Lustigen Weibern von Windsor" doch wieder aus der Versenkung hervorgeholt.

King Henry V.

I. Prolog (vor dem I. Akt).

Die Quartos haben weder Prolog noch Chorus. Die Folio hat hier enter prologue, bei den anderen Akten enter Chorus. Wir haben es hier mit einem Prolog im eigentlichen Sinne zu tun. Er gibt keine Erklärungen, sondern gleichsam eine Einführung und eine Bitte für das ganze Stück. Daher auch am Schluß: prologuelike. Der Dichter bittet um ein geneigtes Ohr (gently to hear) und wohlwollendes Urteil (kindly to judge).

Der Prolog fällt in die Zeit des Theaterstreits. Shakespeare verteidigt das Volksdrama, das sich alles darzustellen erlaubte, gegen die Angriffe Ben Jonsons. (Siehe mein Hamletbuch S. 38 ff.).

Die Kerngedanken des Prologs sind, in fortlaufender Reihe, die folgenden;

1. Es ist für den Dichter und seine Truppe ein großes Wagnis, den kriegerischen Heinrich (V.) auf die Bühne zu bringen. Die große und glanzvolle Wirklichkeit vergangener Zeiten läßt sich unmöglich wiedergeben.

2. Auch die Theaterbühne ist hier völlig unzureichend und ihre Mängel müssen durch die Phantasie der Zuschauer ergänzt werden.

3. Der Sprecher des Prologs will auch weiterhin dem Zuhörer als Erklärer zu Hülfe kommen: Admit me chorus to this history, da die umfangreiche Handlung, die auf wechselnden Schauplätzen und in längeren Zeiträumen sich abspiele, in eine kurze Spielzeit zusammengedrängt werden müsse.

4. Das Ganze schließt mit der üblichen Bitte an die Zuhörer um Geduld und Nachsicht.

Erläuterungen und Ergebnis.

Der Prolog ist in wichtigen Einzelheiten gänzlich mißverstanden worden. „Invention" (v. 1) bezeichnet zwar in erster Linie das Werk des Dichters. Aber es ist doch sehr zu beachten, daß der Prolog von einem Schauspieler gesprochen wird, der im Namen der Theatertruppe ebenso für die Darsteller, wie für den Dichter um Entschuldigung bittet, daß man einen so großen Gegenstand, wie den kriegerischen Heinrich, nicht in seiner wahren Gestalt und auch die Schlacht nicht mit all ihren Schrecken dem „Einst" entsprechend, auf der Bühne darstellen könne. Die Worte: The flat unraised spirits that hath dared (V. 9) beziehen sich nicht nur auf den Dichter, sondern schließen auch die Schauspieler ein. Das überlieferte „hath" kann sowohl plural wie singular sein, die modernen Engländer setzen „have" dafür ein, und das Wort „spirits" bedeutet nicht nur „Geist" (im singular und häufiger noch im plural), sondern auch den handelnden, tätigen Menschen. A. Schmidt W. spirit unter Nr. 7 (zahlreiche Belege), darunter unsere Stelle. Die Worte „flat unraised" stehen im Gegensatz zu V. 2f. „ascend the brightest heaven of invention" und sind durch ihn geradezu hervorgerufen. Der Sinn ist: O könnten wir uns zum Himmel, zum Höchsten aufschwingen, so sind wir aber an die Erde gebunden, von der wir uns nicht mehr erheben können. „flat" heißt hier nur flach, am Boden haftend, weil sie sich nicht zum Höchsten erheben können (unraised, das particip, wie so oft, in adjektiver Bedeutung, der sich nicht erheben kann). Der Prolog will nicht die Schöpfung des Dichters herabsetzen, noch sie gar als „schwungslos, seicht" (Schlegel) oder als „insipid, dull" (Alex. Schmidt) oder als „platt, schwunglos, schaal" (Kellner) bezeichnen, sondern das ganze Unterfangen, die Wiedergabe eines so großen Gegenstandes auf der Bühne als etwas Unzulängliches hinstellen, das die Zuschauer durch ihre Phantasie ergänzen und erhöhen müssen.

Es ist für das Shakespeare'sche Theater bezeichnend, wie Dichter und Schauspieler hier als eine Einheit gedacht sind,

gleichsam als eine Spielfamilie, die ihr neues Stück dem Publikum vorführen will. Beachte auch, daß der Sprecher immer in der Mehrzahl (we, us, our) redet. Denn der Dichter ist einer der ihrigen und seine „invention" ist auch ihre Angelegenheit, so enge waren sie alle miteinander verbunden. Das Theater war ihr Stolz und ihr Brot. Aber der Prolog zeigt auch, wie sehr die Dichtung Shakespeares nur für die Bühne und auf der Bühne gedacht war, auch hierin eine Einheit: Dichtung und Spielbühne, beide untrennbar, weil nicht bloß äußerlich, sondern von vorn herein, vom Dichter aus, schon innerlich verbunden.

II. Chorus (vor dem II. Akt).

Der Text ist nicht ganz in Ordnung, s. Anhang.

Die Folio I hat „Flourish (Trompetenstoß), enter Chorus".

Im letzten Teil des I. Akts wird der Krieg gegen Frankreich beschlossen. Unser Chorus knüpft an die letzten Worte König Heinrichs an:

For we have now no thought in us but France,
Save those to God, that run before our business.
Therefore, let our proportions for these wars
Be soon collected, and all things thought upon,
That may with reasonable swiftness add
More feathers to our wings; for, God before,
We'll chide this Dauphin at his father's door.
Therefore, let every man now task his thought,
That this fair action may on foot be brought.

Der Chorus beginnt mit einer lebhaften Schilderung der englischen Vorbereitungen zum Kriege, die durch einen Trompetenstoß wirksam eingeleitet werden. Der König und seine Getreuen erhoffen reiche Beute an Land und Gut. Die Zuhörer werden ferner darüber belehrt, daß die Franzosen sich vor dem Kriege fürchten und in feiger Politik (pale policy) ihr Heil suchen. Sie haben drei Männer in England, die mit Namen genannt werden, bestochen, den König Heinrich zu ermorden, ehe er sich nach Frankreich einschifft. — Die Zuhörer müßten aber ihre Geduld noch hinhalten. Der Mißbrauch der Ferne, d. h. der Orts- und Szenenwechsel würde schon, wenn auch nicht ohne Zwang, im Spiel geordnet werden: Der König sei von London aufgebrochen und die Szene nach Southampton verlegt. Dort sei das Schauspielhaus, da müßten sie sitzen. Doch rücke der Schauplatz erst, wenn der König komme, nach Southampton vor. Von hier würden sie dann nach

Frankreich und später zurück nach England gebracht, ohne seekrank zu werden. —

Der Zweck des Chorus ist folgender:

Außer den nötigen Ortsangaben (Southampton, Frankreich) für den folgenden Akt und der Belehrung über die hinterhältige französische Politik, wird der Zuhörer im Eingang noch durch die Schilderung der Rüstungen Englands in kriegerische Stimmung versetzt. Bei Erwähnung der englischen Hochverräter richtet der Sprecher einen scharfen Apell an die Ehre Englands.

Während also der Prolog zum ganzen Stück (vor dem I. Akt) in schwungvollen Worten auf die Größe der Aufgabe und ihre notgedrungen unzulängliche Darstellung auf der Bühne hinweist, deren Mängel der Zuschauer durch seine Phantasie ergänzen muß — gibt der Chorusredner hier (vor dem II. Akt) die nötige sachliche Unterweisung für das Verständnis des Nächstfolgenden und betont erneut die Schwierigkeit, „die der wechselnde Schauplatz der Ereignisse nicht bloß dem Zuhörer, sondern auch dem Dichter bereitet“.

Sowohl im allgemeinen Prolog, wie auch in der Chorusrede werden die Zuhörer obendrein in die wünschenswerte Stimmung versetzt.

Erläuterungen.

V. 31, 32. Die beiden Verse sind richtig überliefert und geben guten Sinn. Die Worte: digest the abuse of distance und force a play haben viel Kopfzerbrechen verursacht, lassen sich aber ungezwungen erklären. The abuse of distance kann im Zusammenhang mit dem Folgenden nur den in Shakespeare'schen Stücken so häufigen starken Orts- und Szenenwechsel bedeuten; der Dichter nennt dies scherzhaft einen Mißbrauch, weil er von vielen, besonders den Klassizisten als solcher angesehen wurde. (Vergl. auch das Zitat aus dem Wintermärchen: Impute it not a crime etc.) Mit „Täuschung“ darf das Wort keinesfalls wiedergegeben werden. Wir dürfen keine Bedeutung einsetzen, die das Wort an anderen Stellen haben kann, hier aber weder gefordert wird, noch sich ungezwungen einstellt. Kellner (Wörterbuch) sagt unter „abuse“: Die Wiedergabe durch „Täuschung“ gibt keinen befriedigenden Sinn. Wir haben wohl abyss „Abgrund“ zu lesen. Das erstere ist richtig, das zweite mehr als unwahrscheinlich. Noch mehr ist man bei dem Worte „digest“ in die Irre gegangen. Delius faßt „digest“ als „dramatisch vorbereiten“ und „abuse“ als „Täuschung“. Alex. Schmidt W. erklärt „digest“ als to reduce

to nothing(!), as if by concoction. Aber diese Bedeutung hat das Wort nirgends, weder bei Shakespeare noch sonst irgendwo.

Kellner W. schließt sich ihm teilweise an, wenn er übersetzt „zusammenkochen (wie beim Verdauen), zu einem Auszug verkleinern.“ Das letztere ist jedenfalls richtiger als „to reduce to nothing.“ Kellner glaubt, wie auch seine Ausführungen unter „force a play“ zeigen, daß das „Kochen, Zusammenkochen“ hier eine Rolle spiele, also das Bild von der Kochkunst, das dem scheinbar ähnlichen vom „Verdauen“ entnommen sei. Aber das Bild vom „Verdauen“ würde doch weit besser auf die Zuhörer als auf den Dichter passen, wie schon Pope gesehen hat, der „well digest“ verbessert und auf die Zuhörer bezieht. Jedoch ist hier nichts zu ändern, da digest guten Sinn gibt. Das Oxf. D. gibt unter digest 2 die hier einzig in Frage kommende Bedeutung an (freilich ohne unsere Stelle!): To dispose methodically or according to a system; to reduce into a systematic form, usually with condensation; to classify. Also ordnen, in Ordnung bringen, einordnen, mit dem gewöhnlichen Nebensinn des Verdichtens, Verkürzens. Keine anderen Bedeutungen des Wortes digest, die das Oxf. Dict. angibt, kommen überhaupt hier in Frage. Auch nicht die unter 10 angegebene: to prepare by boiling or application of heat; to dissolve by the aid of heat or moisture. An „Verdauen“ ist hierbei nicht zu denken, liegt jedenfalls sehr ferne. Die Worte: we'll digest the abuse of distance heißen also: Wir werden den Mißbrauch der Ferne schon in Ordnung bringen d. h. wir werden den Orts- und Szenenwechsel schon bemeistern, indem wir die Fülle der historischen Ereignisse zusammendrängen, ihren geschichtlichen Verlauf abkürzen. Das Wort digest hat ja diese Nebenbedeutung, wie das Oxf. D. zeigt. Unsere Stelle erinnert an die Worte Hamlets II 2, 460: well digested (geordnet) in the scenes und noch deutlicher an den Prolog zu Troil. a. Cr. V. 29 (s. meine Anm. dazu).

Dazu passen dann auch die darauf folgenden Worte „force a play“ vortrefflich. Abzuweisen ist natürlich die Vermutung (A. Schmidt, Kellner), daß force hier eine Nebenform (seit dem 15. Jahrhundert) von farce „stopfen“ sein könne, da es sich ja nicht darum handelt, ein Stück durch Zutaten auszustopfen, auszufüllen, sondern gerade umgekehrt einen umfangreichen Stoff zu verkürzen, zu verkleinern. Force hat hier die Bedeutung, die das Oxf. D. unter 10 angibt: To bring about, effect, or produce by force or effort. Diese Bedeutung ist auch Shakespeare geläufig. Also heißen die Worte: ein Stück erzwingen, ein Stück herstellen, indem wir dem Stoff Gewalt antun, d. h. ihn abkürzen.

Der Vers ist freilich um einen Takt zu kurz, aber gerade hier doch erklärlich als metrisches Kunstmittel einer Sprechpause und gesteigerter Erwartung! Der Sinn der Stelle erfordert keine Ergänzung, ebensowenig der Satzbau. Es ist sehr bemerkenswert und darf auch hier nicht übersehen werden, wie der Dichter gerade den starken Ortswechsel in unserem Stück, sowie die zeitlichen Verkürzungen, die er daran vornimmt, in den Reden des Chorussprechers so oft betont und zu entschuldigen bittet, gelegentlich scherzhaft oder mit feiner Ironie. Ich hebe die Stellen heraus:

Prolog v. 29 ff.

Carry them here and there; jumping o'er times,
Turning the accomplishment of many years
Into an hour glass.

Chorus vor III Akt:

Thus with imagined wing our swift scene flies
In motion of no less celerity
Than that of thought.

Chorus vor IV Akt:

And so our scene must to the battle fly.

Chorus vor V Akt:

I humbly pray them to admit the excuse
Of time, of numbers and due course of things,
Which cannot in their huge and proper life
Be here presented.
. . . . and omit
All the occurrences, whatever chanced,
Till Harrys back-return again to France.
There must we bring him . . . .
Then brook abridgment.

V. 36. Wie der Dichter die Personen des Schauspiels hin und herschiebt, so werden auch die Zuhörer von einem Ort zum anderen gebracht, wo sie sich als unmittelbare Zuschauer der Ereignisse betrachten sollen. Wirklichkeit und Spiel fließen so in eins zusammen.

Chorus (vor dem III. Akt).

Inhalt

Nachdem der Chorus auf den raschen Szenenwechsel hingewiesen (der Schauplatz springt von England (Southampton) nach Frankreich (Harfleur) über), bittet er die Zuhörer sich das stolze englische Geschwader und seine Fahrt nach Harfleur, die kurz geschildert wird, in der Phantasie vorzustellen, England im Geiste

zu verlassen, das seine besten Männer hergegeben, und sich ferner die Belagerung einer Stadt (Harfleur) anzusehen (deren Übergabe im Stück dargestellt wird).

Auch bittet er die Zuhörer anzunehmen (suppose), daß der Gesandte aus Frankreich zurück sei, Heinrich die Tochter des franz. Königs und ein paar Herzogtümer angeboten, die ersterer jedoch abgelehnt habe, so daß von nun ab die Kanonen sprechen.

Zum Schluß bittet der Chorus um ein geneigtes Ohr (still be kind) und ihre Darstellung auf der Bühne in Gedanken zu ergänzen[1]).

Ergebnis.

Wie früher, weist der Sprecher auch hier wieder auf den Szenenwechsel hin und macht genaue Ortsangaben. — Auch wendet er sich erneut an die Phantasie der Zuhörer, die in Gedanken ergänzen sollen, was auf der Bühne nicht dargestellt werden kann, noch soll. —

Er unterrichtet sie über den erfolglosen Auftrag des Gesandten, eine Episode, die im Stück übergangen wird, sie aber wissen müssen. —

Und am Schluß, nach der üblichen Bitte um ein geneigtes Ohr, ein wiederholter Appell an die Phantasie der Zuhörer.

Der ganze Chorus ist wieder durchweht von stolzem Patriotismus und Lob auf England.

Chorus (vor dem IV. Akt).

Inhalt:

Es ist dunkle Nacht. Die feindlichen Heere der Franzosen und Engländer lagern einander gegenüber (wird kurz geschildert).

Der Morgen bricht an. Die siegestrunkenen Franzosen haben in der Nacht die erhoffte Beute schon beim Würfelspiel verteilt. Die vom Kriege hart mitgenommenen Engländer dagegen sind besorgt und sehen geisterhaft aus.

Aber der hohe Feldherr, der von Wache zu Wache geht, ist nicht von blasser Furcht befangen. Er bietet allen einen guten Morgen und muntert sie herzlich auf. Er ist freundlich und leutseelig gegen alle, Niedrige wie Hochgestellte. Dies könne, sagt der Chorusredner, nur unwürdig dargestellt werden, und schließt mit den Worten:

---

1) Anmerk. „And eke (Folio „eche") out our performance with your mind." Vergl. Oxf. Dict. To eke out: to supplement, supply the deficiencies of anything.

So muß denn unser Stück zur Schlacht seinen
Flug nehmen, die wir mit ein paar Soldaten
und zerfetzten Klingen (Degen) jammervoll
wiedergeben und den Namen Agincourt entweihen.

Ergebnis.

Auch in diesem Chorus (der aber nur Zwischenredner ist und nicht den Anfang eines neuen kompositionellen Abschnitts bedeutet) soll dem Zuhörer das Verständnis des Kommenden erleichtert und er auch in die rechte Stimmung versetzt werden. Der Chorus deutet in schwungvollen Worten nur wesentliche Einzelheiten des Nächstfolgenden an: Die Stimmung der Franzosen und Engländer vor der Schlacht und das Verhalten des tapferen und menschenfreundlichen Soldatenkönigs in der Nacht, der einem jeden Soldaten, ob hoch oder niedrig, Mut und Trost zuspricht. Auch Ort und Zeit der Handlung sind damit festgelegt. Am Schluß weist der Chorus auf die Schlacht bei Agincourt hin. In kräftigen Worten wird, noch mehr als früher, betont, wie lächerlich die Mittel sind, mit denen dies auf der Bühne dargestellt werden müsse.

Erläuterungen.

1) Die Verse 45 bis 48 haben den Erklärern Schwierigkeiten gemacht. Die Herausgeber der Cambridge-Ausgabe sagen mit Recht, daß „mean and gentle all“ sich nicht auf die Zuhörer beziehen könnten. Auch müsse nach 45 ein Vers ausgefallen sein. Andererseits betont Delius gleichfalls richtig, daß sich die Worte „Gemeine Leute und Adelige“ auf das Heer Heinrichs beziehen, und wenn nicht eine Zeile ausgefallen sei, die Worte: behold a little touch etc. Prädikat und Objekt zu „mean and gentle all“ seien. Andere wollen der Stelle durch Konjektur aufhelfen. Sie ist aber meines Erachtens richtig überliefert und gibt vortrefflichen Sinn, paßt auch gut zum Vorigen, das damit abgeschlossen wird. Schwierigkeit macht dem modernen Leser nur der Zwischensatz: „as may unworthiness define“. Hier steht, wie oft in der älteren Sprache „as“ in einschränkendem Sinne für heutiges „as much as“ „as far as“ (insoweit, sofern). (Franz Shak. Gram. S. 426). Der Zwischensatz bedeutet also: Soweit Unwürdigkeit (es) schildern (eig. beschreiben, erklären) kann (may), wie oft bei Shak. auch in der älteren Bedeutung. Franz (451) d. h. soweit die wenig würdige Darstellung es auf der Bühne geben kann. Die ganze Stelle lautet also in der Uebersetzung: Wie die Sonne, so teilt sein freigebiges Auge Jedermann Geschenke (Gaben)

reichlich aus und taut ihre kalte Furcht (wie Eis) auf, so daß Niedere und Hohe (Gemeine u. Adelige) alle — soweit die unwürdige Darstellung es wiedergeben kann — von Heinrich in der Nacht ein wenig (behold a little touch) zu sehen bekommen. Das letztere soll heißen: Jeder Soldat im Lager, ob hoch oder niedrig, bekommt in dieser Nacht seinen König zu sehen und erhält entweder ein anfeuerndes Wort oder auch nur einen Blick von ihm, wie der Chorus es vorher im einzelnen geschildert hat.

Das Wort „unworthiness" bezieht sich weniger auf den Dichter als die Darsteller bezw. die Darstellung auf der Bühne, von der in allen Chorusreden, wie auch im Prolog meist die Rede ist.

2) Wie sehr der Chorusredner bemüht ist (natürlich zugleich im Sinne des Dichters), die notgedrungene Entstellung der großen Begebenheiten auf der Bühne energisch zu betonen, zeigen auch die Ausdrücke „o for pity" (o Jammer!) und besonders „with most vile and ragged foils" (mit schlechten und zerfetzten Klingen (Degen) und „ill disposed in brawl ridiculous" (in lächerlichem Handgemenge schlecht gehandhabt), sowie das Geständnis, daß sie den Namen „Agincourt" entweihen werden (we shall much disgrace ..... the name of Agincourt). Doch sollten die Zuschauer sich die Wirklichkeit (true things) im Scheine lächerlicher Nachahmung in Erinnerung rufen (Minding true things by what their mockeries be). — Das Urteil ist hart, aber an den Verhältnissen der damaligen Bühne gemessen, erklärlich und gerecht.

„mind" bedeutet hier: in die Erinnerung rufen.

Chorus (vor dem V. Akt).

Inhalt (eigene Übersetzung in Prosa).

Wer die Geschichte (story) nicht gelesen hat, den will ich aufklären; wer sie kennt, den bitt' ich um Entschuldigung, daß die Ereignisse nicht der Zeit und Zahl nach und nach dem rechten Lauf der Dinge hier in ihrem großen und eigenen Leben dargestellt werden können.

Jetzt bringen wir den König nach Calais, und wenn ihr ihn dort gesehen, hebt ihn auf Flügeln der Gedanken über die See.

Schaut, wie das jubelnde Volk ihn stürmisch begrüßt.

So laßt ihn landen und seht ihn feierlich nach London weiterziehen,

So schnell eilen die Gedanken, daß ihr jetzt ihn euch auf Blackheath denken mögt, wo er nach dem Wunsche seiner Lords den zerbeulten Helm und das verbogene Schwert bei seinem Einzug

in die Stadt (city) vor sich her tragen lassen sollte. Doch er verbietet's, da er frei von Eitelkeit und Stolz allen Pomp von sich abweist und Gott anheimstellt.

Aber jetzo schaut, in der schnellarbeitenden Schmiede eurer Gedanken, wie Londons Bürgerschaft, Mayor und Ratsherren im besten Staat herausströmen, sowie im alten Rom die Senatoren und Plebejer ihren sieggekrönten Caesar einholten; wie wenn, um Kleineres doch Liebes zu vergleichen, der Feldherr unserer gnädigen Herrscherin jetzt, sofern er kann, zu rechter Zeit aus Irland käme, den Aufruhr auf sein Schwert gespießt. Wie viele würden die friedliche Stadt verlassen, um ihn willkommen zu heißen. Aber mehr noch waren es — sie hatten weit mehr Grund, — die diesem Heinrich zugejubelt haben.

Versetzt ihn (place him) nun nach London, da die Wehklagen der [nach Frieden und Ruhe sich sehnenden] Franzosen den König von England veranlassen (invite), noch in der Heimat zu bleiben und auch der Kaiser [Sigismund] um der Sache Frankreichs willen kommt, den Frieden herzustellen (order).

Und übergeht (omit) alle Ereignisse, was auch geschehen sein mag, bis Heinrich nach Frankreich zurückgekehrt ist. Dort müssen wir ihn hinbringen; ich selber [als Chorus] hab euch ja die dazwischen liegenden Begebenheiten vorgespielt (myself have play'd the interim, die Zwischenzeit), indem ich euch daran erinnerte, daß sie schon vorüber sind.

Nehmt denn mit unsern Kürzungen fürlieb (brook abridgment) und lenket die Blicke, so schnell ihr denken könnt (after your thoughts), wieder gradeswegs zurück nach Frankreich.

Ergebnis und Erläuterungen.

V. 1ff. Der Chorussprecher entschuldigt sich bei denen, die die Geschichte Heinrichs V. in der Chronik schon gelesen haben, daß sie nicht alles der großen Wirklichkeit entsprechend darstellen können. Die Worte erinnern an schon früher in ähnlicher Weise Gesagtes. Wie der Sprecher des Prologs zum ganzen Stück pathetisch darauf hinweist, daß man den kriegerischen König nicht „like himself" d. h. nicht so, wie er wirklich war, darstellen könne, so sagt er ähnlich hier, daß man die Ereignisse nicht, wie man sie in der Geschichte lesen kann, in ihrem wahren Verlauf und vor allem nicht in ihrem großen und eigenen Leben wiedergeben kann. Die Worte: „in their huge and proper life" sind sehr bedeutsam. Der Chorusredner, der auch

an dieser Stelle nicht nur für den Dichter, sondern auch für die Darsteller und die Enge des Theaters spricht, lehnt die etwaige Forderung einer wirklichkeitsgetreuen und folgerichtigen Darstellung auf der Bühne rundweg ab.

V. 2. prompt. Schlegel übersetzt „deute". Es muß heißen „unterrichte, orientiere, aufkläre". Der Chorus macht den „interpreter", er deutet dem Zuhörer nicht die Geschichte, sondern gibt ihm die nötige Aufklärung über die zwischen dem vierten und fünften Akt liegenden, aber nicht dargestellten Ereignisse. (Vergl. die Anm. zu V. 41, 43.)

V. 7. grant him there heißt nicht „stellt euch vor, er sei schon fort", sondern „gebt zu, seid damit einverstanden (admit as true), daß er dort ist".

V. 16. Blackheath (Schwarzheide) liegt in der nordwestlichen Ecke von Kent, etwa 6 Meilen südöstlich von London. Es ist der Ort, wo der hohe Adel den König nach seiner Landung auf dem Marsch nach London erwartete.

V. 29ff. Kellner hat die Stelle richtig verstanden. Die Worte „a lower but loving likelihood" beziehen sich auf den folgenden, nicht vorhergehenden Vergleich. Mit „lower" deutet der Chorus an, daß der Sieg, den Graf Essex über die irischen Rebellen davontragen möge, sich an Bedeutung nicht mit dem gewaltigen Siege König Heinrichs bei Agincourt messen kann, und ferner, daß auch der Jubel, der den König umbrauste, damals größer war und sein mußte, als wenn ein Essex aus Irland siegreich wiederkehrt. Die Anspielung bezieht sich auf dessen irischen Feldzug, der vom April bis September 1599 dauerte. In diese Zeit fällt also auch die Abfassung der Chorusrede. —

Die Konjektur „the emperour's coming" für das überlieferte „the emperour c." ist unnötig und würde das neue Moment von der Ankunft des Kaisers als ein gleichwertiges und etwa gleichzeitiges mit dem vorhergehenden (the lamentation of the French etc.) hinstellen, während es doch nur als weitere Begründung und nachträglicher Zusatz in der sprachlichen Form eines absoluten Partizipialsatzes gedacht ist, etwa so: zumal auch der Kaiser kommt, um Frieden zu stiften. „Coming" darf nicht im Sinne einer zeitlich nahen Begebenheit gefaßt werden, sondern als weitere Begründung und deutet nur darauf hin, daß der Kaiser die Absicht hat, den Frieden zwischen England und Frankreich zu regeln.

Mit „emperour" ist natürlich der deutsche Kaiser Sigismund (1411—1437) gemeint.

V. 31. in good time, zu rechter Zeit; as he may, sofern er kann (nicht „mag“!).

V. 41. Till Harry's back-return again to France ist keine stilistische Nachlässigkeit bezw. unnötige Begriffswiederholung (Tautologie), sondern es soll dem Zuhörer eingeschärft werden (mit aller Deutlichkeit), daß König Heinrich, nach allem was sich inzwischen ereignet hat (aber im Stück nicht dargestellt wird), wieder nach Frankreich zurückkehrt.

V. 41f. and myself etc. Die Worte besagen, daß der Chorussprecher den Zuhörern die zwischen dem bisherigen und nachfolgenden Teile (also zwischen dem IV. und V. Akt) liegenden Ereignisse, die sie sich als schon vergangene denken sollen, nicht in der einfacheren Form einer Erzählung oder eines Berichts gegeben hat, sondern sie ihnen durch die Art der Mitteilung und die sie begleitenden Gesten gleichsam vorgespielt hat. Das ergibt sich deutlich aus dem ganzen Stil der Chorusrede und den zahlreichen Wendungen, wie: now we bear the king — grant him there, there seen, heave him away — behold the English beach — so let him land — see him set on to London — now, you may imagine him upon Blackheath — but now behold — now in London place him — your eyes ... advance again to France[1]).

Wir sehen den Chorus, wie er vor den Zuhörern steht, den Blick bald in die Ferne, bald auf die Zuhörer gerichtet, das in Gedanken Erschaute mimisch darstellend und durch Gesten verdeutlichend; die Zuhörer aber ihm gespannt folgend und alles miterlebend.

V. 43. In „brook abridgment“ bedeutet „brook“ „fürliebnehmen“, „sich begnügen“. Der Sprecher weist am Schluß noch einmal darauf hin, daß sie die Geschichte nur verkürzt („abridgment“) wiedergeben können, d. h. in einzelnen und längere Zeiträume überspringenden Szenenbildern.

Der IV. Akt hatte nämlich mit der Schlacht bei Agincourt geschlossen. Dieselbe fällt ins Jahr 1415. Im V. Akt aber wird nach einer zeitlich nicht genau festgelegten, in Frankreich sich im englischen Lager abspielenden geschichtlich belanglosen komischen Szene, der Vertrag und Friedensschluß in Troyes dargestellt, der erst 5 Jahre später, 1420, stattfand. Die geschichtlichen Ereignisse, die zwischen Agincourt und Troyes liegen, sind vom Chorus nur zum geringen Teil und obenhin ange-

1) Ähnlich im Chorus vor dem III. Akt.

deutet. Es wird den Zuhörern nur gesagt, daß Heinrich nach dem Siege bei Agincourt über Calais nach England zurückkehrt, dort mit Jubel empfangen wird, doch einige Zeit in London bleiben muß und später wieder nach Frankreich zurückkehrt. Damit war dann die Anknüpfung an die folgende Darstellung (Akt V) dem Zuschauer im Theater gegeben.

V. 45. after your thoughts, d. h. gemäß, entsprechend euren Gedanken; so schnell ihr denken könnt. Vergl. V. 8. 15. 23.

Chorus. (Epilog.)

Der Epilog ist kurz. Er wird gleichfalls vom Chorus gesprochen („our bending author") und ist in die Form des elisabethanischen Sonetts gekleidet, wahrscheinlich das letzte Sonett, das Shakespeare verfaßt hat (S. meinen Aufsatz in der D. Shakesp. Ausgabe von Max Wolff). Es gibt dem erhebenden Schauspiel einen feierlichen Abschluß.

Inhalt (eigene Übersetzung in Prosa).

Soweit (thus far) ist unser Dichter (author), sich (dem Zwang der Verhältnisse) beugend, mit unzulänglicher (all-unable) Feder der Geschichte gefolgt (pursued the story; nachgegangen), indem er gewaltige (mighty) Männer in engem Raum beschränkte (einengte) und den vollen Lauf ihrer Ruhmestaten sprungweise (d. h. von einem Gegenstand zum anderen überspringend) zerstückelte (mangling).

Kurz war die Zeit, doch lebte, so kurz sie war, in ihr ruhmvoll (greatly) dieser Stern von England. Fortuna schmiedete sein Schwert, durch welches er den besten Garten der Welt (Frankreich) gewann (achiev'd) und seinen Sohn als dessen Herrscher zurückließ.

Heinrich VI, der schon als Kind in Windeln gekrönter König von Frankreich und England war, folgte diesem König (Heinrich V) nach, dessen Staat von so vielen Köpfen („so many") verwaltet wurde, daß sie Frankreich verloren und sein (des Königs) England bluten ließen.

Das hat unsere Bühne oft gezeigt und um ihretwillen (for their sake (d. h. der Männer, die unter Heinrich VI den Staat regierten und die wir früher schon geschildert haben) nehmt auch dieses Stück (this) freundlich (in euren freundlichen Herzen) auf.

Ergebnis und Erläuterungen.

Hier spricht der Dichter am Schluß des Stücks noch einmal deutlich aus, wie sehr er sich dem Zwang der Umstände

beugen muß und seine Darstellung nicht anders als sprunghaft sein kann.

Es ist auch sehr zu beachten, daß der Dichter so oft auch das „müssen", die Notwendigkeit seines dichterischen Verfahrens betont.

Noch in einem seiner letzten Dramen, dem Wintermärchen, kommt er darauf zurück (Chorus vor IV Akt):

. . . . . Impute it not a crime
To me or my swift passage, that I slide
O'er sixteen years and leave the growth untried
of that wide gap.

Von den Zahörern aber verlangt der Dichter, was er gleichfalls wiederholt betont, daß sie der Darstellung mit ihrer Phantasie zu Hilfe kommen müssen und sie ergänzen (to eke out our performance (Chorus zu Akt III).

Die Worte „with rough and all-unable pen" sind hier nicht der Ausdruck einer übertriebenen und falschen Bescheidenheit, sondern finden durch die folgenden Zeilen ihre nähere Begründung, und zwar in anderem Sinne, als man wohl gewöhnlich angenommen hat. „Bending" kann im Zusammenhang der ganzen Stelle nicht „sich (vor den Zuhörern) verbeugend, verneigend" bedeuten. Das Wort wäre hier, wo nicht der Dichter selber, sondern der Chorus für ihn spricht, kaum am Platze. Auch wird „to bend" im Sinne von „sich verneigen" von Shakespeare nur da gebraucht, wo der Zusammenhang diese Bedeutung als einzig mögliche nahe legt. „Bending" kann hier nur in der übertragenen Bedeutung „sich einer Sache, einem Umstand beugen, ihm Rechnung tragen", stehen. Die unmittelbar folgenden Verse (3 und 4) geben in aller Deutlichkeit den Grund an, nämlich, weil der Dichter an die Enge des Theaterraumes (in little room confining) gebunden war (V. 3) und den ganzen Verlauf der Ereignisse in ihrem vollen Glanze (glory) daher nur sprunghaft (by starts = sprungweise), das soll heißen, in einzelnen herausgegriffenen, oft lose oder kaum zusammenhängenden Szenenbildern darstellen konnte. Der 3. Vers bezieht sich lediglich auf den Zwang der Bühne, den diese auch auf die Dichtung ausüben mußte, zumal bei den sogen. Historien (der story oder history), wie Vers 4 deutlich zeigt. Mehr noch als sonst in seinen „Historien" hat Shakespeare in Heinrich V (abgesehen von den wechselnd eingelegten komischen Szenen, die den Gang der Ereignisse nur lose berühren und nicht einmal immer weiter führen) die ihm überlieferte Stoffmenge in markante Einzelbilder zusammendrängend aufgelöst, nicht aber, wie Taine es einmal kraß

übertreibend sagt, die Geschichte, wie er sie fand, in Szenen zerschnitten. — Der Dichter kehrt im Epilog zu den gleichen Grundgedanken zurück, die er im Prolog und vielfach auch in den Chorusreden zum Ausdruck gebracht hat. Seine dramatische Kunst war an die Grenzen darstellerischer Möglichkeiten und der an Täuschungsmitteln armen Bühne eng gebunden. Daher sein oft wiederholter Appell an die Phantasie und die Nachsicht der Zuschauer.

Freilich, wie er seine Stoffe meisterte und wodurch er sie adelte, das sollte seine Schöpfung selbst sagen.

Am Schluß des Epilogs weist der Dichter die Zuhörer auf seinen Heinrich VI hin, unter welchem England die Herrschaft über Frankreich verloren gegangen sei. Das hätten sie oft auf seiner Bühne gesehen. Es ist beachtenswert, daß der Dichter seine weit ältere und uns jetzt als minderwertig erscheinende Historie den Zuhörern in die Erinnerung ruft und sie bittet, um der dort geschilderten Personen willen auch seinen Heinrich V freundlich aufzunehmen. Wie der Dichter damals selber über seine Erstlingshistorie gedacht hat (wir stehen im Jahre 1599; seine größten Schöpfungen waren noch ungeschrieben) hat er verschwiegen.

As you like it.

Epilog.

Das Stück hat keinen Prolog, nur einen Epilog, der auch vom Dichter als solcher bezeichnet wird. Die Prinzessin spricht ihn; sie ist die Trägerin der führenden Frauenrolle im Lustspiel und tritt auch in der letzten Szene auf. Der Epilog hat den Zweck, die Hörer (vorerst die Frauen — die Männer würden schon nachfolgen) zu bitten, das Lustspiel freundlich aufzunehmen. Die Sprecherin will das Urteil nicht beeinflussen: sie sei weder ein guter Epilog, noch könne sie sich mit einem guten Stück bei ihnen einschmeicheln (insinuate). Auch bedürfe es eigentlich keines Epilogs, der jedoch nicht unangebracht sei; denn wenn ein guter Kranz an der Schenke guten Wein verspreche, so empfehle sich auch ein gutes Stück (play) durch einen guten Epilog noch mehr.

Der ganze Epilog ist in scherzhaftem Ton gehalten und darin dem heiteren Lustspiel angepaßt. Er ist, wie große Teile des Lustspiels, in Prosa. Der Dichter hat der Prinzessin die Redeweise Lylys in den Mund gelegt, die der Hörer schon von ihr und auch von anderen im Lustspiel reichlich zu hören bekommen hat, freilich ohne die entstellende Manier des Lyly-

schen Vorbildes. Eine Verspottung Lylys ist hier ausgeschlossen[1]. Wir erinnern uns dabei der bekannten Worte Blounts in seiner Ausgabe Lylyscher Komödien 1632: All our ladies were then his Schollers; And that Beautie in Court, which could not Parley Euphueisme, was as little regarded, as shee which now there, speaks not French.

Die Worte, in denen die Prinzessin sich zunächst an die Frauen wendet: I charge you, O women! for the love you bear to men, to like as much of this play as please you (an diesem Stück soviel Geschmack zu finden, als euch daran gefällt) enthalten nicht nur eine auch im Wortlaut anklingende Bezugnahme auf den Titel des Stücks, sondern lassen uns auch den Grund erkennen, warum der Dichter diesem Lustspiel einen scheinbar überflüssigen Epilog hinzugefügt hat. So fesselnd auch die freilich magere romantische Handlung ist, mit ihrem reizvollen Gegensatz von Stadt und Land, Gebundenheit und Freiheit, so ist doch vieles in dem Stück, das über den Horizont des Londoner Bürgers hinausging. Die euphuistisch zugespitzten Reden der vornehmen höfischen Gesellschaft, die scharfen Wortgefechte, die witzigen mit Satire gewürzten Dialoge über Bildung und Unbildung, Natur und Unnatur, höfischer und ländlicher Sprache, Kunstverse und Stümperei — alles dieses mußte vielen schwer verständlich sein. Daher die ungewöhnliche Bitte des Dichters an die Hörer, sich soviel an dem Stück gefallen zu lassen, als ihnen zusage, d. h. mit dem fürlieb zu nehmen, was ihnen gefallen habe.

Ich gebe den Epilog hier in einer Gestalt wieder, die sowohl die Gleichzahl der Sprechtakte (durch Akzente und beigefügte Zahlen am Rande) erkennen läßt, als auch die einzelnen Sätze und Satzgruppen deutlich von einander abhebt. Schon das äußere Bild der im Druck gesperrten Zeilen zeigt sofort, daß fast das Ganze, außer an wenigen Stellen, rhythmisch gegliedert ist:

2+3 It is nót the fáshion / to sée the lády the épilogue:
2+3 but it is nó more unhándsome / than to sée the
lórd the prólogue.

1) Für Lylys Modestil verweise ich auf meinen Aufsatz: Shakespeare u. der Euphuismus (Nachr. d. K.-Gesellsch. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1908, S. 660 ff). Ich hoffe, im Anschluß an Feuillerats eindringende Untersuchungen über Lyly, demnächst in einer größeren Abhandlung auf die Stilfrage ausführlich zurückzukommen.

1+4 If it is trúe / that góod wine néeds no búsh,
1+4 t' is trúe / that a góod pláy néeds no épilogue;
2+3 yet to góod wine / they do úse but góod búshes,
2+2 and góod pláys / próve the bétter / by the hélp
+3 of góod épilogues.

What a case am I in then,

2 that am neither a góod épilogue
2+2 nor cánnot insinuate with you / in the behalf of a góod pláy.

2 I am not fúrnished like a béggar,
2 Therefore to bég will not becóme me:
2 my wáy is to conjúre you,
2 and I'll begin with the wómen.

2+2 I chárge you, O wómen / for the lóve you bear to mén /
4 to líke as múch of this pláy as pléase you.
2+2 And I chárge you, O mén / for the lóve you bear to wómen /
(As I percieve by your simpering, none of you hate them)
4 that between yóu and the wómen the pláy may pléase.

If I were a women, I would kiss as many of you as had

2 béards that pléased me,
2 compléxions that liked me,
2 and bréath that I defíed not:

and, I am sure, as many as have

2+2+2 góod béards / or góod fáces / or swéet bréaths will
2+2+2 for my kínd óffer / whén I make cúrtsy / bid me farewéll.

All's well that ends well.

Epilog.

Das Stück ist nur in der Folio I überliefert. Es ist in Akte, aber nicht in Szenen eingeteilt. Der Epilog ist zwar als solcher nicht bezeichnet, aber durch kursiven Druck vom eigentlichen Stück abgesondert. Er umfaßt nur sechs paarweise gereimte Fünftakter. Der „König" spricht ihn, der auch im Stück das letzte Wort hat. Das zeigen auch die ersten Worte des Epilogs: The king's a beggar now the play is done, d. h., der König kommt als Bittender, nun das Stück vorüber ist. Wie die folgenden Verse zeigen, bittet er um die Gunst der Zuhörerschaft (über beggar als

Bittender s. Oxf. D. beggar sb. unter + 3). Aber das Wort „beggar" ist doch scherzhaft hier in doppeltem Sinne gebraucht: der König des Stücks erscheint jetzt als „Bettler", da er um etwas bitten (beg) muß. Der vor die Zuhörer hintretende König als Epilogsprecher will sagen: Ich bin nun nicht mehr der König, sondern gleichsam ein Bettler, der um eine Gabe bittet, nämlich um euren Beifall (your gentle hands lend us)[1]). Auch die Worte: „if this suit (diese Bitte) be won zeigen deutlich, wie „beggar" hier gemeint ist.

Der ganze Inhalt des nur scheinbar auffallend kurzen Epilogs ist die Bitte um die Gunst der Zuhörer und zugleich die Versicherung, daß Dichter und Schauspieler sich bemühen werden, es ihnen (den Zuhörern) zum Dank dafür auch späterhin recht zu machen:

That you express content; which we will pay
With strife to please you, day exceeding day.

Beides finden wir auch sonst in den Epilogen.

Auch das Wort „parts" (and yours our parts) hat einen Doppelsinn, insofern es sowohl „Geistesgaben" als auch „Rollen" bezeichnet, also Dichter und Schauspieler in gleicher Weise einschließt. Ich verweise auf das zum Prolog zu Heinrich V. darüber Gesagte.

Auch auf den Titel des Stücks spielt der Epilog (wie auch sonst gelegentlich) mit den Worten an: All is well ended. Freilich noch deutlicher Akt V, 1,25: All's well that ends well yet. Und auch die letzten Verse, die der König am Ende des Stücks vor dem Epilog spricht, spielen darauf an:

All yet seems well; and if it end so meet,
The bitter past, more welcome is the sweet.

Das heißt: Bisher scheint alles gut, und wenn es ebenso ausgeht (d. h. wenn alles bis zum letzten Ende gut geht), so ist nach all dem Bitteren daß Süße noch willkommener.

Der glückliche Ausgang (nicht die endgültige Lösung des Ganzen) ist vom Dichter soweit herbeigeführt, daß die Zuschauer, die alles miterlebt haben, das letzte gute Ende getrost erhoffen können. Diese Erwartung beruht einerseits auf der Versicherung, die Bertram und Helena am Schluß abgeben, daß sie einander treu bleiben und wahrhaft lieben wollen, und anderseits auf dem Versprechen des Königs, der keuschen Maid Diana, die so ehrlich zum

1) Vergl. Epilog zu As you like it: I am not furnished like a beggar, therefore to beg will not become me.

Gelingen mitgeholfen hat, die Kosten der Mitgift zu zahlen (I'll pay thy dower), nachdem sie sich den Gatten gewählt hat.

Die Zeit der Abfassung unseres Stücks ist sehr umstritten. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir es vor 1598 setzen. Wenn Meres 1598 außer „Loves labours lost" auch ein Lustspiel „Loves labours won" bezeugt, so kann m. E. nur All's well that ends well damit gemeint sein, auf das es weit besser paßt, als auf the Taming, wo es sich doch nicht eigentlich um „Loves labours" handelt, sondern darum, eine Widerspenstige zur Vernunft zu bringen und ihren Trotz zu brechen. Wir brauchen aber nicht anzunehmen, daß unser Stück ursprünglich einen doppelten Titel gehabt habe, wie man vermutet hat, und daß die Herausgeber der Folio sich den einen, Meres aber den anderen, zweiten, genommen hat. Der ursprüngliche Titel ist, wie wir gesehen haben, im Stück selbst bezeugt (ähnlich auch in As you like it) und nichts weist darauf hin, daß der Haupttitel auch noch einen Nebentitel gehabt hat. Wie Meres zu seinem abweichenden Titel gekommen ist, läßt sich nur vermuten. Den Inhalt unseres Lustspiels hatte er noch gut in der Erinnerung, das zeigt sein Titel ja, aber der ursprüngliche Titel war ihm wohl entfallen.

Auch die ganze Darstellung (Vers und Sprache) zeigt neben Ausgereiftem noch so starke jugendliche Züge, daß wir das Stück kaum nach 1598 ansetzen dürfen. Nicht das „Ausgereifte", d. h. die zum Teil schon erreichte Meisterschaft in Vers und Sprache muß hier den Ausschlag geben, sondern das „Jugendliche", noch nicht Ausgereifte. Der Dichter hat vor dem Jahre 1598 zwar noch nicht die spätere volle Meisterschaft erreicht, aber doch in vielen Szenen oft genug schon hohe Künstlerschaft bewiesen. —

Es ist darum auch gänzlich unnötig, eine spätere Umarbeitung eines frühen Jugendstücks durch unseren Dichter anzunehmen.

Shakespeares Prologe, Epiloge und Chorus-Reden.

Eine kritische Untersuchung

von

Lorenz Morsbach.

Vorgelegt in der Sitzung am 20. Juli 1928.

II.

Troilus and Cressida.

Prolog.

Der Prolog fehlt in den beiden Ausgaben der Quarto 1608/9 und ist nur in der Folio überliefert. Die Echtheit ist zwar von einigen Forschern (auch von Delius) bestritten worden, doch ohne hinreichenden Grund. Er gilt mit Recht wohl allgemein als echt und verrät auch in Stil, Ton und Farbe die straffe und geschickte Hand des Meisters. Das werden auch die folgenden Ausführungen zeigen.

Inhalt und Bedeutung.

Der Prolog zerfällt in zwei Teile: Im ersten Teile (V. 1—22 erste Hälfte) wird kurz und knapp dem Hörer folgendes mitgeteilt: Das Stück spielt in Troja. Die Fürsten Griechenlands sind mit ihren Kriegsschiffen von Athen nach Phrygien aufgebrochen, um Troja zu brandschatzen (ransack), wo Paris mit der von ihm geraubten Helen, des Menelaus' Königin, das Lager teilt (wanton Paris sleeps). Darum geht der Streit (quarrel). Sie landen in Tenedos, schlagen ihre stattlichen Zelte auf der dardanischen Ebene auf und schließen die Trojaner in ihrer Stadt mit den sechs festverriegelten und verrammelten Toren ein. Erwartung des Kommenden hält nun alle in Spannung, Griechen und Trojaner setzen beide alles aufs Spiel (sets all on hazard).

Im zweiten Teil (V. 22 zweite Hälfte bis zum Schluß) gibt der Prolog den Grund an, warum er als Prolog bewaffnet (a prologue arm'd) vor die Hörer trete. Er tue das nicht in keckem Vertrauen auf das Werk des Dichters oder die Kunst des Spielers (not in confidence of author's pen, or actor's voice), sondern weil es dem [kriegerischen] Inhalt ihres Stücks angemessen sei (but suited in like conditions as our argument). Er sei gekommen, um

ihnen mitzuteilen, daß ihr Stück über die ersten Anfänge dieser Kämpfe (broils) hinwegeile und mitten darin beginne (beginning in the middle), um von da ausgehend (starting thence away) darzustellen, was sich in einem Stück passend einordnen lasse (to what may be digested in a play). In den beiden Schlußversen (V. 30. 31) fordert der Sprecher die Hörer auf (die er schon V. 26 „fair beholders“ angeredet hat) ihr Urteil abzugeben (take or find fault), wie es ihnen beliebe (do as your pleasures are), ob gut oder schlecht, das sei ja [auch] das Glücksspiel des Krieges (the chance of war).

Also diesmal keine captatio benevolentiae im gewöhnlichen Sinne. Der Prolog spricht als Krieger und sieht den Erfolg ihres Stücks (mit Anspielung auf den Inhalt) als leicht wechselndes Kriegsglück an. Der Schluß darf nicht zu ernst genommen werden. Es ist immerhin möglich, daß darin eine Anspielung liegt, die uns nicht mehr verständlich ist. Der Ton des Prologs ist vorwiegend ernst und sachlich, der kriegerischen Rüstung angepaßt, die der Sprecher in Übereinstimmung mit dem Stück angelegt hat. Er ist in reimlosen Fünftaktern verfaßt; nur die letzten vier Verse sind paarweise gereimt.

Vom Inhalt des Stücks ist nur soviel verraten, daß es sich um den Kampf um Troja handle, zwischen Griechen und Trojanern, und daß von dem ganzen Streit um die geraubte Königin nur soviel gegeben werde, als sich für ein Stück im Theater eigne. Es setze gleich inmitten der Kämpfe ein, wie wir ja später auch aus der Rede Agamemnons im I. Akt erfahren, daß die Griechen schon sieben Jahre vergeblich die Stadt belagern. Es war also eine Notwendigkeit, daß der Prolog die Hörer von vornherein in den Zusammenhang des Ganzen setzte, aus dem der Dichter nur Ausschnitte geben will, und ihnen die Vorgeschichte des Kampfes und seinen Anlaß (der freilich manchen schon bekannt war) kurz erzählte.

Der Zuschauer wird auch gleich mit dem Schauplatz der Handlung bekannt gemacht: Troja, Phrygien, die dardanische Ebene. Die sechs Tore Trojas werden mit Namen genannt und ihre feste Verrammelung betont, wohl um die Größe der Stadt und ihren langen Widerstand anzudeuten.

Die nach Troja ausziehenden Griechen werden als stolz (orgulous) und zornentbrannt (their high blood chafed), Trojaner und Griechen beide als hitzig, feurig (skittish) bezeichnet.

Von den Personen des Stücks werden nur Helen, Menelaus' queen und wanton Paris erwähnt, weil sie den Anlaß zum Kriege gaben. Auch Priam's City. Doch macht der Dichter schon

im I. Akt den Zuhörer mit fast allen Personen bekannt, die eine Rolle spielen, indem er sie teils auftreten (Troilus, Pandarus, Cressida, Agamemnon, Ulysses, Nestor, Menelaus, Aeneas), teils von anderen Personen, gelegentlich auch von mehreren unter ihnen, beschreiben läßt. So erfährt er schon mancherlei über Ajax, Hector, Aeneas, Antenor, Paris, Helenus, Achilles, Patroclus, Thersites. Andere wie Priam, Cassandra, Diomedes treten erst im II. Akt auf, Helen im III.

Eine Vorliebe für die Trojaner, wie sie sich in Shakespeares Quellen kund gibt, zeigt der Prolog nicht, selbst wenn man „orgulous“ als „hochmütig“ faßt. Auch im Stück selbst nimmt der Dichter keine Partei. Helden und Schurken finden sich auf beiden Seiten. Agamemnon, Ulysses, Nestor sind ebenso ehrenhafte Männer wie die Helden Hector und Aeneas. Auch Troilus ist trotz seiner schwärmerischen blinden Liebe zu der leichtfertigen Cressida ein edler, tapferer Mann. Von den beiden weiblichen Hauptfiguren, Cressida und Helen, ist die Trojanerin die minderwertige. Auch die Rolle, die der Dichter den hochmütigen und grausamen Achilles bei der Tötung Hectors spielen läßt, indem er dem Wehrlosen den ersten Hieb versetzt und seine Myrmidonen ihn dann totschlagen heißt, darf nicht aus einer Abneigung des Dichters gegen die Griechen gedeutet werden. Und wenn diese einen Thersites haben, so die Trojaner einen Pandarus. Wie die Quellenforschung gezeigt hat (am eingehendsten Tatlock, Troilus a. Cressida, Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America 50 S. 673—770) waren fast alle Charaktere in der spätmittelalterlichen und frühneuenglischen Tradition, aus der der Dichter seinen Stoff entnahm, schon so oder ähnlich vorgezeichnet. Mit Homers Ilias hat der Dichter nichts gemein. Der reiche und dankbare Stoff der Trojasage, der dem Dichter aus vielen Quellen zufloß, gab ihm den Anreiz zu einem farbenprächtigen Bilde, dessen Gestalten er mit starkem Realismus auszumalen suchte. Alle Register zieht er auf und schreckt auch vor dem Gröbsten nicht zurück. Das Stück ist eine „comedy“ im Sinne der Zeit, gleich zu Anfang als solche angelegt und auch am Schluß, trotz Hectors tragischem Tode, durch Pandarus' Schandrede und Bloßstellung als solche gekennzeichnet: Helles Licht und dunkler Schatten, Hohes und Gemeines, aber keine Satire, wie man gesagt hat, weder auf zeitgenössische Dichter, noch auf Homers Ilias. Shakespeare verfährt nicht anders als Chaucer, der auch „durch keine klassische Etiquette beengt ist und sich von den wohlklingenden Namen der antiken Helden und Halbgötter nicht im geringsten imponieren läßt, bei dem nicht nur Theseus und Jason schlaue

Egoisten, rücksichtslose Frauenverführer, durchtriebene Verräter sind, sondern auch Aeneas durch sein treuloses und undankbares Verhalten gegen die gute Dido seinen Nimbus der Pietät ganz und gar einbüßt“ (ten Brink, Gesch. d. engl. Literatur II, 117 f.). Auch daran sei erinnert, daß selbst antike Dichter keine Scheu hatten, einen alten von der Zeit geheiligten Stoff gänzlich umzumodeln und in sein Gegenteil zu verkehren. Ich verweise auf die Gestalten des Menelaos, der Helena und der Elektra bei Euripides (Wilamowitz, Griech. Tragödien und ihre drei Dichter. Berlin 1923 S. 153 f.). In dem uns erhaltenen Satyrspiel des Euripides sagt der freilich gottlose Cyklop, als Odysseus ihm mitteilt, sie seien Griechen und auf der Heimfahrt von Ilios:

„Ihr folgtet dieser Helene, der scheußlichen,
Gen Ilios, nicht fernab vom Skamanderfluß?“

worauf Odysseus ernst:

„Ja, endlich überstanden ist der Schreckenskampf“.

und der Cyklop nun wieder spottend:

„O welche Schmach! Ein ganzes Heer, nach Phrygien
Zu fahren übers Wasser um ein einzig Weib!“

Der Komödiendichter Epicharmos (im 5. Jahrh. v. Chr.) macht den Odysseus gar zu einem Bramarbas.

Und hat nicht Platon die Lektüre Homers aus sittlich-religiösen Gründen aus seinem Idealstaate verbannt?

Schon vorher hatte Xenophanes aus ähnlichen Gründen gesagt: Alles haben Homer und Hesiod den Göttern angehängt, was nur bei Menschen Schimpf und Schande ist: Stehlen und Ehebrechen und sich gegenseitig Betrügen [1]).

Obwohl Tr. a. Cr. einen Ausschnitt aus dem Kampf um Troja darstellt, ist es doch kein „merry bawdy play, A noise of targets“ (Prol. Henry VIII.), kein Schlachtendrama, nur Zweikämpfe finden statt, und zwar erst gegen das Ende im IV. Akt Sz. 5 und besonders im V. Akt Sz. 4, 5, 6, 7, 8. In der 9. Szene wird Hector von Achilles und seinen Myrmidonen erschlagen. Der trojanische Krieg ist dem Dichter nur der geschichtliche Rahmen, in dem er eine Fülle gegensätzlicher Gestalten zu leibhafter Wirklichkeit erwecken wollte: nicht Griechen und Trojaner, nur Menschen seiner und aller Zeiten.

Auch in den Abdrucken der Quarto von 1608|9, welche die Vorrede enthalten, wird das Stück als eine „comedie passing full of the palm comical“ bezeichnet und des Dichters „much and

1) Mitteilung von Prof. Pohlenz.

favoured salt of wit" gepriesen, auch sei keine seiner Komödien „more witty than this", wo „wit" („witty") nicht so sehr „Witz" als vielmehr „Verstand", „Geist" bedeutet. Wenn aber in beiden Abdrucken der Quarto auf dem Titelblatt unser Stück eine „(famous) Historie" genannt wird, so soll damit nur gesagt sein, daß es sich um einen der Geschichte entnommenen Stoff handelt. Oxf. Dict. unter History sb. 6 + a. A story represented dramatically, a drama. b. sp. A drama representing historical events, a historical play, mit Belegen aus Shakespeare! Das Zeugnis der Vorrede, in der der Dichter auch mit Plautus und Terenz in eine Reihe gestellt wird, wiegt mehr als alle Vermutungen, die man an den Umstand geknüpft hat, daß in der Folio I Troil. a. Cr. augenscheinlich zuerst (irrtümlich?) hinter Romeo and Juliet (innerhalb der Tragödien an vierter Stelle) seinen Platz finden sollte, aber später endgültig zwischen Henry VIII. und Coriolanus eingeschoben wurde, also zwischen die Histories und Tragedies (letzere beginnen mit neuer Paginierung). Es hat keinen Zweck, hier auf diese Frage näher einzugehen, die sehr wahrscheinlich auch mit dem Fehlen unseres Stücks im Inhaltsverzeichnis (den „Preliminaries") zusammenhängt. Und schließlich wiegt auch das andere Zeugnis der Vorrede von 1608|9, nämlich, daß Troil. a. Cress. ein neues, bisher noch nicht gespieltes Stück Shakespeares sei, weit mehr als alle bisher vorgebrachten Gegengründe.

Das Stück ist Geist von seinem Geist, auch kein neuer Aufputz eines älteren.

Anmerkungen zum Text.

Der Text ist, abgesehen von einigen Namen der Tore Trojas, des unmöglichen stirre up (V. 19) und barke für barks (V. 12), gut überliefert.

V. 2. Orgulous bedeutet nach dem Oxf. Dict. „proud, haughty, used once by Shak. . . . . but app. obs. from 16 c." etc. Das letzte Zitat vor Shakespeare ist von 1592. Das Wort ist, wie die Belege des betr. subst. u. adj. zeigen, erst im 17. Jahrh. ausgestorben. Doch mögen beide schon im 16. Jahrh. selten gewesen sein.

V. 8. immures (emures Fol.) Oxf. Dict. immure sb. Something that immures, a wall. Als substantiviertes Verbum, wie es scheint, nur bei Shakespeare. Doch hat er das Verbum früher schon öfters.

V. 15. brave stattlich (Kellner).

V. 19. sperr up, eine Verbesserung von Theobald, die wohl das Richtige trifft.

V. 20. skittish spirits. Oxf. D. 1) Of disposition, etc.: Characterised by levity, frivolity, or excessive liveliness.

2) unduly lively or spirited (von Pferden).

3) fickle, inconstant, changeable, tricky, difficult to deal or manage.

4) spirited, active, lively, frolicsome.

Mir scheint skittish hier weder levity, frivolity oder fickelness anzudeuten, sondern lediglich im Sinne von „spirited" zu stehen, wie das dem Dichter offenbar vorschwebende Bild zeigt. Nachdem er gesagt hat, daß die Griechen ihre stattlichen Zelte in der dardanischen Ebene aufgeschlagen und die Trojaner hinter ihren Toren eingesperrt sind, die Lage also aufs höchste gespannt ist, fährt er fort: Nun kitzelt Erwartung die hitzigen Geister auf beiden Seiten, d. h. Griechen und Trojaner, die beide hitzig sind, werden noch mehr in der Erwartung der bevorstehenden Kämpfe erregt.

Dazu stimmt auch V. 22 „sets all on hazard" d. h. die über die Maßen erhizten Griechen und Trojaner setzen alles aufs Spiel, gleichsam wie leidenschaftliche Spieler, die den letzten Einsatz wagen.

V. 23. A prologue arm'd, but not in confidence etc. Sidney Lee hat den Sinn der Stelle erfaßt, wenn er sagt (Life of Shak).... „arm'd", not to champion „author's pen or actor's voice", but simply to announce in a guise befitting the warlike subject matter that the play began in the middle of the conflict between Greek and Trojan, and not at the beginning. Nach „and hither am I come" ist ein Komma zu setzen; der Sprecher muß eine kleine Pause machen. Die Worte „a prologue arm'd" sind als Apposition zu I zu fassen. Sehr wahrscheinlich hat einer der im Stück auftretenden Krieger den Prolog gesprochen. Also: Und hierher bin ich gekommen, ein Prolog in Waffen, aber nicht (bewaffnet) im Vertrauen auf das Werk des Dichters oder die Kunst des Spielers (um für sie eine Lanze zu brechen), sondern nur gekleidet, wie es unserem (kriegerischen) Gegenstande angemessen ist. Der Prolog will sagen: Ich habe die Rüstung nicht angelegt, weil ich für den Dichter und die Spieler das Schwert ergreifen will (in vielen Prologen tritt der Sprecher auf, um für den Dichter oder die Spieler oder für beide ein gutes Wort einzulegen und ihre Schwächen zu verteidigen), sondern ich bin nur so gekleidet (suited), wie es sich für unser Kampfstück geziemt.

Das folgende „To tell you" schließt sich syntaktisch an die Anfangsworte an: and hither am I come..... Alles, was zwischen diesen Worten und „To tell you" liegt, ist eine längere Einschaltung, um das ungewöhnliche Auftreten des Prologs in kriegerischer Rüstung zu rechtfertigen. Es liegt ein gewisser Humor darin, wenn er den Zuhörern sagt: Glaubt nur nicht, daß

ich bewaffnet hierhergekommen bin, um zu streiten, nein, die Ursache meiner Verkleidung ist eine harmlose, nur weil es so zu unserem Stück paßt. —

Man muß sich immer die Worte unseres Dichters nur gesprochen denken, weil er sie selbst nur so gedacht hat. Seine Satz- und Periodenbildung war für das Hören und nicht für das Lesen berechnet. Bei richtiger Betonung, entsprechenden Pausen und obendrein noch verdeutlichender Mimik, war es damals dem Zuhörer auch bei längeren Perioden leichter, Sinn und Absicht des Dichters zu erfassen. Nur wir werden mit dem gedruckten Worte schwerer fertig.

V. 27. those broils. Der Prolog hat V. 10 den Raub Helenas durch Paris als den eigentlichen Streitpunkt (quarrel) zwischen Griechen und Trojanern bezeichnet: and that's the quarrel, und darum geht der Streit. Dazu stimmt auch das Wort „broils" (those broils), das nicht „Krieg", sondern „Wirren, Streit, Kampf" bedeutet und von Shakespeare auch für den Bürgerkrieg (civil broils) gebraucht wird. Das Oxf. Dict. erklärt broil sb.: A confused disturbance, tumult, or turmoil; a quarrel. Daselbst auch das Zitat aus Wyrley, Armorie 81 (von 1592): Couragious John of Gaunt Like Priams sonne strong broyling mid (inmitten) his foes. Es werden keine Schlachten geschlagen, sondern es finden nur Einzelkämpfe statt; kein eigentlicher Krieg, nur Einzelkämpfe.

V. 29. Wegen der Bedeutung von digest s. meine Anm. zu Heinrich V., Chorus vor II. Akt V. 31.

* *
*

Die Schlußrede des Pandarus hat man meist irrtümlich für einen Epilog erklärt. Dafür fehlen ihm aber wesentliche Bestandteile. Auch deutet in der Überlieferung nichts darauf hin. Über die mutmaßliche Absicht des Dichters s. oben S. 253.

The Winter's Tale.

Der Chorus vor dem IV. Akt.

Das Wintermärchen zerfällt in zwei dem Charakter und der Zeit nach deutlich geschiedene Teile: Die ersten drei Akte und die beiden letzten sind auch stofflich ein Besonderes für sich, bilden aber inhaltlich ein Ganzes, obwohl sie durch einen Zwischenraum von 16 Jahren getrennt sind. Der „Chorus" hat die Aufgabe, die beiden zeitlich stark auseinander fallenden Teile miteinander zu verbinden, indem er an das Vergangene anknüpft und die Zuschauer auf das Kommende vorbereitet. Es ist

ein Kunstmittel, dessen sich unser Dichter auch sonst bedient. Der „Chorus" beweist auch hier nichts für eine ursprüngliche Akteinteilung, sondern nur für eine Zweiteilung des umfangreichen Stoffs. Florizel und Perdita treten erst im zweiten Teile auf.

Setzen wir uns daher zunächst in den Zusammenhang der beiden Teile, soweit es für unseren Zweck nötig ist:

In der 2. Szene des III. Akts hat das Orakel zu Delphos Hermione für keusch, Polixenes für ohne Tadel, Camillo für einen treuen Untertanen, Leontes für einen eifersüchtigen Tyrannen erklärt. Leontes aber weist den Spruch Apollos als unwahr zurück. Es stellt sich jedoch sofort heraus, daß Leontes sich in seiner leidenschaftlichen Verblendung schwer geirrt hat. Auch wird sein Söhnchen, der junge Prinz, ihm als tot gemeldet und ebenso die von ihm verstoßene Hermione. Leontes ist untröstlich und gibt sich einer unbändigen Trauer hin:

. . . . Prithee, bring me
To the dead bodies of my queen and son:
One grave shall be for both: upon them shall
The causes of their death appear, unto
Our shame perpetual. Once a day I'll visit
The chapel where they lie, and tears shed there
Shall be my recreation: so long as nature
Will bear up with this exercise, so long
I daily vow to use it. Come and lead me
Unto these sorrows (III, 2, 235 ff).

In der dritten und letzten Szene desselben Akts (III) setzt Antigonus das neugeborene Kind schweren Herzens aus. Er gibt ihm den Namen Perdita, weil er es für verloren hält. Auch vermutet er, Hermione sei tot. Er will Apollos Befehl erfüllen, der offenbar wünsche, daß er das Kind aussetze, da es doch von Polixenes sei. — Ein alter Schäfer findet das Kind und freut sich über das viele Gold, das ihm mitgegeben ist. Der hinzukommende Rüpel (clown) erzählt, Antigonus sei von einem Bären angefallen und wahrscheinlich aufgefressen. Das Schiff, das ihn und das Kind gebracht, sei in den Wellen untergegangen.

In diesem Augenblick hoher Spannung tritt der „Chorus" auf, als Verkörperung des „Time".

The Winter's Tale ist uns nur in der Folio I überliefert (von den späteren kann hier abgesehen werden). Es ist in Akte und Szenen eingeteilt. Nach „Actus Quartus Scena Prima" heißt es: „Enter Time, the Chorus". Ältere und neuere Forscher haben die Echtheit des „Chorus" bezweifelt. So lesen wir in

„The Elizabethan Shakespeare, The W. T. by W. H. Hudson in den „Notes“ S. 172: „The whole of his (the Chorus) speech is characterised not only by great obscurity, but also by a singular harshness and uncouthness of diction. This has led various editors, including Grant White, Hudson, and Rolfe, to question whether it come from Shakespeare's hand. Speculations as to authorship in a matter of this kind are notoriously unsatisfactory. But it will be freely conceded that, if this passage is indeed Shakespeare's, it is a most unfavourable specimen of his work“. Ich hoffe dagegen im Folgenden zu zeigen, daß der fragliche „Chorus“ unzweifelhaft echt ist. Er ist nur vielfach mißverstanden worden, obwohl bei näherem Zusehen und wenn man ihn im Zusammenhang mit dem Ganzen betrachtet, der Text keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Die Sprache ist hier nicht dunkler als an vielen anderen Stellen unseres Dichters, ja sie ist überhaupt nicht dunkel. Die Interpretation wird zeigen, daß auch an die Denkkraft des Zuschauers, der durch den Chorus doch über die Situation aufgeklärt werden sollte, keine besonderen Anforderungen gestellt wurden.

Die Figur des Chorus als „Time“ ist ohne Zweifel durch den Titel der Erzählung Greene's: Pandosto, the Triumph of Time hervorgerufen. Das beweisen auch die Eingangsworte des Chorussprechers, wenn man sie mit den Zusatzworten Greenes vergleicht. Greene sagt im Anschluß an den Titel seiner Erzählung, bekanntlich der Vorlage Shakespeare's: Wherein is Discovered by a pleasant Historie that although by the meanes of sinister fortune Truth may be concealed, yet by Time, in spight of fortune, it is most manifestly revealed. Pleasant for age to avoyde drowsie thoughts, profitable for youth to eschue other wanton pastimes, and bringing to both a desired content. Temporis filia veritas. Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci (die Sperrungen sind von mir!).

Die beiden Hauptgedanken Greene's sind:

1) Die Zeit bringt die Wahrheit an den Tag (revealed), auch wenn sie durch die Tücke der Fortuna verborgen (concealed) sein mag; und

2) die Erzählung soll die Alten aufheitern und die Jugend von unnützem Zeitvertreib (wanton pastimes) ablenken, beide also zufrieden stellen, denn hier sei das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden.

Der „Chorus“ spielt, wie wir noch sehen werden, auf beides deutlich an.

Die oben erwähnten Eingangsverse sind wie folgt zu

verstehen, indem ich die Kerngedanken und die einzelnen Satzgruppen auch äußerlich herausstelle:

> „I, that please some, try all, both joy and terror
> Of good and bad (erster Vordersatz);
> that makes and unfolds error (zweiter Vordersatz):
> Now take upon me, in the name of Time,
> To use my wings“ (Nachsatz).

In der Uebersetzung lauten die Verse:

> „Ich, der ich einige erfreue, aber alle prüfe,
> die Freude und der Schrecken
> guter und böser Menschen;
> der ich den Irrtum schürze und wieder löse:
> ich nehme mir jetzt heraus, in meiner Eigenschaft
> (Rolle) als „Zeit“, meine Schwingen zu gebrauchen.“

Der Inhalt dieser Verse ist durchaus klar und verständlich. Wenn der „Chorus“, was doch anzunehmen ist, die Verse richtig sprach, mit den nötigen Satzpausen und in der richtigen Tonlage, so daß die beiden Vordersätze sich von dem mit Now (V. 3) beginnenden Nachsatz deutlich abhoben und auch das gedanklich enger Verbundene straffer zusammengefaßt wurde, so konnte kein Mißverständnis aufkommen (wie beim Lesen, zumal bei schlechter Interpunktion) und war der Hörer gleich im Bilde.

Der erste Vordersatz bezieht sich auf die Tätigkeit der „Zeit“, insofern sie alle Menschen prüft, die Guten erfreut, die Bösen schreckt, mit einem unverkennbaren Hinweis auf das Vergangene, den Tyrannen Leontes und sein unnatürliches Wüten. Der zweite Vordersatz weist auf die Zukunft hin, nämlich daß die „Zeit“ nicht nur den Irrtum erzeugt, sondern auch löst, diesmal mit deutlichem Hinweis auf das, was die Zuschauer noch zu erwarten haben, nämlich daß alles noch zu einem guten Ende führen wird. Sie haben gesehen, wie schwer Leontes geirrt und wie schwer er dafür büßen muß. Aber die „Zeit“, deutet der Chorus an, wird alles wieder gut machen. Die Worte „makes and unfolds error“ geben in anderer Wendung und in Kürze denselben Gedanken wieder, den Greene auf dem Titelblatt seiner Novelle ausgesprochen hat (Truth ... by Time ... revealed). Dagegen der Nachsatz weist auf die Absicht des Chorus als Time hin, seine Schwingen zu gebrauchen, um, wie die folgenden Verse ausführen, über einen Zeitraum von 16 Jahren hinweggleiten zu dürfen, ohne sich auf die Ereignisse dieser Zwischenzeit einzulassen. — Alles steht in unmittelbarer Beziehung zu unserem Lust-

spiel und soll den Zuschauer auch auf die glückliche Lösung der tragisch geschürzten Handlung vorbereiten.

Wie Shakespeare über die „Zeit“ dachte und sie sich verkörpert vorstellte, geht aus vielen Stellen der Konkordanz zu seinen Werken (auch aus A. Schmidt's Wörterb.) hervor. Sie wird sehr oft als tätiges Wesen aufgefaßt, und zwar als Mann, der erzeugt und vernichtet, aufbaut oder zerstört, die Menschen auf die Probe stellt und prüft, die Dinge verwirrt oder auflöst, Verborgenes ans Licht bringt u. s. m. Man stellte sich überhaupt die „Zeit“ damals als einen alten Mann dar, mit Stundenglas und Sense. S. Oxf. Dict. Time III, 25: Personified as an aged man, bald, but having a forelock, and carrying a scythe and an hourglass. Also called Father Time. Auch Shakespeare bringt diese Vorstellung gelegentlich zum Ausdruck. So in Err: The plain bald pate of father Time himself. „Time“, der alles Lebende vernichtet, ist bei Shakespeare nicht nur mit Sense und Sichel ausgerüstet, sondern vereinzelt auch mit einem Sarg (chest) und sogar mit einem Felleisen (Time's wallet of oblivion). Er berührt sich also auch mit dem „Tode“ (Death), der gleichfalls bei ihm eine Sense trägt, im übrigen aber als „Knochengerippe“ erscheint. Als Skelett wird er wohl erst seit der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts dargestellt. Wietfeld, die Bildersprache in Shakespeare's Sonetten (Morsbachs Stud. z. engl. Phil. 54 (1916) S. 43f.). Morsbach, Gram. u. psychol. Geschlecht im Englischen, 2. Aufl. 1926, S. 41. Oxf. Dict. unter Death I 1c. —

Auch unser „Chorus“ setzt die Vorstellung eines alten Mannes voraus (V. 9). Das Stundenglas wird in V. 16 erwähnt. „Time“ trat wohl auch auf der Bühne als „alter Mann“ auf[1]).

Erläuterungen zum Text.

V. 1. please ist hier nicht „gefallen“, sondern „erfreuen“, da Time von seiner Tätigkeit spricht. Die Bedeutung „erfreuen“ ist sehr geläufig bei unserem Dichter.

V. 2. Die Folio I hat makes and unfolds obwohl es sich auf „I“ bezieht. Es ist Sprachgebrauch der Shakespeare-Zeit. Franz, Shak. Grammatik § 519. Daneben sagte man (in Relativsätzen) auch make and unfold. Die Überlieferung in den Werken Shakespeare's schwankt. Wie er selbst an dieser Stelle geschrieben

1) Auch der Maler G. Fr. Watts stellt die „Zeit“ stets als einen Mann dar, aber nicht als einen alten, sondern als einen jugendlich kräftigen, als den „Typus unwandelbarer Jugend und Kraft“, am eindrucksvollsten in „Zeit, Tod und Gerechtigkeit“ und in „Zeit und Vergessen.“

hat, läßt sich nicht feststellen. Für den heutigen Leser oder Hörer ist make and unfold verständlicher.

V. 3. take upon me, sich herausnehmen (Kellner W.), da die „Zeit" sonst keine solchen Sprünge macht — in the name of Time. Oxf. D. Name II d: under the character or designation of (some person or thing) mit Belegen aus Shakespeare. A. Schmidt W. gibt als Bedeutung an: under the title, as. Manche Beispiele bei unserem Dichter zeigen, daß der Ausdruck öfter auch einfach durch unser „als" übersetzt werden kann. Ebenso hier: als Time (weil ich Time bin). Der „Chorus" spricht nicht im Namen der „Zeit", sondern als Time selbst (Time himself V. 31).

V. 4. Impute it not a crime. S. darüber die Schlußbemerkungen zum Chorus vor dem II. Akt Heinr. 5.

V. 6. sixteen years. Die Zahl 16 ist noch an 2 anderen Stellen, V. 3, 31 und V. 3, 50, überliefert, also gesichert. Nur an einer Stelle IV, 2, 36 sagt Camillo: It is fifteen years since I saw my country. Derselbe Camillo sagt aber V. 3, 50 daß 16 Jahre den Schmerz des Leontes nicht lindern konnten. Also sind 16 Jahre verflossen, seitdem Camillo mit Polixenes nach Böhmen geflohen (I, 2) ist. Die Zahl 15 läßt sich durch nichts rechtfertigen; sie muß daher an der einen Stelle falsch überliefert sein. Die Zahlen wurden handschriftlich oft durch römische Ziffern wiedergegeben. Somit konnte die Eins (I) nach V leicht übersehen werden. Der Dichter hat den Fehler sicher nicht gemacht, zumal er kurz vorher im „Chorus" an bedeutsamer Stelle von 16 Jahren gesprochen hatte.

V. 6—7. leave the growth untried of that wide gap. untried („ununtersucht" (Kellner) ist durch try V. 1 hervorgerufen. Die „Zeit", die alle prüft, will hier einmal die Dinge ununtersucht lassen, die sich inzwischen zugetragen haben. Die Worte: the growth of that wide gap (das Wachstum dieser weiten Kluft, oder Zwischenzeit — gap = interval, Oxf. D. gap. sb. 6, vergl. auch V. 3, 153, d. h. was in dieser Zwischenzeit von 16 Jahren erwachsen ist, sich ereignet hat) sind nicht weniger auffällig als viele andere ähnliche Stellen und entsprechen ganz der kurzen und gedrungenen Ausdrucksweise unseres Dichters.

Bezüglich des Zeitüberspringens vergl. den Prolog zu Heinrich V (jumping o'er times) u. bes. den Chorus zum V. Akt.

V. 8, 9, 10. since it is in my power u. s. w. Time beruft sich hier, wo er 16 Jahre überspringen will, auf seine Allgewalt, die sogar in einer einzigen Stunde das Alte vernichten und Neues an die Stelle setzen kann.

One self-born hour, d. h. in einer einzigen von mir selbst-

geborenen Stunde. Die Stunden sind die Kinder der Zeit, werden also von ihr geboren, von Time, der als männlich gefaßt ist, ins Leben gerufen. Das Wort born ist nicht in dem eigentlichen Sinne „geboren" zu fassen. self-born bedeutet übertragen: „born of or originating from oneself or itself" (Oxf. D. self-born). Das zeigen auch die Belege seit der Elisabethzeit. An unserer Stelle also bedeutet self-born, daß Time der Vater der Stunden ist, aller und jeder einzelnen. one self-born hour besagt also mehr als das einfache one-self (= one and the same, Oxf. D. self, pron., a., and subst B. 1 D.) hour.

V. 9 ff. Übersetzt lauten die Verse: „Laßt mich gelten (pass Oxf. D. VI. 15 und A. Schmidt W.) als denselben, der ich bin, ehe die älteste Ordnung war (order mit Bezug auf law und custom V. 9, 10), oder was gegenwärtig (als Ordnung) anerkannt ist (received A. Schmidt W. 6 to embrace intellectually, to acknowledge. Oxf. D. Receive v. II, 15 to accept as an authority, rule, or practice) — ich berufe mich dafür auf die Zeiten, die sie (die Ordnungen) hereingebracht (eingeführt) haben —: ebenso werde ich (auch) mit dem Neuesten (the freshest things), das jetzt die Herrschaft hat, verfahren und den Glanz (auch) dieser Gegenwart (the glistering of this present) fahl (stale) machen (verblassen lassen), wie (denn auch) mein Märchen (my tale, d. h. was ich Euch bisher erzählt habe; mit Anspielung auf den Titel: Winter's Tale) im Vergleich damit (to it, sc. glistering of this present) (schon) jetzt (now, in diesem Augenblick) (fahl und glanzlos) scheint". — Man beachte die zeitliche Reihenfolge und Steigerung:

1) ancient'st order (älteste Vergangenheit); 2) what is now received (Gegenwart im allgemeinen); 3) the freshest things now reigning (die neueste Gegenwart); 4) my tale (das Heutige, die Zeit der Aufführung bis zur Chorusrede).

Der Sinn der ganzen Stelle ist: Ich bin derselbe, der ich seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag gewesen bin. Wie ich Altes und Neues erstehen und vergehen ließ, so lasse ich auch den Glanz dieser neuesten Gegenwart verblassen, wie denn auch das, was ich bisher erzählt habe, im Vergleich damit (dem Glanz dieser neuesten Gegenwart) schon jetzt verblichen scheint; d. h. die Zuschauer sollen das Märchen, soweit sie es vernommen haben, gewissermaßen auch schon als vergangen betrachten. Wer mit Furness und anderen das „now" V. 15 unbeachtet läßt und „my Tale" schlechthin als das „Märchen" d. h. das „Wintermärchen" nimmt und erklärt: „as my Tale seems stale in comparison with the glistering at hand", müßte auch erklären, warum das „Winter-

märchen" gegenüber dem Glanz der neuesten Gegenwart schon verblaßt scheinen sollte. — Dieser letzte Gedanke bildet dann den Übergang zum Folgenden.

V. 15 ff. Time wendet sein Stundenglas, um seinem Stück (scene öfters in dieser Bedeutung; vergl. V. 14 my tale) einen solchen Fortgang (growth Wachstum) zu geben, als wenn die Zuschauer inzwischen geschlafen hätten, d. h. er will das Stück erst nach einer längeren Zwischenzeit, von der die Zuschauer nichts erfahren, weiter spielen lassen. Die Worte: such growing as you had slept between erinnern auch im Ausdruck an V. 6: and leave the growth untried.

V. 17 ff. Leontes leaving etc. Die Verse haben den Erklärern unnötiges Kopfzerbrechen gemacht. Wer Leontes leaving mit der richtigen Tonlage spricht, d. h. Leontes gegenüber leaving mit steigendem Ton, weil das Folgende einen weiteren Zusatz zu Leontes bringt, wird auch bei mündlichem Vortrag die Verse sofort richtig verstehen, trotz der von der Prosa abweichenden dichterischen Wortstellung. Die Verse würden in prosaischer Wortstellung lauten: Leaving Leontes so grieving the effects of his fond jealousies that he shuts up himself: imagine me (accusativ!) etc. Also: Indem ich Leontes verlasse, der die Folgen (effects) seiner törichten Eifersucht so sehr beklagt (so grieving, die ihn so sehr bekümmern, drücken), daß er sich einschließt — (so) denkt Euch nun, ihr lieben Zuschauer, daß ich jetzt im schönen Böhmen bin. Aus dem imagine me (V. 19) ist das Subjekt zu dem vorausgegangenen leaving (V. 17) unschwer zu entnehmen. Time identifiziert sich mit dem Verlauf und Gang des Wintermärchens, wie auch die folgenden Worte zeigen: and remember well, I mention'd a son o' th' king's (so die Folio!), wo der Chorus gleichfalls in der Ich-Form spricht. Es ist ja seine Erzählung, sein Stück (my tale — my scene), denn der Chorus ist Time in Person, der alles geschehen läßt und vorführt, wie auch die ganze Chorusrede und die fortwährenden „ich" zeigen.

V. 22. the king's: des Königs von Böhmen, Polixenes. Sein Sohn wird I 2, 164 ff. erwähnt. —

I mentioned: Im Eliz. Shakesp. heißt es zu dieser Stelle: Hudson very properly pointed out that, though mention had been made earlier in the play of a son of Polixenes, it was not the Chorus who had made it. It is of course the Dramatist who is speaking here, not Time". Das ist Irrtum. Time fällt hier nicht aus seiner Rolle. Er ist es doch (wie der Inhalt seiner Rede zeigt),

und nicht der Dichter, der das Märchen vorführt. Ich verweise auf meine Schlußbemerkung zu V. 17 ff.

V. 24 ff. In diesen Versen verrät Time nur soviel, als die Zuschauer zu wissen brauchen, ohne daß die Spannung, in die sie versetzt werden, schon jetzt d. h. zu früh gelöst wird. Sie erfahren, daß das Folgende zunächst in Böhmen spielt, daß der Sohn des Polixenes Florizel heißt und daß Perdita (deren Name früher schon genannt war) über alle Maßen anmutig herangewachsen ist. Aber was aus ihr am Ende wird (what of her ensues. Oxf. D. ensue v. 6 b to follow as a result or consequence, to result from. Constr.-by, from, +of, on, upon), will Time nicht voraussagen, sondern nur soviel verraten, daß sie eine Schäferin ist, und daß alles, was mit ihr zusammenhängt und hernach folgt, der Gegenstand seines Tuns als Time bildet.

and what to her adheres bezieht sich auf die Personen und Dinge, mit denen sie durch Abstammung und Schicksal verwachsen ist; nicht bloß auf ihre Lage (A. Schmidt: „what is in accordance with her condition") oder auf ihre „Familie" (Kellner W.). Über die Bedeutungen von adhere s. Oxf. D. unter 1 und 2.

which follows after weist im Verein mit dem Vorhergehenden „and what to her adheres" auf den Inhalt der beiden folgenden (letzten) Akte hin.

Delius übersetzt die Stelle nicht ohne Mißverständnis „was zu ihr gehört" (undeutlich!), was sich weiter daraus ergibt, das ist der Stoff, den ich, die Zeit, zu verhandeln(?) habe.

V. 29 ff. Of this allow etc., wo allow „billigen" bedeutet, in älterer Zeit auch mit „of" verbunden; s. Oxf. Dict. I, 2 und II, 4. Die Stelle lautet übersetzt: billigt dies (seid damit einverstanden, gefalle es Euch), wenn ihr je zuvor die Zeit schlechter verbracht habt; wenn nie, so sagt Euch jetzt jener „Time" selber: er wünscht ernstlich, daß Ihr es niemals möget d. h. nie in die Lage kommt die Zeit schlechter zu verbringen. Zu „may" ist aus dem Vorhergehenden zu ergänzen: spend time worse. Der Sinn der Schlußverse 31, 32 ist also: So hört es denn von mir, der „Zeit" selber (that Time himself), ich bin ja doch die „Zeit". Ich wünsche Euch ernstlich, daß Ihr nie in die Lage kommt, die Zeit schlechter als jetzt zu verbringen. Das Spiel mit time und Time besagt: Ich muß es doch wissen, wie man die Zeit zubringt, ich bin ja doch selbst die Zeit.

Die Schlußverse des „Chorus" sind durch Greene's Zusatz auf dem Titelblatt hervorgerufen: Pleasant for age to avoyde

drowsie thoughts, profitable for youth to eschue other wanton pastimes, and bringing to both a desired content. —

Der lapidare Stil, die knappe zugespitzte Ausdrucksweise, die Wiederholung gleicher Wörter und Wortstämme (try — untried; growth — growing — grown in grace) mit rückweisender Bezugnahme, das Wortspiel mit time und Time, die Imperative: Impute it not, let me pass, remember well, imagine me, of this allow und der dramatische Charakter des „Chorus" als Zwiegespräch des „Time" mit dem Zuschauer, letzterer in der Rolle der stummen Person — alles dieses erinnert unmittelbar an den Stil und auch an manche andere Chorusreden unseres Dichters.

Ergebnis.

Der Chorus vor dem IV. Akt ist unzweifelhaft echt. Er umfaßt 32 paarweise gereimte Fünftakter. Er hat die Aufgabe, den Zuschauer in den Zusammenhang der beiden Teile (Akt 1 bis 3 und 4 bis 5 einschl.), soweit es angebracht war, zu setzen, den großen Zeitunterschied zwischen dem dritten und vierten Akt scharf zu betonen und den nächsten Spielort (Böhmen) anzugeben, die neuauftretenden Personen Forizel und Perdita einzuführen und auf den Inhalt des zweiten Teils (Akt IV, V) vorbereitend hinzuweisen. Vor allem aber verdient hervorgehoben zu werden, daß der „Chorus" gleich im Anfang, und auch später noch, die glückliche Lösung der tragisch zugespitzten Handlung andeutet.

The Tempest.

Epilog.

Das Stück ist nur in der Folio I überliefert, ebenso der Epilog. Er ist, wie der zum Mitsommernachtstraum, in paarweise gereimten Viertaktern verfaßt. Während im Epilog des Wintermärchens der König aus seiner Rolle heraustritt, spielt Prospero die seinige weiter. Nachdem er die Zauberei abgeschworen, die letzten Worte an seine Umgebung gesprochen und Ariel entlassen hat, tritt er vor die Zuschauer hin und sagt dem Sinne und z. T. dem Wortlaut nach Folgendes: „Ich habe nun allen Zauber abgetan und keine Gewalt mehr und bin nun Euer Gefangener oder Ihr müßt mich nach Neapel schicken. Laßt mich nicht, nachdem ich mein Herzogtum wiedergewonnen und dem Betrüger verziehen habe, durch Euren Zauberspruch (spell) auf dieser kahlen Insel zurück, sondern gebt mich durch Euren Beifall frei und laßt mich von Eurem freundlichen Zuruf begleitet fortsegeln, sonst

ist ja meine Absicht (project) vereitelt, die doch darin bestand, Gefallen zu erwecken (which was to please). Jetzt, wo es mir an Geistern und Zauberkunst gebricht, ist mein Ende Verzweiflung, wenn ich nicht durch ein Gebet (prayer) erlöst werde (be reliev'd), das so wirksam ist (pierces so, wörtlich, „so durchdringt"), daß es die Barmherzigkeit (Mercy) selber bezwingt (assaults) und alle meine Fehler sühnt (frees all faults). Wie Ihr selber für Eure Missetaten (crimes) Verzeihung hofft (would pardon'd be), so vergebt auch mir (absolviert auch mich) und schenkt mir die Freiheit (let your indulgence set me free).

Der Epilog zerfällt dem Inhalte nach in zwei Teile: Der erste Teil schließt mit der ersten Hälfte des 13. Verses. Die zweite Hälfte bringt eine merkliche Steigerung. Das Ganze ist in scherzhaftem Ton gehalten, obwohl die zweite Hälfte ernster klingt, aber nicht so ernst gemeint ist, wie es scheint; es kommt dabei nur auf den Ton an, in dem die Worte gesprochen werden.

Es handelt sich im zweiten Teil um eine Fürbitte (prayer) und eine indulgence mit deutlicher Anspielung auf die kirchliche Liturgie. Das Oxf. Dict. freilich gibt für „indulgence" mit Nennung unserer Stelle nur die allgemeine Bedeutung an: Nachsicht, Milde. Das Wort muß aber hier, da „Mercy itself" nur als „himmlische Gnade, Barmherzigkeit" gefaßt werden kann, die Sündenvergebung (Absolution) bedeuten. Delius hat den Sinn der Stelle richtig erfaßt, wenn er anmerkt: „Jetzt, da es mir an Geistern gebricht, die ich zwingen kann, und an Zauberkunst, die ich üben kann, muß ich wie ein böser Hexenmeister in Verzweiflung enden, wenn nicht die Fürbitte frommer Seelen mir hilft". Freilich ist Prospero kein „böser Hexenmeister", wie der ganze Verlauf des Schauspiels zeigt. Er hat durch seinen Zauber nur Gutes gestiftet, die Guten belohnt, die Bösen gestraft und ihnen auch verziehen, da sie reuig sind. —

Der Epilog knüpft an die letzten Ereignisse an: Prospero hat seinen Zauberstab zerbrochen und der Magie entsagt. Er hat dem Bruder, Alonso, der ihm den Tron geraubt und auf die Insel durch einen Sturm verschlagen in seine Gewalt geraten war, großmütig verziehen. Alle wollen jetzt die Insel verlassen und nach Neapel fahren, um die Hochzeit Ferdinands (des Königs von Neapel) mit Miranda (der Tochter Prosperos) dort zu feiern.

Wenn Prospero sich im Epilog als „Gefangenen" (confin'd) der Zuschauer bezeichnet, weil er sich der Zauberkunst begeben und auf andere keinen Zwang mehr ausüben kann, so ist das nur eine scherzhafte Fortsetzung und Umkehrung des Lust-

spiels. Die Rollen sind vertauscht: Prospero ist jetzt der Machtlose und Gefangene, wie eben noch die auf die Insel Verschlagenen seine Gefangenen waren, und die Zuschauer im Theater sind nun die mächtigen Zauberer, wie er selbst kurz zuvor noch einer war. Er ist in ihrer Gewalt und nur sie können ihn durch ihr Zauberwort, ihren Beifall und freundlichen Zuruf aus seiner Gefangenschaft erlösen und nach Neapel fahren lassen. Jetzt, wo er machtlos ist und der Verzweiflung nahe, sollen sie ein Gebet für ihn sprechen, das die Barmherzigkeit selber erweichen muß und alle seine Fehler sühnt. Wie sie selbst für ihre Missetaten Verzeihung hoffen, sollen sie auch ihm vergeben und ihn in Freiheit setzen d. h. in Gnaden entlassen. Vergl. auch Epilog Heinrich IV., 2. Teil: „my speech to beg your pardons“ und später: here I commit my body to your mercies. — Wie der erste Teil des Epilogs in einer Bitte um den Beifall der Zuhörer gipfelt, so der zweite in einer Bitte um ein Gebet, das die Barmherzigkeit selber bezwingt und ihn von allen Fehlern losspricht.

Der Epilog enthält nicht die geringste Anspielung auf ein festliches Ereignis (die Hochzeit eines vornehmen Paares), für das unser Stück geplant wäre [1]). Im Gegenteil, der Epilog bleibt ganz im Rahmen des vorgeführten Schauspiels, wenn Prospero bittet, nach Neapel segeln zu dürfen. Dort soll ja, wie es vorher heißt, die Hochzeit gefeiert werden.

Auch liegt es völlig fern, aus der bekannten Stelle im V. Akt (1,50 ff):

„But this rough (!) magic
I here abjure, and, when I have required
Some heavenly music, which even now I do,
To work mine end upon their senses that
This airy charm is for, I'll break my staff,
Bury it certain fathoms in the earth,
And deeper than did ever plummet sound,
I'll drown my book“.

zu folgern, wie man so oft getan hat, daß der Dichter hiermit zugleich andeuten wolle, auch er lege nunmehr die Feder nieder, die soviel hervorgezaubert, und entsage endgültig der Dichtkunst. Es

1) Ebenso wenig die in den IV. Akt eingelegte „Masque“, die durch die Frage der Ceres (1,86 ff.) und die Antwort der Iris in engster Beziehung zu der ernsten Mahnung Prosperos steht (IV. 1,14 ff.) „den jungfräulichen Gürtel nicht vorzeitig zu zerreißen“. Die Mahnung ist der Lage der beiden Liebenden auf der einsamen Insel durchaus angepaßt. Jedoch in einem Festspiel für ein vornehmes Paar aus höfischen Kreisen wären die Worte taktlos.

liegt doch gänzlich im Plan des Schauspiels selbst, daß Prospero am Schluß alle Magie ablegt; sie hat ihren Zweck erfüllt und es hätte keinen Sinn gehabt, wenn er in Neapel und Mailand seine Zauberkünste fortgesetzt hätte. Diesen lag doch nur die Notwendigkeit zu Grunde, sich die Insel untertan zu machen, sich und die Tochter vor den wilden gewalttätigen Bewohnern zu schützen und die auf die Insel durch einen Sturm verschlagenen Verräter in seine Gewalt zu bekommen. Nachdem er alles zu einem guten Ende gewendet, hat er seine Aufgabe erfüllt und verläßt die kahle Insel mit ihren wilden Bewohnern, um die Herrschaft über das Herzogtum Mailand wieder selbst in die Hand zu nehmen. Dazu braucht er jetzt weder Zauberstab noch Zauberbuch, zumal seine „geheimen Studien" (secret studies I, 2,77) ihn einst den Verlust seines Landes gekostet haben. Darum will er auch den Zauberstab in der Erde vergraben und das Zauberbuch ins tiefste Meer versenken.

Und noch eins bedenke man. „Der Sturm" ist nicht das letzte Drama, sondern Heinrich VIII., aber wenn er auch das letzte wäre, ist doch schwerlich anzunehmen, daß der Dichter bei seiner Schaffensfreude schon jetzt, im besten Mannesalter, der Dichtkunst endgültig entsagt hätte. Auch wissen wir nicht, in welchem Jahre er sich vom Theater in London loslöste und nach Stratford für immer übersiedelte. Noch drei Jahre später, im Februar 1616, als er sein Testament aufsetzte, heißt es da, er sei bei vollkommenem Wohlbefinden und Gedächtnis (in perfect health and memory). Warum wir seit dem Sommer 1613 nichts mehr aus seiner Feder haben, darüber helfen uns auch grundlose Vermutungen nicht hinweg.

King Henry VIII.

Prolog.

Der Schauspieler, der den Prolog vorträgt, spricht auch hier für die Truppe und das aufzuführende Stück (we now present). Auf den Autor wird auch sonst nur selten direkt (our humble author, Epilog Henry IV. 2), meist indirekt Bezug genommen. Der Prolog, der in paarweise gereimten Fünftaktern verfaßt ist, zerfällt dem Inhalt nach in drei Teile: 1) V. 1—5 (einschl. erste Hälfte). Zunächst wird den Zuschauern angekündigt, daß ihnen diesmal kein lustiges, sondern ein ernstes und auch trauriges Stück, das Tränen entlocken kann, geboten wird. 2) V. 5 (zweite Hälfte) bis 23. Dann werden einzelne Gruppen von Theaterbesuchern mit ihrem besonderen Geschmack gekennzeichnet und es wird ihnen gesagt, daß sie trotz aller Verschiedenheit

dennoch heute auf ihre Rechnung kommen, mit alleiniger Ausnahme der letzten Gruppe, deren Vorliebe für rohe Possen und unflätige Dinge unmöglich befriedigt werden könne. Das wäre nicht nur eine Hirnvergeudung und Preisgabe ihrer wahren Absichten, sondern würde auch den Verlust ihrer besten Zuhörer bedeuten. 3) V. 23 bis zum Schluß. Schließlich werden die Zuschauer ermahnt ernst gestimmt zu sein und sich ganz der Größe des Gegenstandes mit seinem jähen Wechsel von Glück und Elend hinzugeben. Wer dann noch lustig sein könne, der sei wie einer, der an seinem Hochzeitstage weinen kann.

Der Prolog hebt zweierlei ganz besonders hervor:

1) Einmal umschreibt er eindringlich den Charakter des zu spielenden Stücks, ohne jedoch von dem Inhalt mehr zu verraten, als daß es eine „noble story" sei, voll Größe, Hoheit und Leid, und betont dabei dreimal in auffallender Weise, daß es sich um lautere Wahrheit handle, die sie darstellen. Der Sprecher nennt das Stück V. 26 „our noble story", unsere edle (erhabene Geschichte [1]). Es enthalte „things that bear a weighty and a serious brow", Dinge, die ein gewichtiges und ernstes Ansehn haben, die „sad, high and working", traurig, erhaben und eindrucksvoll (ergreifend, Kellner), auch „full of state and woe", voll Hoheit (nicht „Pracht") und Leid seien. Die Zuschauer sollen glauben, sie sähen die Personen leibhaftig (as they were living), mächtig und groß (great), gefolgt vom großen Haufen und tausend schwitzenden Freunden; und dann, wie diese Machtfülle (this mightiness) in einem Augenblick ins Elend sinkt (meets misery).

Aber nicht nur das. Der Dichter, der in stolzen Szenenbildern (noble scenes) voll Größe und Leid vaterländische Geschichte darstellt, will auch Wahrheit (truth) geben. Er betont es dreimal: 1) „Such .... out of hope they may believe, may here find truth too" d. h. die Zuschauer, die Glaubwürdiges erwarten, können hier auch Wahrheit finden. 2) to rank our chosen truth with .... d. h. die wahre Geschichte, die wir ausgewählt haben. 3) the opinion that we bring To make that only true we now intend d. h. die Meinung, Überzeugung (nicht „Ansehen", Kellner), die wir mitbringen, daß wir das nur als wahr hinstellen, was wir jetzt vorhaben, d. h. daß wir nur Wahres geben wollen. Es ist zu beachten, daß das Stück, das in der Folio I als „The Famous History of the Life of King Henry the Eight" und auch von Thomas Lorkin

1) Als „story" oder „history" bezeichnet Shak. seine „Historien" auch sonst, im Sinne von „a stage-play founded on historical events" (Oxf. D.).

in einem Briefe vom letzten Juni 1613 als „the Play of Henry VIII.“ bezeichnet wird, in demselben Jahre (6. Juli 1613) von Sir Henry Wotton in einem Briefe „a new play, called All is true“ genannt wird. Aus der Beschreibung des Letzteren geht unzweifelhaft hervor, daß nur das Shakespearsche Stück gemeint sein kann. Da die Titel der Stücke öfters wechselten, wenn sie am Hofe oder anderswo gespielt wurden, auch nicht selten einen Nebentitel hatten, wird „All is true“ wohl als solcher zu gelten haben.

Alles dieses führt uns gleich auf zwei sehr wichtige Fragen, die wir später beantworten werden: Warum betont der Dichter gerade in seiner letzten Historie, Heinrich VIII., so geflissentlich die Wahrheit des Dargestellten? und ferner:

Wie verhält sich Shakespeare sonst in seinen „Historien“ der Geschichte gegenüber bezw. seinen Geschichtsquellen? Die Antwort auf beide Fragen muß für die Beurteilung von Shakespeares Heinrich VIII. von der größten Bedeutung sein. —

2) Zweitens setzt sich der Sprecher des Prologs ausführlicher als sonst in ähnlichen Fällen mit den Zuschauern auseinander, deren verschiedenen Geschmack er scherzhaft, aber schonend darstellt. Er zählt die folgenden Gruppen von Theaterbesuchern auf: Zunächst die mitleidigen Seelen (those that can pity); sie können, wenn es ihnen gut scheint, hier eine Träne fallen lassen; der Gegenstand verdient es.

Dann solche, die ihr Geld in der Hoffnung hergeben, etwas Glaubwürdiges zu hören (out of hope they may believe), sie können hier auch Wahrheit finden.

Auch solche, die nur ein paar Schaustücke (a show or two) d. h. festliche Aufzüge, Maskeraden u. s. w. sehen wollen und dann das Stück leidlich finden (agree the play may pass), können in zwei knappen Stunden, wenn sie still und willig sind, für ihren Schilling mehr als genug sehen (see away their shilling richly, mit Anspielung auf those that come to see. — To see away = fortsehen d. h. soviel sehen bis der Schilling[1]) fort ist, alle ist, d. h. bis zum letzten Pfennig).

Nur die allein, die ein lustiges und unzüchtiges (bawdy) Stück oder eines mit Schlachtlärm hören, oder einen langen Kerl in buntscheckigem Rock sehen wollen, werden enttäuscht sein (deceived[2]).

1) Da die „Gründlinge“ des Parterre weit weniger und die Vornehmen höheres Eintrittsgeld zahlten, deutet die Angabe eines Schilling wohl darauf, daß es sich um eine schaulustige Gruppe aus dem mittleren Stande handelt.

2) Das sind wohl dieselben, die in Akt V 4 geschildert werden, vor allem die rauflustige Jugend, von der der Porter sagt: These are the youths that thunder

„Denn wollten wir das, was wir als Wahrheit ausersehen haben[1]), auf eine Stufe stellen (rank) mit solchem Schaustück (show) von Kampf und Narrenpossen — ganz abgesehen davon, daß wir damit unser Hirn vergeuden und die Überzeugung preisgeben, das nur als wahr hinzustellen, was wir jetzt vorhaben —, so würde uns kein verständiger (urteilsfähiger) Freund (unter den Zuschauern) übrig bleiben".

Es werden also vier Gruppen von Theaterbesuchern geschildert:

1) Solche, bei denen das Gefühl vorwiegt, die Weichherzigen, Empfindsamen, die sich gern rühren lassen.

2) Solche, die nur wahre, keine erfundenen Geschichten hören wollen, die ernsthaft und nachdenklich sind, bei denen der Verstand vorwiegt.

3) Solche, die Schaugepränge (festliche Aufzüge, Maskeraden und ähnliches) sehen, also vor allem Augenreiz haben wollen.

Alle diese, heißt es, werden mehr oder weniger auf ihre Rechnung kommen. Aber

4) solche, die nur Schlüpfriges oder Schlachtlärm oder Narrenpossen haben wollen, diese (sagt der Sprecher) gehen leer aus.

Damit ist offenbar der rohe verständnislose Pöbel gemeint, den der Dichter ablehnt. — Schließlich bittet der Prologsprecher die Zuhörer ernst gestimmt zu sein (be sad), denn so möchten sie sie haben (as we would make ye); sie seien ja die ersten und fähigsten („kunstverständigsten") Hörer in der Stadt. Das ist kein bloßes Kompliment, sondern ernst gemeint, weil es der Wirklichkeit entsprach. Ein Theater blüht nur, wenn es von einem gebildeten und

---

at a playhouse, and fight for bitten apples; that no audience but the tribulation of Tower-hill, or the limbs of Limehouse, their dear brothers, are able to endure d. h. die Burschen, die sich im Theater mit großem Spektakel um die angebissenen Äpfel balgen, den keiner von den Zuhörern außer den Plagegeistern von Towerhill oder den Teufelskerlen von Limehouse, ihren werten Brüdern, auszuhalten vermag. —

Über „tribulation" s. Oxf. D. + 1 c. One who or that which causes trouble (In quot. app. a cant name for a gang of disturbers) mit dem einzigen Beleg unserer Stelle. Mir scheint hier, wie so oft bei Shakespeare, das Abstractum für das Concretum zu stehen, also „Plage" für Plagegeister. Das Wort braucht kein cant name zu sein. — Über „limbs" s. Oxf. D. limb 3 b. — Tower-hill (mit seinem Richtplatz) und Limehouse street waren Gegenden von London, wo sich viel Gesindel herumtrieb. — Die ganze Stelle hat nichts mit dem Puritanertum zu tun, wie auch die noch folgenden Worte des Porters zeigen.

1) „our chosen truth" wird gewöhnlich als „unsere auserlesene" d. h. herrliche Wahrheit gefaßt. Doch wäre dieses Beiwort zu farblos. Es muß heißen: die Wahrheit, die wir auserlesen, ausgewählt haben, d. h. der wahre Gegenstand unserer heutigen Vorstellung, mit Bezugnahme auf den Nebentitel: All is true.

kunstliebenden Publikum getragen wird. Das Shakespearesche Theater überstrahlte damals längst alle anderen und hatte darum auch das beste Publikum. — So urteilt Shakespeare am Ende einer langen von Erfolg gekrönten Laufbahn als Dichter und Schauspieler über sein Londoner Publikum. Den rohen Pöbel lehnt er ab, alle anderen nimmt er hin, wie sie sind, ohne Tadel und ohne Groll. Auch dies ein Bild des alle und alles verstehenden edlen Menschenfreundes, wie es seine Dramen fast auf jeder Seite lehren und auch die Zeitgenossen überliefert haben.

Der Prolog zeigt auch hier wieder, in seiner Auseinandersetzung mit den Zuhörern, wie sehr es dem Dichter darauf ankommt, daß er recht verstanden wird. Da es ein ernstes Stück ist, „full of state and woe“, sollen auch sie es mit dem gleichen Ernst aufnehmen.

Doch ist der Prolog (wie auch das Stück selbst) nicht ganz ohne Humor. So, wenn der Sprecher den Rührseligen unter den Zuhörern sagt, sie könnten, wenn es ihnen angebracht scheine (if they think it well), eine Träne fallen lassen. Oder, wenn er den Schaulustigen sagt, sie könnten in den zwei Stunden sich für ihren Schilling bis auf den letzten Pfennig satt sehen, nur müßten sie still und willig sein (sich im übrigen ruhig verhalten). Und wie schlägt der ernste Schluß, der auf den jähen Sturz der einst so Mächtigen hinweist, plötzlich ins Gegenteil um.

*
* *

Doch kehren wir zu den beiden oben S. 271 gestellten Fragen zurück und nehmen wir die zweite zuerst.

Die Forschung hat längst festgestellt, daß Shakespeare sich in Heinrich VIII. enge an seine historischen Quellen angeschlossen hat, jedoch wohl kaum enger als auch in Heinrich V. Die zeitliche Reihenfolge hat er z. Teil stark verändert. So hat er die Verleumdung Cranmers durch seine Feinde und das persönliche Eingreifen des Königs in den Staatsprozeß (1544) zehn Jahre früher stattfinden lassen. Ferner läßt er den Tod Katharinas (1536) der Geburt der Elisabeth (1533) vorausgehen. Im I. Akt wird die Beschlagnahme der englischen Handelsschiffe in Bordeaux (1523) erwähnt, aber der Staatsprozeß Buckinghams und seine Hinrichtung (1521) als zeitlich später dargestellt. Dasselbe gilt von Kaiser Karls Besuch in England (1523), der schon Akt I 1 erwähnt wird. Es ist schwer festzustellen, inwieweit der Dichter sich all dieser Anachronismen bewußt war. Aber die beiden ersten Ereignisse (Cranmers Staatsprozeß und Katharinas Tod) hat er doch wohl

absichtlich in ihrer Zeitfolge geändert, aus Gründen, die uns das Drama nahe legt. Anderes dagegen, das er selbständig erfand — es ist wenig — betrifft nur die Motivierung und die Charakterzeichnung einzelner Personen.

Die zweite Frage, warum der Dichter im Prolog die Wahrheit des Dargestellten so eindringlich betont, führt uns zunächst auf den Plan seiner Historie, so wie er ihn gefaßt und ausgeführt hat. Sehen wir von allen bisher aufgestellten Hypothesen englischer und deutscher Forscher einmal ab und fragen wir uns, was die in der Folio I erhaltene Historie in Hinsicht der Stoffwahl tatsächlich bietet. Die Absicht, die den Dichter leitete, ergibt sich schon rein äußerlich aus dem Ausschnitt, den er aus der Geschichte Heinrichs sich als Gegenstand für seine dramatische Dichtung ausgewählt hat. Das Drama umfaßt die Zeit von 1520—1533 d. h. von dem Bündnis an, das Heinrich und der französische König Franz I. im Mai 1520 schlossen bis zur Geburt der Elisabeth 1533. Also ein Ausschnitt von 13 Jahren aus der Regierung Heinrichs (1509—1547), wobei sowohl die ersten 10, wie auch die letzten 14 Jahre ausgeschaltet sind. Der Dichter hat die geschichtliche Zeitspanne gewählt, in der die Reformation in England durch den willensstarken König Fuß faßte. Es ist die Zeit, in welcher der allmächtige Kardinal Wolsey zwar noch auf der Höhe stand, aber bald darauf stürzte, der König sich von seiner Gemahlin Katharina, der spanischen Königstochter, trennte; die Zeit, in der Heinrich sich von Rom ab und der Reformation zuwandte, den Protestanten Cranmer zu seinem Ratgeber machte, den er später auf den erzbischöflichen Stuhl zu Canterbury berief; die Zeit, in der er Anne Bullen zu seiner Königin erhob, die ihm eine Tochter gebar, die spätere Königin Elisabeth, unter welcher die Reformation in England endgültig durchdrang. Das letzte schildert zwar der Dichter nicht, er gibt es aber in der Form einer Prophezeiung Cranmers.

Der I. Akt leitet die ganze Folge der späteren Ereignisse meisterhaft ein. Die Zuschauer lernen gleich den allmächtigen Kardinal kennen, der seinen Gegner, den Herzog von Buckingham, verhaften und in den Tower abführen läßt. Von großer Wirkung ist die kurze Begegnung der beiden Todfeinde im Vorzimmer des Königs, die im Vorbeischreiten sich gegenseitig mit Blicken der Verachtung messen. In der 2. Szene sehen wir die edle Katharina, wie sie den König fußfällig bittet, die furchtbare Steuer, die von jedem den sechsten Teil seiner Habe fordert, in Gnaden aufzuheben. Der schuldige Kardinal macht Ausflüchte. Er wird vom König heftig gescholten, aber zieht sich mit List aus der Sache.

Es ist der erste Vorbote der späteren königlichen Ungnade. In derselben Szene, in der die Königin auch für Buckingham eintritt, sehen wir, wie der Kardinal diesen Feind durch einen unzuverlässigen Zeugen vor dem König des Hochverrats überführt. Die 3. Szene, in welcher über die französischen Moden am englischen Hofe gespottet wird, leitet zur letzten Szene dieses vorbereitenden Akts über. Wir erleben hier ein Fest des prunkliebenden Kardinals, das der König mit seiner Gegenwart beehrt und wo er zum erstenmal der schönen Anne Bullen begegnet und von ihrem Reiz entflammt wird.

Das Rad ist im Rollen und rollt schnell. Ich greife nur die Hauptmomente heraus. Im II. Akt wird Buckingham hingerichtet und Katharina vor das geistliche Gericht geladen. Im III. Akt erleben wir den Sturz Wolseys, im IV. Akt die feierliche Krönung Anne Bullens und im V. Akt die Geburt der Elisabeth, ihre Taufe und die Prophezeiung ihrer gesegneten Regierung und der künftigen Größe Englands. — Ein wohlerwogener und abgerundeter Plan. Der Zuhörer wird an vielen Stellen auf das Kommende vorbereitet und erfährt keine Überraschungen. Auch auf Elisabeth, also den letzten Akt, wird zweimal schon im Voraus deutlich hingewiesen. So sagt der Lordkämmerer I 3:

> Beauty and honour in her [Anne Bullen] are so mingled,
> That they have caught the king; and who knows yet,
> But from this lady may proceed a gem [Elisabeth]
> to lighten all this isle.

Und ähnlich der Herzog von Suffolk III 2:

> But, my lords,
> She [Anne Bullen] is a gallant creature, and complete
> In mind and feature: I persuade me, from her
> Will fall some blessing to this land, which shall
> In it be memoriz'd.

Man sieht schon aus dem ganzen Aufbau, daß es sich nicht um ein „Katharina-Drama" handelt und die Dichtung auch nicht „in ursprünglicher Konzeption mit dem IV. Akt schloß", wie auch Felix Liebermann (in den Beiträgen zur Literatur- und Theatergeschichte, Ludwig Geiger dargebracht, Berlin 1918 S. 14 Anm.) angenommen hat. Der Epilog besagt das keineswegs, wie unten gezeigt wird. Der König steht im Mittelpunkt der Ereignisse, nicht Katharina. Das zeigt nicht nur der Titel der Folio I: The famous History of the Life of King Henry, sondern noch deutlicher die Worte eines Zeitgenossen des Dichters, Sir Henry Wottons: The king's players had a new play, called All is True, representing

some principle pieces of the reign of Henry the Eighth etc., wobei das Wort „principle“ zu beachten ist. Der V. Akt ist nicht nur die folgerichtige Krönung des Ganzen, er ist auch in allen Teilen echt, und nichts zwingt uns einzelnes aus der letzten Szene herauszunehmen und einem anderen Verfasser als spätere Zutat zuzuweisen. —

Der Beweis für unsere Auffassung läßt sich aber noch verstärken. Man hat oft gefragt, warum der Dichter im Prolog so auffallend die Wahrheit dreimal betont, auf die auch der Nebentitel „All is true“ hinweist, und hat darauf geantwortet, er habe sich hier „den Berichten, die er gedruckt und geglaubt fand, ohne weiteres angeschlossen, enger als jemals, bis zum Verzicht auf eigene freie Motivierung. Solche Abhängigkeit wäre eine Schutzwehr gewesen gegenüber den Nachkommen zweiten und dritten Grades, die von mehreren handelnden Personen noch lebten, vielleicht sogar unter den Zuschauern saßen; gesellschaftliche und unter Umständen auch gerichtliche Klage wäre zu gewärtigen gewesen“. Dem ist Folgendes entgegenzuhalten. Der Anschluß an seine geschichtlichen Vorlagen ist hier kaum enger als in Heinrich V. (s. oben), der Unterschied besteht nur darin, daß der Dichter sich in diesem Falle größere Zurückhaltung in der freien Zeichnung einzelner Charaktere und der Motivierung ihrer Handlungen auferlegen mußte. Das ist auch von anderen schon oft gesagt worden. Indessen weicht der Dichter auch hierin nur wenig von seinen Geschichtsquellen ab und zeichnet überdies den jüngeren und nicht den späteren Heinrich. Aber die andere Frage ist berechtigt: Würde die Zensur, die doch in solchen Fällen strenge war, sich mit der Berufung auf gedruckte und geglaubte Schriften begnügt haben? Ich glaube kaum. Aber wenn er „auf eigene freie Meinung verzichtete“, brauchte er keine „gesellschaftliche oder gerichtliche Klage“ zu befürchten. Der Grund, warum er die Wahrheit im Prolog so stark betont, war offenbar ein anderer, wie schon die Worte „to make that only true we now intend“ zeigen und noch deutlicher „our chosen truth“, gleichviel ob man dies als „die von uns auserlesene Wahrheit“ oder bloß als „unsere herrliche Wahrheit“ nehmen will. Ausschlaggebend ist die Tatsache, daß der Dichter auch im V. Akt die Wahrheit noch auffälliger aber eindeutig durch den Mund Cranmers hervorhebt. Gleich zu Anfang heißt es da:

Let me speak, Sir,
For heaven now bids me; and the words I utter
Let none think flattery; for they'll find them truth.

Und von Elisabeth sagt er:

truth shall nurse her,
Holy and heavenly thoughts still counsel her
In her days . . . .
God shall be truly known

(womit auf die unter Elisabeth durchgeführte Kirchenreformation, die anglikanische Staatskirche hingewiesen wird).

Und schließlich:

Peace, plenty, love, truth, terror,
That were the servants to this chosen infant.

Das ist die Wahrheit (our chosen truth), die der Dichter im Prolog betont und die er in Einzelbildern darstellen wollte: Die kirchliche Reformation, wie sie unter Heinrich VIII. angebahnt und erst später (dies nur andeutend) unter Elisabeth (bekanntlich nach schweren inneren Kämpfen und Rückschlägen unter der katholischen Maria) zum dauernden Segen Englands glücklich durchgesetzt wurde. Elisabeth war schon zehn Jahre aus der Welt geschieden. Wir stehen im Jahre 1613, der Zeit der Abfassung unseres Dramas. Der Dichter bekennt sich zu Elisabeth und ihrer Kirche und läßt sein Werk in ein Lob ihres Nachfolgers und der künftigen Größe Englands ausklingen. Wie mußte das die Zuschauer packen, die allem, was der Dichter in seiner Historie sagt, eine unmittelbare Anteilnahme entgegenbrachten, die uns Fernstehenden jetzt fremd ist.

Die prophetischen Worte Cranmers sind vom Dichter frei erfunden, geben also seine Anschauung wieder. Zu Unrecht hat man ihn so oft als einen in Religionsfragen gleichgültigen Skeptiker aus Hamlet und einzelnen Stellen seiner Dramen erweisen wollen. Sein Heinrich VIII. widerlegt das. Shakespeare sah in ihm den Begründer der Reformation und in Elisabeth die Erfüllung. Er sah in Heinrich den Monarchen, der mit Rom brach und der Reformation Eingang verschaffte. Der Dichter schiebt dem König keine unlauteren Beweggründe unter, aber er zeigt auch keinen Romhaß. Er läßt die Personen selber für sich sprechen und stellt sie in eindrucksvollen Szenen leibhaftig vor den Zuschauer hin. Die alten Säulen stürzen (Wolsey) und neue Männer (Cranmer) führen eine andere Zeit herauf: die Zeit der großen Elisabeth, die, ihren Feinden ein Schrecken, dem Lande Ruhe und Frieden bringen, England den wahren Glauben (God shall be truly known) wiedergeben wird, das einer stolzen und glorreichen Zukunft entgegengehen und neue Reiche gründen wird (make new nations).

Das ist die „noble story, full of state and woe“, das sind die „noble scenes and things that bear a weighty and a serious

brow", wie es der Prolog verkündet. Und darum bittet er auch die Zuschauer ernst zu sein; sie werden Großes sehen und Wahrheit hören.

Die prunkvollen Aufzüge, die großen Gerichtsszenen, die feierliche Krönung Anne Bullens und der weihevolle Schluß der Prophezeiung Cranmers geben der „Historie von Heinrich VIII." eine besondere Farbe und eine ungewöhnliche Bedeutung.

Epilog.

Der Epilog ist in paarweise gereimten Fünftaktern abgefaßt. Er ist kurz und scherzhaft. Während der Sprecher im Prolog gesagt hatte, daß alle, mit Ausnahme des rohen Pöbels, heute wohl auf ihre Rechnung kommen werden, sagt er diesmal scherzend, das Stück könne gewiß nicht allen gefallen haben. Wenn manche sich im Theater nur erholen wollen (come to take their ease) und ein paar Akte einschlafen (sleep an act or two), so fürchten wir, sie sind „durch die Trompeten erschreckt worden und sagen hinterher: S' ist nichts daran (t'is naught)". Und ebenso andere, die lieber hören, wenn die Bürger der Stadt durchgehechelt werden (the city abused extremely) und dann ausrufen: „S' ist witzig". — Nun, das lag uns ferne. Indeß wir fürchten, das einzig Gute, das wir jetzt (at this time) für unser Stück hören werden, beruht allein auf dem nachsichtigen Urteil (merciful construction) guter Frauen, von denen wir ihnen eine [Katharina] gezeigt haben. Wenn sie dann lächelnd sagen „wir sind's zufrieden" (t'will do, es genügt), werden auch alle besten Männer einstimmen, denn schlimm ist's (t'is ill hap), wenn sie der Bitte ihrer Damen, Beifall zu klatschen, sich versagen (hold, an sich halten). —

Das ist der Zweck des Epilogs. Der Sprecher bittet um Beifall und wendet sich auch diesmal (wie in As you like it und Henry IV. 2) an die Frauen, deren Urteil die Männer sich nicht ungestraft widersetzen dürfen. Die Frauen aber, die ja barmherzig sind und das Schicksal der edlen Dulderin am stärksten mitfühlen, glaubt der Dichter durch diese rührende Gestalt für sich und sein Werk eingenommen zu haben. In diesen Worten liegt aber keineswegs, daß er Katharina als die eigentliche Heldin des Stücks bezeichnen wollte. —

Nach dem ernsten und feierlichen Schluß der Historie, die die Zuhörer in gehobene Stimmung versetzte und nach all dem Grausigen, das sie im Stück erlebt haben, führt der Epilog mit seinem Humor und den satirischen Spitzen sie von allem Druck befreiend aus der Vergangenheit wieder in die Gegenwart zurück.

Rückblick.

Ein kurzer Rückblick auf unsere Untersuchung legt uns die Frage nahe, ob der Dichter nicht auch zu seinen anderen Dramen derartige Vor-, Nach- und Zwischenreden verfaßt hat. Es wäre ja leicht möglich, daß sie verloren gegangen und von den Herausgebern der Folio nicht mehr zu erreichen waren. Die Überlieferung spricht dagegen. Es ist doch wohl kein bloßer Zufall, daß wir nur zu einer einzigen Tragödie (Romeo u. J.) und zwar der Frühzeit, einen Prolog und einen Chorus haben, sonst nur Prologe zu den Historien Heinr. IV., 2. Teil, Heinr. V., Heinr. VIII. und zu Troil. u. Cr. Epiloge finden sich zu den genannten „Königsdramen“ und einer Anzahl Komödien, wie Mittsommernachtstraum, Wie es Euch gefällt, Ende gut alles gut, Der Sturm, nicht aber zu Troil. u. Cress., denn Pandarus' Schlußworte sind kein Epilog (s. oben S. 257). Chorus-Reden sind nur vorhanden zu Heinr. V. und zwar der Akteinteilung entsprechend (doch s. Anhang III darüber) zu jedem Akt vom zweiten an. Es ist das einzige Stück, daß Prolog, Epilog und reichliche Chorus-Reden hat. Ferner zu Romeo u. J. vor dem II. Akt und zum Wintermärchen vor dem IV. Akt. Überall konnten wir feststellen, warum der Dichter diese „Zutaten“ für notwendig erachtete oder welche Motive ihn dabei geleitet haben. Warum der Dichter aber bei den anderen Dramen die Tradition solcher „Beigaben“ verschmäht hat, läßt sich für ihn ebensowenig beantworten, wie für die meisten seiner Vorgänger, die der Überlieferung nach gleichfalls keine durchgehende Regel, sondern vielfache Abweichung und Willkür verraten. Prologe waren zwar zur Zeit Shakespeares vielfach noch üblich, das zeigen auch die mannigfachen Anspielungen auf diese Gepflogenheit in seinen Dramen [1]). Doch geht schon aus Rom. u. J. I 4 v. 3 ff. hervor, daß solche „Umständlichkeiten“ wie Cupido und Prolog nicht mehr der Mode entsprechen (the date is out of such prolixity). Bei Beaumont a. Fl. Womanhater 1607 heißt es im Prolog: Inductions are out of date, and a prologue in verse is as stale as a black cloak (mit Anspielung auf den schwarzen Mantel, in welchem der Prolog aufzutreten pflegte). Ähnliches sagt Shakespeare in „Wie es Euch gefällt“ auch vom Epilog (s. oben S. 32), er sei nicht notwendig, aber gelegentlich doch angebracht.

1) Ferd. Lüders, Prolog u. Epilog bei Shakespeare (Shak. Jahrb. 5. Jahrg. 1870) S. 278 Anm.

Shakespeare hat acht Epiloge, aber nur fünf Prologe. Den Chorus hat er nur je einmal in Rom. u. J. und dem Wintermärchen, aber in Heinr. V. hat er sehr reichlichen Gebrauch davon gemacht. Der Chorus hat bei Shakespeare nie die Rolle einer „Einführung" (induction [1]) oder prologue), sondern spielt nur den „Interpreter". So sagt Ophelia zu Hamlet (III 2, 255), der dem König eine Mitteilung über den Inhalt des Gonzago-Stücks macht: Y'are as good as a Chorus, my Lord, worauf Hamlet sarkastisch antwortet: I could interpret between you and your love, if I could see the puppets dallying. Der Chorus hat in dieser Verwendung bei Shakespeare und anderen Dramatikern der Zeit nur den Namen mit dem antiken Chor gemein. Das Oxf. D. sagt mit Recht unter Chorus 1c: In English Drama, imitated or adapted from the chorus of Attic tragedy, as in Gorboduc and Milton's Samson Agonistes; by Shakespere and other Elizabethan dramatists reduced to a single personage, who speaks the prologue, and explains or comments upon the course of events.

Anhang.

I.

Der Prolog zu Romeo a. Juliet.

Es soll die Frage beantwortet werden, wie der in Q[1] 1597 arg verstümmelte Text des Prologs gegenüber der vollständigen Fassung in den späteren Quartos wahrscheinlich zustande gekommen ist. Die Erörterung dieser Frage kann auch für die Auffassung des Dramentextes in Q[1], den man als eine mangelhafte und später zurechtgestutzte stenographische Aufnahme im Theater hat erweisen wollen, von Bedeutung sein. Um die Nachprüfung zu erleichtern, stelle ich die Fassung der Q[1] voran. Die vollständige Fassung ist jedem in den engl. Ausgaben zur Hand.

> Two houshold frends alike in dignitie,
> (In faire Verona, where we lay our Scene)
> From ciuill broyles broke into enmitie,
> Whose ciuill warre makes ciuill hands vncleane.
> From forth the fatall loynes of these two foes,
> A paire of starre-crost louers tooke their life:
> Whose misadventures, piteous ouerthrowes,
> (Through the continuing of their fathers strife,

1) induction kann ein Prolog oder auch eine beliebige andere dramatische Einführung sein. Die „Induction" zur Zähmung d. W. ist ein dramat. Vorspiel.

And death-markt passage of their parents rage)
Is now the two howres traffique of our stage.
The which if you with patient eares attend,
What here we want wee'l studie to amend.

Es erheben sich die folgenden Fragen bezw. Möglichkeiten der Überlieferung:

1) Ist der Text der Q[1] 1597 als eine ältere vom Dichter selbst herrührende Fassung anzusprechen, die er später überarbeitet und verbessert hat?

2) Haben wir es mit einer nachlässigen Kopie eines guten Textes (Originals) oder mit der Kopie einer nachlässigen Abschrift zu tun? Beides würde im Grunde auf eins hinauslaufen.

3) Stellt sich uns die Fassung der Q[1] 1597 als eine im Theater während der Aufführung gemachte Niederschrift des gesprochenen Wortes dar, durch stenographische oder sonstige Aufzeichnung?

4) Haben wir es mit einer Niederschrift nach Diktat zu tun?

5) Hat der Drucker (Setzer) die Auslassungen und Fehler verschuldet, d. h. trägt lediglich die Druckerei die Schuld?

6) Ist die (verstümmelte) Fassung von Q[1] 1597 nach dem Gedächtnis aufgezeichnet und sind ihre Auslassungen und Fehler aus mangelhafter Erinnerung zu erklären?

Ich gehe im Folgenden die einzelnen Punkte in der obigen Reihenfolge durch:

1) Die 12 Zeilen in Q[1] geben auf den ersten Blick einen erträglichen Zusammenhang und lassen, an sich betrachtet, kaum etwas vermissen. Nur würde es auffallen, daß die Verse 8 und 9 in Q[1] gegenüber den anderen Quartos, abgesehen von dem Worte death-marked, genau dasselbe besagen würden und zudem in der 2. Hälfte auch dem Wortlaute nach fast gleich wären. Dazu kommt, daß die beiden ersten Strophen in Q[1] in ihrer äußeren Form und Reimstellung den ersten Strophen eines Sonetts entsprechen. Auch die beiden gereimten Schlußverse beschließen das Ganze wie in einem Sonett. Das erweckt den Eindruck, daß hier ein ursprüngliches Sonett zerstört ist. Freilich könnte der Dichter auch eine ältere kürzere metrische Form später durch die eines Sonetts erweitert und ersetzt haben. Doch ist das wenig wahrscheinlich.

Anderes erklärt sich aber keineswegs als ältere erste Fassung. Vers 9 in Q[1] bringt death-marked in einen unmöglichen Zusammen-

hang, kann mithin nicht von vornherein so geschrieben sein, denn death-marked (vom Tode gezeichnet, dem Tode verfallen) paßt schlecht zu „passage of their parents rage“. Nicht der Haß der Eltern ist dem Tode verfallen im Streit der beiden Häuser, sondern das Liebespaar ist das Opfer, sie sterben infolge jenes Hasses.

2) Wäre Q[1] die Abschrift einer vom Dichter herrührenden älteren und korrekten Fassung (natürlich nicht eines ersten Entwurfs), so würde sich auch hier v. 9 nicht erklären lassen. Denn wie sollte der Abschreiber dazu gekommen sein, diesen Vers dem Sinn und der Wortfolge nach zu entstellen und obendrein das Reimwort „love“ noch zu beseitigen. Wäre das Auge des Schreibers von v. 8 Hälfte 2 zu v. 10 Hälfte 2 abgeirrt, so würde sich die Auslassung der 1. Hälfte des v. 8 nicht erklären, sowie auch nicht die Umstellung der Verse 9 und 10, da der Schreiber, wenn er seinen Irrtum bemerkt und v. 9 nachgeholt hätte, das Reimwort „love“ nicht hätte übersehen können. Auch das 3malige „civil“ in v. 2 und 3 würde auffallen. Die erste Strophe in Q[1] entstellt überdies auch eine wichtige, vom Dichter selbst ausgesprochene Voraussetzung, nämlich daß der Haß der beiden Häuser alt ist und von neuem in blutige Feindschaft ausschlägt (I 1, 96).

3) Hier sind zweierlei Möglichkeiten:

a) Schriftliche Aufnahme im Theater während der Vorstellung durch bloßes Mitschreiben (also nicht stenographisch!):

Manches würde sich hierdurch erklären, anderes aber schwerlich. Vor allem nicht das Abirren in Q[1] von v. 7 zu v. 10 des Originals. Man müßte denn zu der weiteren Annahme greifen, daß der Schreiber von Q[1] bei v. 8 in der Eile nicht mitkommen konnte, vielleicht auch schlecht gehört und daher ausgesetzt hat, sowie daß er auch den folgenden v. 9 des Originals nur ungenau aufzeichnen konnte, den er dann z. T. entstellt hat. Auch den auf v. 10 folgenden Vers müßte er ganz verpaßt haben.

Es würde sich demnach als erste Niederschrift einer Aufnahme im Theater das folgende Schreibbild ergeben:

v. 7 Whose misadventures piteous overthrowes
„ 8 . . . .
„ 9 And death-mark'd passage of their parents rage
„ 10 And the continuing of their fathers rage
„ 11 . . . .
„ 12 Is now the two howres traffic of our stage.

Diese mangelhafte Niederschrift müßte den Aufzeichner oder späteren Redaktor schließlich veranlaßt haben, das Ganze zu ordnen und in einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen. Er

machte die folgenden Änderungen: Da v. 9 unmöglich an v. 7 mit dem Anfangsworte „whose", das sich auf „lovers" bezieht, direkt angeschlossen werden konnte, stellte er die Verse 9 und 10 um, ersetzte das Reimwort rage (10) durch „strife", um einen Reim zu „life" zu gewinnen, und änderte auch „and" (10) in „through". — Das sind Möglichkeiten, die man allenfalls zugeben könnte. Dabei bleiben aber die oben angeführten starken Bedenken völlig ungehoben, vor allem, daß er die Verse 8 und 11 des Originals ganz unter den Tisch fallen ließ, auch v. 9 völlig entstellte, während er alles übrige, d. h. den ganzen Rest, wenn auch vielfach ungenau, aufzuzeichnen imstande war.

b) Aufzeichnung mit Hülfe der damaligen Stenographie während der Aufführung im Theater.

Zur Literatur über die damalige Stenographie und ihre Möglichkeiten s. Max Förster: Zum Jubiläum der Shakespeare-Folio in der Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. XVI (1924) S. 58 ff.

Für die Q[1] von 1597 kann nur das stenographische System von Timothy Bright in Frage kommen, nicht aber das von John Willis erfundene und erst 1602 veröffentlichte. Das System Brights, eines englischen Arztes und späteren Predigers, ist 1588 im Druck erschienen, unter dem Titel: Characterie, an arte of shorte, swifte and secrete writing by character. Davon sind noch 3 Exemplare erhalten. Der schlechte Neudruck von Ford 1888 ist nicht zu benutzen und wimmelt von Fehlern.

Bright arbeitet in erster Linie mit sogenannten „characters" (Sigeln) d. h. mit bestimmten Zeichen für ganze Wörter, die man auswendig lernen mußte. Es gab 556 solcher „characteristical words", also nur einen Bruchteil des sehr umfangreichen englischen Wortschatzes, da Bright sich auf die wichtigsten Begriffe, die Gattungs- und Allgemeinbegriffe beschränkte. Die Sonderbegriffe oder Arten wurden, wo es nötig schien, nach einem besonderen stenographischen Alphabet durch einen Zusatzbuchstaben, den Anfangsbuchstaben des Unterbegriffs (parent + m = mother; parent + s = sister) bezeichnet.

Um Sigel zu sparen, wurden auch synonyme Begriffe nur mit einem und demselben Zeichen wiedergegeben (stir : move; murder : kill), desgleichen Kontrastbegriffe (hate : love; day : night), zumal man annahm, daß das betreffende Wort sich aus dem Zusammenhang leicht ergeben würde. Die Mehrzahl eines Wortes wurde durch einen Punkt rechts von demselben, die Vergangenheit beim Zeitwort durch einen Punkt links davon bezeichnet.

Es liegt auf der Hand, daß bei diesem an sich schon schwer-

fälligen System durch die vielen Zusatzbuchstaben und Zusatzpunkte, sowie durch die nicht näher unterschiedenen Synonyma und Kontrastbegriffe zahlreiche Fehler und Verwechslungen hervorgerufen werden mußten. —

Die Antwort auf die vorliegende Fragestellung muß m. E. etwa so lauten:

Der Ersatz synonymer Wörter und Wendungen durch dem Sinne nach verwandte und z. T. gleichwertige würde sich hier gut erklären; doch nicht alles, wie „war“ für „blood“ und „civil“ für „ancient“. Den entstellten v. 9 könnte man zur Not durch mangelhafte Aufnahme zu rechtfertigen suchen. Aber auch dann bliebe noch mehr als wie oben unter a) die Tatsache unerklärlich, daß der Aufzeichner (zumal bei stenographischer Aufnahme!) von den Versen 8 und 11 überhaupt nichts wiedergeben konnte. Im übrigen müßte man auch in unserem Falle eine nachträgliche Redaktion des Aufgenommenen, ähnlich der oben unter a) annehmen.

4) Eine Niederschrift nach *Diktat* könnte unmöglich die zahlreichen Abweichungen im Einzelnen (als Hörfehler), noch überhaupt den Ausfall zweier ganzer Verse in Q^1 irgendwie erklären.

5) Hatte der Drucker (Setzer) eine *gute Vorlage* (entsprechend der Q^2 1599), so wäre seine Wiedergabe völlig unbegreiflich. Hatte er dagegen eine *mangelhafte, unvollständige* Vorlage, wie tatsächlich angenommen werden muß, so verschiebt sich die Fragestellung von dem Drucker auf die Vorlage. Wie diese aber zustande gekommen ist, wird uns der letzte Punkt zeigen, nachdem wir alle anderen Möglichkeiten als unzutreffend oder höchst unwahrscheinlich erwiesen haben.

6) Ich stelle zunächst das *Erinnerungsbild* des Aufzeichners von Q^1 voran, wie es sich mir bei der Untersuchung aller in Frage kommenden Beweismomente ergeben hat. Das wird die Nachprüfung erleichtern. Wie sich unten zeigen wird, hat der Aufzeichner dann das mangelhafte unvollständige Erinnerungsbild einer nachträglichen Redaktion unterworfen, um das Ganze abzurunden und ihm einen erträglichen Zusammenhang zu geben.

Vorbemerkung. 1) *Runde* Klammern ( ) bedeuten Abweichungen in *Worten und Wendungen*, die teils als synonyme teils als naheliegende sich wohl meist unabsichtlich eingestellt haben.

2) *Eckige* Klammern [ ] bezeichnen *grammatische* Abweichungen, unabsichtliche und absichtliche.

3) Die *punktierten Zeilen* bedeuten dem Gedächtnis entschwundene Verse oder Versteile.

4) Die Ziffern am linken Rande sind die des Originals, also des ursprünglichen Sonetts. Die fettgedruckten 8. 10. 9. 11 deuten an, daß hier die Hauptfehlerquellen liegen. Auch die letzten Versteile von 8. 10. 9 sind fett gedruckt, weil diese Versausgänge und ihre Reimworte bei der Erörterung der Fehlerquellen eine besondere Rolle spielen.

1 Two household (friends) alike in dignity,
2 In fair Verona, where we lay our scene,
3 From (civil broils) br[o]ke [in] to (enmity),
4 (Whose) civil (war) makes civil hands unclean.

---

5 From forth the fatal loins of these two foes
6 A pair of star-cross'd lovers t[oo]k their life:
7 Whose misadventure[s] piteous overthrows
8 . . . . **their (fathers') strife.**

---

9 [(And death-mark'd passage of **their parents' rage**)]
10 [Through] the continu [(ing)] of **their (fathers') strife**
11 . . . .
12 Is now the two hours' traffic of our stage.

---

13 The which if you with patient ears attend,
14 What here (we want, we'll study to a)mend.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Erinnerungsbilder der einzelnen Strophen ergibt uns eine Reihe beachtenswerter Züge, von denen ich die folgenden heraushebe:

Die 1. Strophe hatte der Aufzeichner dem Sinne nach ganz, dem Wortlaut nach nur teilweise im Gedächtnis.

Von der 2. Strophe war ihm der erste größere Teil des letzten Verses (8) ganz entschwunden; alles andere hatte er gut im Gedächtnis.

Mithin hatte er die beiden ersten Strophen bis auf einen Teil von Vers 8 im ganzen gut in der Erinnerung, aber manches mehr dem Sinne als dem Wortlaute nach.

Von der 3. Strophe hatte er den vorletzten Vers (11) ganz vergessen, und auch der erste Vers (9) war ihm nur noch schwach, vielleicht auch entstellt, in der Erinnerung geblieben. Dagegen den zweiten Vers (10) hatte er ziemlich gut, den letzten (12) gut im Gedächtnis. Mithin wies die 3. Strophe große Lücken

auf, im dritten (11) und im ersten (9) Verse. Damit war die Strophe in sich zusammengebrochen.

Die beiden Schlußverse (13. 14) hatte er gut im Gedächtnis bewahrt, den letzten freilich nur dem Sinne, nicht dem Wortlaute nach. —

Daß er die beiden ersten Strophen und auch die Schlußverse am besten behalten hatte, scheint ebenfalls für gedächtnismäßige Überlieferung zu sprechen.

Ich ordne nun das Beweismaterial nach den folgenden Gesichtspunkten, die sich aus dem Vorstehenden schon von selbst ergeben:

1. Mangelhafter Wortlaut. Auf bloße Gedächtnisschwäche, nicht völliges Versagen, weisen die mannigfachen Ersatzworte und Ersatzteile hin, d. h. synonyme oder dem Sinne des betr. Verses nach naheliegende Worte und Wendungen, die sich bei mangelhafter Erinnerung des genauen Wortlauts aus dem Zusammenhang heraus leicht einstellten oder ergänzen ließen, nämlich:

Two household friends für Two households both (1)
Civil broils für ancient grudge (3)
Civil war für civil blood (4)
fathers für parents (8)
we want für shall miss (14)
we'll study to amend für our toil shall strive to mend (14).

Wenig ins Gewicht fallen:
continuing für continuance
misadventures für misadventured.

2. Ausgefallene Verse und Versteile. Auf Gedächtnisschwund d. h. völliges Versagen weist der Ausfall des ganzen Verses 11 und der ersten (größeren) Hälfte des Verses 8 hin. Auch v. 9 war ihm dem Sinn und Wortlaut nach nur noch schwach in der Erinnerung.

Das hatte weittragende Folgen:

Von v. 8 hatte er nur den letzten Teil behalten, wobei sich ihm aber ein synonymes *fathers* für *parents* eingestellt hatte (s. oben unter 1). Da er jedoch mit diesem Stückvers (8) nichts anfangen konnte und auch v. 9 ihm unklar war, ließ er v. 10 auf v. 7 folgen, mußte aber *rage* in *strife* ändern, um den nötigen Reim zu *life* (7) zu gewinnen und auch das Anfangswort *and* durch *through* ersetzen, um den Zusammenhang herzustellen. Ferner mußte er den v. 9 gänzlich ummodeln, da er ihn so, wie er ihn noch im Ge-

dächtnis hatte, nicht brauchen konnte, zumal v. 11 (mit dem Reimwort *remove* (: *love*) ihm entschwunden war und er auch möglicherweise das Reimwort *love* (9) vergessen hatte. Daher griff er zu den Schlußworten von v. 10, den er kannte, und gewann dadurch den nötigen Reim zu stage (v. 12). Auch muß er sich der beiden Versausgänge: their (fathers') strife (8) und their parents' rage (10) noch bewußt gewesen sein. Somit erklären sich die mannigfachen Änderungen als eine natürliche Folge des Versagens seines Gedächtnisses. Er brauchte ein Ganzes, das er nicht ohne Willkür herstellen konnte.

Und ferner ist damit auch die Erklärung gegeben, warum die Fassung der Q¹ (1597) kürzer ausgefallen ist (12 Verse) gegenüber dem Original (14 Verse) und der Aufzeichner von Q¹ das ursprüngliche Sonett zerstört hat, dessen Grundformen bei ihm noch deutlich durchschimmern.

Zum Schluß sei noch gesagt, daß die Möglichkeit, nicht die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß der Aufzeichner von Q¹, wo sein Gedächtnis ihn im Stich ließ, bei anderen, die ebenso unsicher wie er selbst gewesen sein müßten, Erkundigungen eingezogen hat.

II.

Zum Chorus vor II. Akt Heinr. V. Textgestaltung.

Man hat an einigen Stellen des überlieferten Textes stark herumgedoktert. Jedoch die Textworte sind richtig überliefert und lassen sich restlos erklären, ohne Zwang. Der Fehler liegt nur darin, was auch andere, aber nur zum Teil schon, gesehen haben, daß zweimal einige Verse an eine falsche Stelle geraten sind, nämlich v. 33 und v. 41. 42. Wenn diese an der richtigen Stelle eingesetzt werden, ist alles in schönster Ordnung und man vermißt nichts.

Die Einordnung der genannten Verse ergibt sich aus folgenden Erwägungen:

1) v. 33 ist, wie längst gesagt worden ist, offenbar die Fortsetzung von v. 30, gehört also unmittelbar dahinter. Auch ist mit Delius der Schluß von v. 30 and in Southampton mit v. 33 the sum is paid etc. zu verbinden. Der Dichter sagt: Von ihren Händen muß der König sterben, ehe er sich nach Frankreich einschifft, und in Southampton ist die Summe schon bezahlt und sind die Verräter einig geworden. Nach Holinshed war der Plan der Ermordung des Königs in Southampton angezettelt.

2) v. 31. 32 gehören unmittelbar nach v. 33. Man hat daran gedacht, sie an den Schluß zu setzen. Dem widerspricht aber Folgendes: Alles auf 32 Folgende (außer 33, der Fortsetzung von 30) bezieht sich lediglich darauf, im Gegensatz zu allem Vorhergesagten, wie der Dichter die nächstfolgenden Szenen ordnen will. Dem Hörer werden die betreffenden Ortsangaben vermittelt, nämlich, daß der König von London nach Southampton gebracht werde. Dort spiele sich jetzt die Szene ab, aber nicht sogleich, sondern erst wenn der König auftrete (2. Szene). Alles Frühere nämlich, sowie auch die 1. Szene und auch die folgende 3. Szene dieses Akts spielen noch in London. Den Ort der 1. und 3. Szene (London) konnte der Dichter deshalb übergehen, weil die Zuhörer aus ihrem Inhalt und den auftretenden Personen sofort ersehen mußten, daß diese Szenen in London spielen.

3) Die Verse 41. 42 sind unmittelbar nach v. 36 zu stellen, weil sie inhaltlich dazu gehören. Sie geben den notwendigen Zusatz, um einem Irrtum des Hörers vorzubeugen, der sonst annehmen mußte, daß sich alles Folgende in Southampton abspielt. Die 1. und 3. Szene dieses Akts sind komische Einlagen, die den Gang der geschichtlichen Ereignisse selbst nicht fortführen. Der Chorus hat aber nur die Aufgabe, den Hörer in den geschichtlichen Zusammenhang des Ganzen zu versetzen. Die komischen Einlagen verstanden sich von selbst und bedurften keiner Erklärung. Auch ist die 3. Szene an ihrem rechten Platz, da in diesem Akt Ernst und Komik strenge wechseln und Szene 3 auch dem Inhalte nach schwerlich unmittelbar auf Szene 1 folgen kann.

Wie es kam, daß v. 41. 42 an das Ende des Chorus geraten sind, läßt sich ebensowenig mit Bestimmtheit sagen, wie v. 33 an die falsche Stelle gekommen ist. Es hat keinen Zweck hier bloße Vermutungen auszusprechen.

4) Die Verse 37. 38. 39. 40 ergeben sich durch ihren Inhalt wie auch durch die Endreime von 39. 40 als Schluß des Chorus. Von Southampton, wo der König weilt, geht es jetzt nach Frankreich. Die 4. Szene des Akts spielt in Frankreich. Und scherzhaft fügt der Sprecher des Chorus hinzu, sie würden aber die Hörer von Frankreich später wieder nach England zurückbringen, ohne daß sie von der Seekrankheit zu leiden hätten. Das letztere ist ein bloßer Scherz, da auch die folgenden Akte ausschließlich in Frankreich spielen.

Somit ist dem Chorus ein natürlicher Schluß gegeben, der

auch durch das einzige gereimte Verspaar als solcher sich erweist.

Ich gebe im Folgenden die Reihenfolge der Verse von v. 28 an, wie sie sich aus den obigen Gründen ergeben hat und bezeichne die unmögliche Versfolge in Folio I durch die beigesetzten Ziffern. Die fettgedruckten bedeuten die von mir versetzten Verse. Die einzelnen Sinngruppen hebe ich durch freien Zwischenraum von einander ab.

28 And by their hands this grace of kings must die
29 (If hell and Treason hold their promises),
30 Ere he take ship for France, and in Southampton
33 The sum is paid, the traitors are agreed.

31 Linger your patience on, and we'll digest
32 The abuse of distance, force a play: —

34 The king is set from London, and the scene
35 Is now transported, gentles, to Southampton.
36 There is the playhouse now, there must you sit.
41 But till the king come forth, and not till then,
42 Unto Southampton do we shift our scene.

37 And thence to France shall we convey you safe,
38 And bring you back, charming the narrow seas
39 To give you gentle pass: for if we may,
40 We'll not offend one stomack with our play.

III.

Der dramatische Aufbau in Heinrich V. und die Frage der Akteinteilung.

Die englischen Dramatiker der Renaissance, welche Akteinteilung fordern oder angewendet haben, berufen sich dafür auf das klassische Altertum. Wir finden sie tatsächlich in der neuen griechischen Komödie bei Menander und der römischen bei Plautus und Terenz (s. jetzt Georgine Burckhardt, die Akteinteilung in der neuen griechischen und in der römischen Komödie, Baseler Diss. 1927. Dazu die Besprechung von Ernst Wüst in der D. Literaturzeitung 39. Heft 1927 Sp. 1897 f.). Seneca in seinen Tragödien hat eine Einteilung in fünf Akte, die er wohl selbst vorgenommen hat; sie entspricht einem künstlerischen Prinzip. Die erste Erwähnung einer Akteinteilung im Altertum findet sich bei M. Terentius Varro im ersten Jahrh. vor Chr.

Die Geschichte der Akteinteilung bei den englischen Dramatikern der Renaissance ist noch zu schreiben. Ich kann darauf hier nicht weiter eingehen, sondern will nur im Anschluß an den Aufbau in Heinr. V. und die eingelegten Chorusreden neues Licht auf die Frage werfen, ob auch Shakespeare seine Dramen in Akte eingeteilt hat [1]). Die Meinungen darüber sind noch immer geteilt. Bekanntlich haben die Quartos von 1597 bis 1619 keine Einteilung in Akte und Szenen. Nur Othello Q. 1621 hat Akt- aber keine Szeneneinteilung. Die Folio I 1623 hat z. T. sehr ungleiche Akt- und Szeneneinteilung, einige Dramen darin überhaupt keine Einteilung. Da wohl mit Recht von der großen Mehrzahl der Forscher angenommen wird, daß die Überlieferung der Shakespeareschen Dramen nicht unmittelbar auf die Originale des Dichters, sondern auf Theaterhandschriften, also auf Abschriften zurückgeht (gelegentlich mit Benutzung vorhandener Quartos), so liegt der Verdacht nahe, die völlig ungleichmäßige Einteilung in der Folio rühre nicht vom Dichter, sondern von den Herausgebern her, zumal man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß diese doch sicher eine vorhandene Akt- und Szeneneinteilung nicht ohne weiteres so oft unberücksichtigt gelassen, sondern im Gegenteil sich zu nutze gemacht hätten.

Aber es ist nicht allein die Frage, ob Shakespeare seine Dramen äußerlich in Akte und Szenen eingeteilt hat, sondern noch wichtiger ist, ob er eine Einteilung auch nach künstlerischen Prinzipien von vornherein bei der Abfassung im Auge gehabt und durchgeführt hat. Der Aufbau in Heinrich V. widerspricht m. E. der in der Folio überlieferten Akteinteilung; sie kann also nicht vom Dichter herrühren, sondern ist nachträglich hinzugefügt worden. Die Herausgeber d. h. die Verleger hielten die Chorusreden für Zwischenreden zwischen den einzelnen Akten.

Die folgenden Ausführungen über den dramatischen Aufbau in Heinrich V. sollen dazu den Beweis liefern.

Der ganze Bau der Historie gliedert sich in 3 Hauptteile:

I. Teil. Vor dem Kriege. Anlaß.

England beschließt den Krieg gegen Frankreich, nachdem die Gründe erwogen und Englands Recht auf die französische Krone

1) Der Aufsatz von T. S. Graves „The Act-Time in Elisabethan Theatres", Studies in Philol. (Univ. of N. C.), July 1915 ist sicher nicht das letzte Wort in dieser Sache. Warum soll Shakespeare nicht eigene Wege hierin gegangen sein, die zumal auch eine Tradition auf dem engl. Theater hatten?

festgestellt ist. Abrechnung mit den Verrätern. Kriegsrat der Franzosen. Forderungen des englischen Gesandten, die abgewiesen werden.

Im ganzen 947 Verse bezw. Prosazeilen (nach der Globe Edition).

II. Teil. Der Krieg.

Dieser Teil ist dreifach gegliedert:

1) Der Sturm auf die Festung Harfleur.

Die Stadt ergibt sich. Trotzdem beschließen die Franzosen den Kampf fortzusetzen.

381 Verse bezw. Prosazeilen.

2) Vor der Entscheidungsschlacht[1]).

Leben und Treiben, Stimmung und Hoffnung im engl. und franz. Lager (abwechselnd geschildert und kontrastierend). — Antwort des engl. Königs an den franz. Herold Montjoye (Ablehnung). — Prahlereien der Franzosen und ihre Zuversicht. — König Heinrich und seine Soldaten. Heinrich als Kriegsheld und edler Monarch. Sein Gebet vor der Schlacht. Seine Verurteilung des Verbrechens seines Vaters (Heinrichs IV.), des Usurpators.

870 Verse bezw. Prosazeilen.

3) Die Entscheidungsschlacht (Agincourt).

464 Verse bezw. Prosazeilen.

---

1) Über der 6. Szene des III. Akts steht seit Rowe die Ortsangabe: „Das englische Lager in der Picardie". Der Zuhörer erfährt aber aus dieser Szene nur, daß das engl. Lager sich bei einer Brücke befindet, die von den Engländern besetzt ist und verteidigt wird. Das genügte dem Dichter. Bei Holinshed, der Hauptquelle des Dichters, lesen wir, daß es sich um die Brücke bei Blangi handelt, die über das Flüßchen Ternois [in der Picardie] führt, dessen Übergang die Franzosen dem engl. Heere auf seinem Marsch nach Calais verwehren wollen. (Delius Anm. S. 786 unten). Shakespeare hat dem Zuhörer die genauere Ortsangabe wohl absichtlich verschwiegen, da es ihm hier nur darauf ankam mitzuteilen, daß König Heinrich sich auf dem Wege nach Calais befindet, weil sein Heer durch Krankheit geschwächt war, sich aber durch die übermütige Herausforderung der Franzosen durch den Herold Montjoye dennoch zum Kampf bereit erklärt, wenn der Feind ihn stellen sollte. —

Auch für die folgende 7. Szene desselben Akts gibt der Dichter keine genauere Ortsangabe. Die modernen Herausgeber setzen darüber: „Das französische Lager bei Agincourt". Wir erfahren aber aus den Reden der Beteiligten nur, daß es Nacht ist und eine Entscheidungsschlacht bevorsteht, sowie daß die Engländer nur fünfzehnhundert Schritt vom französischen Lager entfernt liegen. Die Franzosen wollen am Morgen angreifen.

III. Teil. Der Vertrag und Friedensschluß in Troyes.

Voran geht eine komische Szene, in der der feige Pistol verprügelt wird und Lauch essen muß. Er will sich nach England zurückstehlen und mit seinen Narben (die er durch die Prügel, aber nicht im Kriege bekommen hat) sich in England brüsten. (Eine Verspottung des feigen Soldaten, der im Felde kneift, aber im Frieden den Kriegshelden spielt.)

Der Friedensschluß (der Hauptteil des Abschnitts). Die vorhin kriegführenden Parteien kommen zusammen: Der englische König und Gefolge, der franz. König (Karl) nebst der Königin Isabella und der Prinzessin Katharina. Gegenseitige freundschaftliche Begrüßung. — Vorbereitung der Friedensbedingungen durch Burgund. Preis des Friedens. — Werbung des Soldatenkönigs Heinrich um Katharina (stark betont!). König Karl erklärt ihm die Tochter geben zu wollen. — Der Friede wird unterzeichnet. — England und Frankreich treu verbunden (Worte der Isabella!).

496 Verse bezw. Prosazeilen.

Ergebnis.

Das Ganze gliedert sich sachgemäß in 3 freilich dem Umfang nach ungleiche Teile. Der I. Teil ist fast doppelt so groß wie der kleinste III. Teil und der II. Teil fast doppelt so groß wie der I. Teil. Daß der III. Teil so viel kleiner ist als die beiden anderen, liegt am Stoff. Der Vertrag und Friedensschluß zu Troyes gab dem Dichter wenig Anlaß zu breiten Schilderungen. Aber daß der II. mittlere Teil fast den doppelten Umfang des I. Teils hat, liegt daran, daß er vor allem die Gestalt des Heldenkönigs und die berühmte Schlacht als das Kern- und Glanzstück des Ganzen voll zur Geltung bringen wollte. Der Dichter ergeht sich in breit angelegten Schilderungen: Nach dem Sturm auf Harfleur schildert er das englische und franz. Lager (abwechselnd), das Verhalten des tapferen und leutseligen Königs, die Schlacht mit ihren aufregenden Wechselfällen. Dem Dichter kam es nicht nur darauf an, den Zuschauern den Krieg mit Frankreich und die berühmte Schlacht bei Agincourt in einer Reihe packender Szenen vorzuführen, sondern vor allem auch den englischen König als Soldaten und Menschen in helles Licht zu setzen, als das Muster eines Fürsten, dem Gott den Sieg verleiht. Wie auch der Prolog und die mehrfachen Chorusreden bezeugen, sollte die kurze Regierungszeit dieses nationalen Helden in ihren Höhepunkten dar-

gestellt werden [1]). Sehr beachtenswert ist auch die Ausführlichkeit, mit welcher der Dichter im I. Teil die Lage vor dem Kriege schildert. Die Gründe, die den Krieg als notwendig erscheinen lassen, werden erwogen; das Recht Englands auf die französische Krone wird festgestellt; mit den Verrätern, die Heinrich vor der Abfahrt ermorden lassen wollen, gründlich abgerechnet. Den ernsten Szenen werden auch einige komische beigesellt, die Erinnerungen an die tolle Jugendzeit des jetzt zum ernsten zielbewußten Manne herangereiften Herrschers wachrufen und in Heinrich IV. geschildert waren.

Die Akteinteilung in Heinrich V. (im Anschluß an die eingelegten Chorusreden), welche die Herausgeber der Folio entweder als vom Dichter herrührend ansahen oder selbständig vorgenommen haben, reißt mehrfach eng Zusammengehöriges auseinander. Nach dieser Einteilung fällt die eingehende Schilderung der englischen und französischen Lager teils in den III. Akt (Szene 6 und 7) teils in den IV. Akt (Szene 1. 2. 3), obwohl die letzte Szene des III. Akts und die erste des IV. Akts, wie der Inhalt zeigt, miteinander eng verbunden sind. Ferner: Nach derselben Akteinteilung wird auch die Darstellung der Schlacht auseinander gerissen. Der in sich zusammenhängende Abschnitt, der die Schlacht bei Agincourt schildert, beginnt mitten im IV. Akt mit der 4. Szene.

Es ergibt sich also, daß die in das Stück an besonderen Stellen eingelegten Chorusreden nicht zugleich die Bedeutung haben, auch als Akteinschnitte, d. h. als Marksteine des künstlerischen Aufbaus zu gelten. Oder man müßte annehmen, falls die Akteinteilung zu recht besteht und vom Dichter selber herstammt, daß er, der vielfachen Sitte und der Forderung der Klassizisten nachgebend, eine freilich nur äußerliche Einteilung in fünf Akte seiner Historie gegeben hat. Das scheint mir aber ausgeschlossen.

Das Drama Shakespeares spielte sich auf der Bühne ohne Aktpausen rasch herunter. Die Dauer der Aufführung gibt der Dichter selber in der Regel als zwei knappe Stunden (two short hours) an. Damit kam man auch in vielen Fällen aus. Manche Stücke haben freilich länger gedauert. Auch Streichungen sind für die Aufführung vorgenommen worden. Das läßt sich auch im

1) Der Aufsatz von Evelyn May Albright, The Folio Version of Henry V. in Relation to Shakespeare's Times, in Publications of the Modern Lang. Assoc. of America Vol. XLIII Nr. 3 S. 722 ff. hat mich nicht überzeugt.

Hamlet in einem Falle sehr wahrscheinlich machen. Die Begebenheiten rollten auf der Bühne in größeren oder kleineren Einzelszenen ab, die oft nur lose zusammenhingen, aber doch Teile eines innerlich verbundenen Ganzen waren. Der künstlerische Aufbau war für den Zuschauer im Theater weniger durchsichtig als es bei der Verteilung des Stoffs auf einzelne in sich geschlossene Akte der Fall ist. Fortschritt und Hemmung, Steigerung und Spannung, Ausklang und Ende waren die Dinge, die dem Zuschauer und Hörer als Marksteine der Handlung ins Bewußtsein traten.

Kumāralāta und sein Werk.

Von

Joh. Nobel (Marburg a. L.).

Vorgelegt von E. Sieg in der Sitzung am 26. Oktober 1928.

Über die Person des Kumāralāta liegen in chinesischen und tibetischen Schriften einige Angaben vor, die uns wenigstens eine annähernde Datierung dieses Mannes gestatten. Peri war der erste, der in einer außerordentlich inhaltsreichen Abhandlung über die Zeit des Vasubandhu (*Bulletin de l'École française d'Extrême-Orient*. Vol. XI, p. 359, n. 3) auf einige chinesische Notizen aufmerksam gemacht hat. Den chinesischen Quellen folgend unterschied Peri noch zwischen zwei Personen dieses Namens. Diese Scheidung beruht aber auf einem Irrtum; es ist in analogen Fällen öfters geschehen, daß man dort, wo man scheinbar widerstreitende Angaben vorfand, die entstehenden Schwierigkeiten einfach durch Annahme verschiedener Personen zu lösen suchte. Auch darüber ist heute kein Zweifel mehr, daß die richtige Form des Namens Kumāralāta[1]) ist und nicht Kumāralabdha, Kumāralābha, Kumarāta, Kumārada und ähnlich. Was die chinesische Wiedergabe des Namens Kumāralāta betrifft, so sehe ich nicht, weshalb S. Lévi (*Journal asiatique*, 1927, S. 105), die chinesische Übersetzung 童 受 ändern möchte in |授, da die (wenn auch seltene) Wurzel *lā* ebenso wie *labh* die Bedeutung „empfangen“ und nicht „geben“ hat.

Für die Datierung Kumāralātas entscheidend ist die Angabe, daß er der Lehrer des Harivarman gewesen ist, des Verfassers des Satyasiddhiśāstra, das uns in der chinesischen Übersetzung des Kumārajīva vorliegt[2]). Wenn nach den Ausführungen Peris Hari-

1) In tocharischen Texten ist die Schreibung mit *ṭ* belegt. S. *Sieg u. Siegling, Tocharische Sprachreste*. No. 32, b. 3.

2) Das Satyasiddhiśāstra nimmt, wie Rosenberg (*Die Probleme der buddhistischen Philosophie*, S. 274) hervorhebt, eine Übergangsstellung zwischen Hīnayāna und Mahāyāna ein. Als reines Hīnayānawerk wäre es von Kumārajīva auch kaum übersetzt worden.

varman und Vasubandhu Zeitgenossen gewesen sind und Vasubandhu etwa um die Mitte des vierten nachchristlichen Jahrhunderts gestorben ist, dann wird Kumāralāta wohl um 300 n. Chr. gelebt haben.

Eine besonders hervortretende Persönlichkeit mit nachhaltigem Einfluß scheint Kumāralāta nicht gewesen zu sein. Jedenfalls sind seine literarischen Werke bald in Vergessenheit geraten. Auf einige Einzelheiten habe ich schon an anderer Stelle aufmerksam gemacht. Kumāralāta lebte, wie wir schon früher aus einer Notiz bei Hsüan-tsang wußten, in Takṣaśilā. Im *Fo-tsu-li-tai-t'ung-tsai* (Bd. 5, S. 157) lesen wir, daß er im Lande der *Ta Yüeh-shih* lebte und der Sohn eines Brahmanen war. Wichtig ist eine Bemerkung im *Fu-fa-ch'uan*, aus der hervorzugehen scheint, daß er der Schüler des Saṃghayaśas gewesen ist. Inzwischen hat aber Lüders[1]) unter den Turfanfragmenten Bruchstücke eines größeren Werkes gefunden, dessen genauer Titel nach den Kolophonen als *Kalpanāmaṇḍitikā* (oder *Kalpanālaṃkṛtikā*) *Dṛṣṭāntapaṅktiḥ* entziffert worden ist. Die Richtigkeit dieser Lesung, die lediglich aus den mühsam zusammengesetzten Handschriftenresten gewonnen ist, hat sich durch andere literarische Angaben glänzend bestätigt. Lüders stellte bald fest, daß die Kalpanāmaṇḍitikā in ihrer ganzen Anlage mit dem angeblich von Aśvaghoṣa verfaßten und von Kumārajīva übersetzten *Sūtrālaṃkāra* übereinstimmt, und hat daraus den Schluß gezogen, daß auf Seiten des Kumārajīva ein Irrtum vorliegen müsse und daß das von ihm übersetzte Werk keine Schrift der Aśvaghoṣa gewesen sei, sondern eben jene Kalpanāmaṇḍitikā des Kumāralāta.

S. Lévi hat sich in einem aus zwei Teilen[2]) bestehenden Auf-

---

1) H. Lüders, *Bruchstücke der Kalpanāmaṇḍitikā des Kumāralāta. Leipzig 1926.* (*Kgl. Preuß. Turfan-Expeditionen. Kleinere Sanskrittexte. Heft 2.*)

2) Es ist nicht ganz leicht, den Ausführungen des Verfassers im zweiten Teile zu folgen. Gleich am Anfang (S. 113) ist die Rede „*d'une série d'indications qui éclaircissent inopinément l'histoire obscure du Sûtrâlaṃkâra, et qui paraissent avoir échappé jusqu'ici aux savants de l'Extrême-Orient comme à ceux de l'Occident*". Das Ergebnis entspricht aber nicht dem, was man nach dieser Ankündigung erwarten sollte, und trägt auch nichts zur Lösung des Problems Aśvaghoṣa-Kumāralāta bei. Aus der Bemerkung Kumārajīvas zum Vimalakīrtinirdeśa läßt sich, soweit der Verfasser des Sūtrālaṃkāra in Frage kommt, nichts Positives entnehmen. Der Phrase *kuang tsao ching lun* kann auf keinen Fall irgend eine besondere Bedeutung beigelegt werden, als ob damit der Sūtrālaṃkāra gemeint wäre (S. Lévi, S. 126, hält eine Übersetzung für möglich, wie „*Sa grande composition est le Sûtraśâstra*", *notre Sûtrâlaṃkâra étant désigné par ce titre*). *Ching-lun* ist in der buddhistisch-chinesischen Sprache eine sehr geläufige Verbindung im Sinne von „Sūtras und Śāstras", und der fragliche Satz hat deshalb einen ganz allge-

satz *Le Dṛṣṭānta-paṅkti et son auteur* (*Journal asiatique*. Juli-August 1927, S. 95 ff.) gegen einige Ansätze Lüders' gewandt und dadurch das ganze schwierige Problem noch mehr in den Vordergrund des Interesses gerückt. Der französische Gelehrte hat auf ein paar Stellen hingewiesen, die für die Beurteilung des Kumāralāta von Bedeutung sind. K'uei-chi, der berühmte Lehrer des Hsüan-tsang, sagt im *Wei-shih-lun-shu-chi* (IV, 53 und II, 36), daß man Kumāralāta als 譬喻師 *p'i-yü-shih* bezeichne[1]). *P'i-yü* ist nach Rosenberg (*Vocabulary* S. 434) die chinesische Übersetzung des indischen *dṛṣṭānta*. Dann ist *p'i-yü-shih* nichts anderes als *Dārṣṭāntika*. Der chinesische Gewährsmann verweist zur Begründung dieses Ausdrucks auf ein Werk des Kumāralāta, das den Titel *P'i-yü-man* 鬘*-lun* oder *Chieh*結*-man-lun* trage. Da *man* Sanskrit *paṅkti* widergibt, ist *P'i-yü-man-lun* natürlich ohne weiteres mit *Dṛṣṭānta-paṅkti-śāstra* identisch. Der Ausdruck *Chieh-man-lun* dagegen macht Schwierigkeiten. Die Gleichsetzung von *chieh-man* mit *sūtra* ist ausgeschlossen. Denn erstens entstammt sie, wie S. Lévi selbst betont, einer unkontrollierbaren Quelle, zweitens dürfen wir *man* nicht von dem *man* des ersten Titels trennen; *man* muß also auch hier die gut bezeugte Bedeutung *paṅkti* haben, und drittens wäre mit einem Titel wie *Sūtraśāstra* nichts gewonnen, weil wir, wie ich glaube, den Titel des Werkes des Kumāralāta gar nicht mit dem Titel *Ta-chuang-yen-ching-lun* (*Mahālaṃkārasūtraśāstra*), wie Aśvaghoṣas Werk heißt, identifizieren dürfen. Liegt es nicht nahe, in dem Worte *chieh* eine Wiedergabe des indischen *kalpanā* zu sehen? *Chieh* heißt in der Grundbedeutung „knüpfen", dann aber auch „festsetzen, bilden, herrichten". Die Wurzel *kḷp*, von der *kalpanā* eine Ableitung ist, bedeutet (im Causativum) aber ebenfalls „festsetzen, herrichten". Dann wäre *Chieh-man-lun* (was in analogen

meinen Sinn und lautet wörtlich übersetzt: „In breiter Weise verfaßte er Sūtras und Śāstras". Mehr ist daraus nicht zu entnehmen. Auch wäre von Sūtraśāstra auf Sūtrālaṃkāra trotz S. Lévis geistreicher Interpretation, die aber auf eine so landläufige Phrase nicht anwendbar ist, noch ein weiter Weg.

1) Dies steht auch schon bei Peri (*a. a. O.*): Kumāralabdha ... passe pour le fondateur de l'école Sautrāntika et, du titre d'un de ses ouvrages, reçoit souvent le nom de *P'i-yu louen che*. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf eine ältere Notiz hinweisen. Wassiljew (*Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur. St. Petersburg 1860*, S. 122) sagt: „Einer von den Namen der Sautrāntika-Schule ... war „die durch Beispiele beweisende" (*dpe-ston-pa*), und dieser war ihr deshalb gegeben, weil sie sich durch das Bestreben, ihre Meinungen durch Beispiele zu bekräftigen, auszeichnete". Die Schrift „*Die Systeme des Dschamjang-schadpa*", worauf verwiesen wird, ist mir leider nicht zugänglich.

Fällen so oft geschieht) lediglich ein abgekürzter Titel, gleich Sanskrit *Kalpanā[maṇḍitikā-dṛṣṭānta-]paṅkti-śāstra.*

Auf Grund der Bemerkungen des K'uei-chi kommt S. Lévi zu der Schlußfolgerung, daß die Bezeichnung *Kalpanāmaṇḍitikā* oder *Kalpanālaṃkṛtikā* nicht der Titel des Turfanfragmentes ist, sondern vielmehr *Dṛṣṭāntapaṅkti*; der Ausdruck *Kalpanāmaṇḍitikā* sei nur ein Zusatz. Die Sache liegt aber so einfach doch wohl nicht. Von den beiden im Kolophon stehenden Worten *kalpanāmaṇḍitikā* und *dṛṣṭāntapaṅkti* ist das erste im Vergleich zum zweiten der individuellere Begriff. *Kalpanāmaṇḍitikā* ist ein durchaus ungewöhnlicher, bisher nirgends belegter Ausdruck und als solcher keinesfalls ein belangloses Beiwort zu *dṛṣṭāntapaṅkti*. Ganz anders wäre es, wenn es etwa hieße *kalpanālaṃkṛtā;* dies wäre nicht mehr als ein Epitheton zu *Dṛṣṭāntapaṅkti*. Rein grammatisch aufgefaßt ist *kalpanāmaṇḍitikā* oder das synonyme *kalpanālaṃkṛtikā* ein Bahuvrīhi, adjektivisch bezogen auf *dṛṣṭāntapaṅkti*. Das Werk ist eine Sammlung von „analogen Erzählungen" (wenn man *dṛṣṭānta* hier so übersetzen will), aber das Wesentliche ist dabei, daß diese Sammlung (als Gattungsbegriff) durch den ganz individuellen Zusatz *kalpanāmaṇḍitikā* vom Autor charakterisiert ist. Die Variante *kalpanālaṃkṛtikā* als sprachlich etwas einfachere Form ist vielleicht als eine Art Glosse in den Text gelangt. Gestützt wird diese Vermutung dadurch, daß eine Wendung wie *svakalpanālaṃkṛta* tatsächlich im Text selbst vorkommt, in dem nachträglich gefundenen Fragment, bei Lüders S. 197. Wenn man also genau sein will, dann mag man den Titel des Werkes vollständig als *Kalpanāmaṇḍitikā Dṛṣṭāntapaṅktiḥ* angeben. Das Wesentliche bleibt aber das erste Wort.

Wichtiger als diese Titelfrage ist das Verhältnis, in dem die Kalpanāmaṇḍitikā zu dem von Kumārajīva übersetzten Werk steht.

Erinnern wir uns daran, daß Kumārajīva, der Übersetzer des Sūtrālaṃkāna, von 344—413 n. Chr. gelebt hat, daß die Blütezeit des Kumāralāta etwa um das Jahr 300, eher aber später fällt und daß für Aśvaghoṣa, den angeblichen Verfasser des Sūtrālaṃkāra, heute wohl allgemein die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts beansprucht wird. Unter diesen Umständen ist es außerordentlich unwahrscheinlich, daß Kumārajīva, der im ungünstigsten Falle kaum hundert Jahre nach Kumāralāta gestorben ist, eine große und offenbar auch die bedeutendste Schrift des Kumāralāta versehentlich dem Aśvaghoṣa zugeschrieben und ihr obendrein noch einen Titel gegeben hat, den das Werk des Kumāralāta garnicht einmal aufweist. Es ist dies um so unwahrscheinlicher, als Kumāra-

jīva einen großen Teil seiner Arbeitskraft in den Dienst dieser seiner Übersetzung gestellt hat. Und man wird ihm unmöglich vorwerfen wollen, daß er bei der gründlichen Ausbildung, die er genossen, und bei den großen Reisen, die ihn als begeisterten Anhänger des buddhistischen Gedankens bis über Kaschmir hinausgeführt haben, nicht über Kumāralāta, der in Takṣaśilā gewirkt hatte, unterrichtet gewesen ist, um so weniger, als Kumārajīvas Lehrer, der Hīnayānameister Vimalākṣa, selbst aus Kaschmir stammte und den größten Teil seiner Tätigkeit in der Zentrale des buddhistischen Lebens, in Kuci, zugebracht hat.

Ich halte es daher für ausgeschlossen, daß Kumārajīva sich in einer so wesentlichen Angelegenheit, über die eine noch vollkommen lebendige Tradition vorhanden gewesen sein muß, geirrt haben sollte. Man müßte also schon annehmen, daß sowohl die völlig unerklärbare Fassung des Titels wie auch die Angabe des Autors Aśvaghoṣa versehentlich später hinzugekommen sind, während die Übersetzung selbst in der Tat die Übersetzung von Kumāralātas Kalpanāmaṇḍitikā darstellt. Allein auch eine solche Annahme entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. In der Reife seines Lebens war Kumārajīva ein überzeugter Anhänger des Mahāyāna, und wir wissen, daß er mit Geringschätzung auf das Hīnayāna herabsah und im Grunde seines Herzens bedauerte, daß er in seiner Jugend dieser unvollkommenen und brüchigen Lehre gehuldigt hatte. Und nun soll er ein umfangreiches Werk übersetzt haben, dessen Verfasser ein ausgesprochener Vertreter des Hīnayāna war und sogar der Verfechter der hīnayānistischen Schule der Sautrāntikas und Begründer der daraus hervorgegangenen Schule der Dārṣṭāntikas?

Doch prüfen wir den von Kumārajīva übersetzten Text selber, so muß ich gestehen, daß sich für mich als unabweisbare Tatsache ergibt: Dieser Sūtrālaṃkāra *kann* nicht von Kumāralāta, sondern *muß* von Aśvaghoṣa verfaßt sein. Dies zeigen mit größter Deutlichkeit die Einleitungsstrophen. Ich führe diese wichtigen Verse in der Übersetzung Éd. Hubers (*Açvaghoṣa, Sûtrâlaṃkâra. Paris 1908.* S. 1) hier an (die eckigen Klammern sind meine Zusätze):

Je commence par vénérer le Maître sublime
Qui a renoncé au desir, qui surpasse tout ce qu'il
y a dans les trois mondes;
Je fais ma révérence à la Loi de l'Omniscient,
Ambrosiaque et merveilleuse,
De même qu'à l'Assemblée à huit parties,
Au Saṃgha sans tache et pur.
Les bhikṣus *Fou-na* [d. i. *Pūrṇa*] et *Pârçva*

Les maîtres (vielm. Le maître) des çâstras *Mi-tche* [d. i. *Mecaka*],
L'Assemblée des Sa-p'o-che-p'o [Sarvāstivādin],
Ceux qui pratiquent la bonne voie du Taureau-Roi:
Tous ces maîtres des çâstras
Nous les suivons pleins de vénération.
Maintenant je vais énoncer par ordre
et faire connaître le Tchouang-yen-louen (Sûtrâlaṁkâraçâstra),
Tous ceux qui l'entendront obtiendront le contentement.
Tous les biens en résulteront.
En qui faut-il vénérer et qui ne faut-il pas vénérer?
Entre ce qui porte la marque du bien ou la marque du mal
Il convient de bien distinguer.

„Wenn[1]) es sich auch kaum entscheiden läßt, ob Pārśva oder Pūrṇa den Ruhm hat, Aśvaghoṣa bekehrt zu haben, oder ob sie beide seine Lehrer gewesen sind, oder ob Pūrṇa als der Lehrer des Pārśva gelten muß (vgl. Suzuki, *Açvaghosha's Discourse on the awakening of faith. 1900.* S. 24 ff.; S. Lévi, *Journal asiatique.* X 12, S. 91 ff.), so steht doch fest, daß sie und wahrscheinlich auch Mecaka eine entscheidende Rolle in Aśvaghoṣas Leben gespielt haben. Gerade Aśvaghoṣa hat also Veranlassung, diese drei Männer, die ihm so viel gewesen sind, in der Einleitungsstrophe seiner Dichtung anzurufen. Dieses persönliche Verhältnis kommt noch besonders dadurch zum Ausdruck, daß Pārśva und Pūrṇa für Aśvaghoṣa nichts weiter sind als Bhikṣus und Mecaka nichts weiter als Śāstrameister. Sie sind für ihn also nicht Heilige ferner Vergangenheit. All dies trifft für Kumāralāta nicht zu. Wie sollte er gerade dazu gekommen sein, in der Eröffnungsstrophe Aśvaghoṣas Lehrer anzurufen!"

Es ist sehr bedauerlich, daß wir den Anfang der nur äußerst fragmentarisch erhaltenen Kalpanāmaṇḍitikā nicht besitzen. Nach den ausgesprochenen Erwägungen ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja ausgeschlossen, daß dieses Werk mit denselben Einleitungsstrophen begonnen haben sollte wie der Sūtrālaṃkāra. Bei allen sonstigen Übereinstimmungen müßte hier die Abweichung sein.

Daß, so wie uns die Texte vorliegen, der Sūtrālaṃkāra ein Werk des Aśvaghoṣa und die Kalpanāmaṇḍitikā ein Werk des Kumāralāta ist, finden wir im ersten Falle durch die Einleitungsstrophen und die gute chinesische Überlieferung, im zweiten Falle

1) Ich zitiere hier wörtlich aus einem von mir Anfang des vorigen Jahres fertiggestellten Manuskript einen Abschnitt, dessen Abdruck unterblieben war.

durch das Alter der Handschrift[1]) so trefflich verbürgt, daß wir beides als Tatsachen hinnehmen müssen. Sind beide Werke nun wirklich identisch? Wollte man diese Frage unbedingt bejahen, dann wäre Kumāralāta allerdings nicht viel mehr als ein Fälscher gewesen, auch wenn man, wie S. Lévi (S. 104) mit Recht hervorhebt, bedenkt, daß die Idee des literarischen Eigentums dem indischen Geiste fremd ist. Der Dramatiker und Poetiker Rājaśekhara, der in seiner Kāvyamīmāṃsā (Kap. XI) mit bemerkenswerter Ausführlichkeit die Verwendung des literarischen Eigentums anderer behandelt, beginnt seine Darlegungen mit der Feststellung, daß es zwei Arten des „Nehmens (*haraṇa*)" gäbe, eine, die man lassen, und eine, die man anwenden soll. Der große Jainaheilige Hemacandra hat in seinem Kommentar zu seinem eigenen Kāvyānuśāsana umfangreiche Partien aus eben jener Kāvyamīmāṃsā wörtlich ohne Namensnennung übernommen und Vāgbhaṭa hat dasselbe getan. Diese großen und fruchtbaren Autoren schrieben fleißig ihre Bibliotheken aus und hielten das zweifellos für ihr gutes Recht. Viel milder wird man diese Praxis beurteilen, wenn sich herausstellt, daß nicht lediglich literarischer Ehrgeiz, sondern religiöser Eifer und religiöse Propaganda für solche Dinge ausschlaggebend gewesen sind.

Die Vergleichung des Sūtrālaṃkāra mit der Kalpanāmaṇḍitikā wird dadurch sehr erschwert, daß wir den ersten Text eben nur in der chinesischen Übersetzung kennen. Es steht nun allerdings fest, daß die ganze Anlage der Kalpanāmaṇḍitikā, vor allem hinsichtlich der Reihenfolge der einzelnen Abschnitte, die gleiche ist wie die des Sūtrālaṃkāra. Aber im einzelnen sind doch Unterschiede vorhanden, die für die Beurteilung unserer Frage durchaus nicht gleichgiltig sind. Lüders selbst hat die Stellen, wo beide Texte auseinandergehen, eingehend geprüft (S. 50—60 und 198—199). „Man darf freilich nicht glauben", sagt Lüders (S. 56), „daß es Kumārajīvas Absicht gewesen ist, eine wortgetreue Übersetzung zu liefern. Ich habe schon ... gezeigt, daß er Prosa durch Verse und Verse durch Prosa wiedergibt, daß er Erzählungsstrophen den Personen der Erzählung in den Mund legt und umgekehrt Strophen, die Reden enthalten, zu Erzählungsstrophen umwandelt, daß er nach Belieben die Formeln des Originals fortläßt oder hinzufügt oder verändert, einmal ... sogar den ganzen Epilog streicht. Mit

1) Gründliche paläographische Untersuchungen haben Lüders zu der Überzeugung gebracht, daß die Handschrift aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts stammt, ja, daß ihre Entstehungszeit eher um 300 als um 350 anzusetzen ist. Danach scheint die Handschrift tatsächlich noch zu Lebzeiten Kumāralātas geschrieben zu sein.

derselben Freiheit ist aber der Text überall behandelt. Stellen, wo zwar die Worte des Textes wiederkehren, der Gedanke aber mehr oder weniger verändert ist, begegnen auf Schritt und Tritt ...". Ich brauche die Einzelheiten hier nicht aufzuführen, da die wesentlichsten und damit auch bedenklichsten Unterschiede von Lüders scharf herausgehoben worden sind. Wichtige Teile der Erzählung sind geändert, Vergleiche ohne ersichtlichen Grund fortgelassen, ja, die Motivierung ist mitunter eine andere. Zieht man in Rechnung, daß die erhaltenen Bruchstücke der Kalpanāmaṇḍitikā nicht übermäßig zahlreich sind, so stellt die Fülle der Abweichungen von Kumārajīva einen für die Beurteilung des Problems sehr gewichtigen Faktor dar. Auf „Verkürzungen und Verbreiterungen" braucht man nicht einmal viel Wert zu legen, da diese auf Rechnung des chinesischen Geschmacks gesetzt werden können. Aber die Abweichungen innerer und wesenhafter Natur weisen deutlich darauf hin, daß das Werk, das Kumārajīva übersetzt hat, nicht die Kalpanāmaṇḍitikā des Kumāralāta ist. Man wäre sonst ja zu der Annahme gezwungen, daß Kumārajīva den ihm vorliegenden Text in eine sehr wesentlich andere Fassung gebracht hätte. Für eine derartig starke inhaltliche Korrektur des Originals läßt sich auch nicht die leiseste Motivierung vorbringen. Sie widerspricht vielmehr geradezu der Gepflogenheit. Kumārajīva hat frei übersetzt, indem er mit Hilfe seiner chinesischen Freunde die sprachliche Gestaltung dem chinesischen Geschmack anzupassen suchte. Sein Mitarbeiter Sêng Jui hat uns selbst eine kleine, sehr lehrreiche Episode aus der Arbeitsweise des Meisters überliefert. Es handelt sich dabei um die Stelle aus dem Saddharmapuṇḍarīkasūtra (S. 202): *devā api manuṣyān drakṣyanti manuṣyā api devān drakṣyanti*, wobei Kumārajīva die alte Übersetzung Dharmarakṣas zurückwies und nach einer Wiedergabe suchte, die besser dem chinesischen Sprachgebrauch angepaßt wäre. Den Sinn des indischen Originals und seine ganze Anlage zu ändern, das kann niemals in der Absicht des Kumārajīva gelegen haben.

Entscheidend aber ist die bisher nicht gewürdigte Tatsache, daß Strophen durch Prosa und Prosa durch Strophen ersetzt und daß die Einführungen der Strophen in beiden Texten grundverschieden sind. Diese Abweichung ist von so fundamentaler Bedeutung, daß sie allein ausreichen würde zu beweisen, daß der von Kumārajīva übersetzte Text eben nicht die Kalpanāmaṇḍitikā des Kumāralāta ist. Das Verfahren, das Original hinsichtlich der metrischen und Prosapartien zu ändern und damit die Grundanlage des Sanskrittextes geradezu zu zerstören, widerspricht vollkommen der

Übersetzungstechnik des Kumārajīva und wahrscheinlich der chinesischen Gewohnheit überhaupt. Ich habe von diesem Gesichtspunkt aus Kumārajīvas Übersetzung des Saddharmapuṇḍarīkasūtra mit dem Sanskrittext verglichen und konnte, was ich von vornherein annahm, eine derartige Harmonie zwischen dem Original und der Übersetzung feststellen, wie sie, trotzdem die Ausgabe des indischen Textes durchaus nicht einheitlich und endgiltig zu nennen ist, vollkommener nicht gedacht werden kann.

Werden wir so dazu gedrängt, die Kalpanāmaṇḍitikā als ein vom Sūtrālaṃkāra verschiedenes Werk anzusehen, so liegt, meine ich, in dieser Tatsache nicht einmal etwas besonders Auffälliges. Da der Verfasser des Sūtrālaṃkāra sich in den Einleitungsstrophen als ein Vertreter der Sarvāstivādins erweist, so ist das ganze Werk als dieser Schule gehörig zu bezeichnen. Daß man es später zu der Mahāyānaliteratur rechnete, ist eine Angelegenheit, die mit der Persönlichkeit Aśvaghoṣas zusammenhängt und für uns hier ohne Bedeutung ist. So verschieden nun auch die Lehren der einzelnen Schulen gewesen sein mögen — die Differenzen waren allerdings oft genug recht geringfügig —, so sind die zahlreichen Geschichten, die im Umlauf waren, keinesfalls Alleinbesitz einer bestimmten Richtung, sondern Gemeingut gewesen. Eine strenge Scheidung war bei den Dingen, die ein allgemeines Interesse boten, nicht möglich und nicht erwünscht. Zeigen sich doch auch sonst Übereinstimmungen großen Stils. Bekannt sind die Beziehungen zwischen dem in chinesischer Übersetzung vorhandenen Aśokāvadāna und dem Divyāvadāna, und S. Lévi hat (*T'oung pao* II, 8, 1907, S. 105 ff.) nachgewiesen, daß der größte Teil der Erzählungen des Divyāvadāna im chinesischen Vinaya der Mūla-Sarvāstivādins enthalten ist. Doch wird man schwer entscheiden können, welche Person die literarische Fixierung zuerst vorgenommen hat. Aus solchen Übereinstimmungen darf man nicht zu weit gehende Schlüsse ziehen. Nichts ist verständlicher, als daß die Mönche der einzelnen Schulen eine eigene Sammlung der erbaulichen Geschichten zu haben wünschten, redigiert von einem Literaten aus ihren Reihen. Kumāralāta, der nach einstimmigem Urteil aus der Schule der Sautrāntikas hervorgegangen ist, hat, um die Geschichtensammlung des Sūtrālaṃkāra auch der von ihm vertretenen Schule dienstbar zu machen, die Sammlung als Ganzes, aber mit zahlreichen und für die damaligen Begriffe wesentlichen Änderungen im einzelnen übernommen. Kumāralāta hat geändert. Und nun ist ein Punkt bedeutsam. In dem nachträglich gefundenen Fragment (S. 197) ist ein Satz enthalten, der, wie mir scheint, uns einen Einblick in das

ganze Problem gibt. Es heißt hier: *tadyathāsthi ... svakalpanālaṅkṛto-smābhir evam abhidhīyamānaḥ śobheta*, was Lüders übersetzt: „So dürfte z. B. (die Geschichte von dem) Skelett, ... die nach eigener Phantasie ausgeschmückt ist, wenn sie in folgender Weise von uns vorgetragen wird[1], einen guten Eindruck machen". Daß diese Bemerkung nicht in Kumārajīvas Übersetzung stehen kann (und tatsächlich auch nicht steht), ist selbstverständlich. Denn dieses ist eine individuelle Notiz des Kompilators der Kalpanāmaṇḍitikā.

Wenn man das Verhältnis der Kalpanāmaṇḍitikā zum Sūtrālaṃkāra von diesem Standpunkt aus betrachtet, dürfte schließlich noch ein scheinbar unwesentlicher und darum auch nicht beachteter Umstand nicht ganz gleichgiltig sein. In den Kolophonen zum 3. und 6. Abschnitt steht *ārya-Kaumāralātāyām*. ... Es steht nicht da eine Wendung im Sinne von *ārya-Kumāralāta-viracitāyām* ... („verfaßt von Kumāralāta"), sondern eine Vṛddhiableitung vom Namen, was doch nicht ganz dasselbe ist. Die Verfasserschaft wird dadurch nicht so scharf betont, sondern nur hervorgehoben, daß das Werk zu Kumāralāta in einer bestimmten Beziehung steht. Aus dem dritten Kolophon, das unglücklicherweise sehr fragmentarisch erhalten ist, läßt sich nicht viel entnehmen; immerhin beginnt es mit einem Genetiv, *bh[ik]ṣ[o](s) t(āk)[ṣ](aśila([k](as)y(a-ā)[rya]*. ...

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß das unter dem Titel *Ta-chuang-yen-ching-lun* übersetzte Werk gemäß der guten chinesischen Überlieferung dem Aśvaghoṣa zuzuschreiben ist und daß die weder in chinesischer noch tibetischer Übertragung vorhandene *Kalpanāmaṇḍitikā Dṛṣṭāntapaṅkti* des Kumāralāta mit jener Übersetzung Kumārajīvas nichts zu tun hat, sondern als eine für bestimmte Zwecke vorgenommene Bearbeitung der Sūtrālaṃkāra anzusprechen ist.

---

1) Von mir gesperrt.

